

BIOS

ZEITSCHRIFT FÜR BIOGRAPHIEFORSCHUNG, ORAL HISTORY
UND LEBENSVERLAUFSANALYSEN

1/2007

Bios

Zeitschrift für
Biographieforschung, Oral History
und Lebensverlaufsanalysen

Inhalt Heft 1/2007 (20. Jahrgang)

Ulrich Kittstein

Der Künstler als „Ainigma“
Reflexionen über die Künstlerbiographie in Wolfgang Hildesheimers
Mozart und Marbot3

Carsten Heinze

Der paratextuelle Aufbau der Autobiographie19

Daniel Jütte

Haskala und Hokuspokus
Die Biographie Jakob Philadelphias (ca. 1734-1797)
und ihre Implikationen für die deutsch-jüdische Geschichte40

Felix Wemheuer

Oral History auf chinesischen Dörfern
Am Beispiel von ländlichen Erinnerungen an die „Große Sprung“-Hungersnot.....52

Enrico Lippmann und Martina Schiebel

Westmigration von ABF-Lehrkräften
„... wenn die Schmiede selbst dann schon republikflüchtig sind.“77

Margit Reiter

NS-Nachkommen im Spannungsfeld von Nichtwissen – Ahnen – Wissen
Eine Fallanalyse103

Projekt- und Archivberichte

Alexander von Plato

Erinnerungen an ein Symbol

Die Bombardierung Dresdens im Gedächtnis von Dresdenern123

Almut Leh und Henriette Schlesinger

Ein Denkmal für die Verfolgten. Die Sammlung von Lebensgeschichten

ehemaliger Sklaven- und Zwangsarbeiter138

Gudrun Wedel

„Kempowskis Lebensläufe“ und seine Archive

Bericht über eine Ausstellung in der Akademie der Künste Berlin153

Literaturbesprechung

Nicolaas A. Rupke: Alexander von Humboldt. A Metabiography

(*Arthur Schlegelmilch*)157

Autorinnen und Autoren dieses Heftes159

Der Künstler als „Ainigma“

Reflexionen über die Künstlerbiographie in Wolfgang Hildesheimers

Mozart und Marbot

Ulrich Kittstein

I.

Das Buch *Mozart*, das Wolfgang Hildesheimer 1977 vorlegte, ist das gewichtigste Zeugnis einer Verehrung für diesen Komponisten, die in der Lebensgeschichte des Autors weit zurückreicht. Bereits mehr als zwei Jahrzehnte zuvor, im Mozart-Jahr 1956, hatte Hildesheimer einen einschlägigen Vortrag gehalten und publiziert, dem weitere Veröffentlichungen zum Thema folgten.¹ So bildet die große Monographie, wie auch schon ihr Einleitungssatz zum Ausdruck bringt (vgl. III, 9)², den Höhepunkt und den zusammenfassenden Abschluss einer langen gedanklichen Beschäftigung mit dem Phänomen Mozart. Allerdings verknüpft sich mit der Faszination, die Hildesheimer an Mozart band, noch ein weiterer Schreibimpuls, nämlich die schroffe Ablehnung der vorliegenden Mozart-Biographien, die in Hildesheimers Augen ein verfälschendes Bild des Künstlers vermitteln: „Dieses ist nicht zuletzt ein Buch des Widerspruchs, eine Antwort auf Herausforderung, Versuch einer Wiederherstellung, der Reinigung eines im Lauf der Jahrhunderte mehrfach übermalten Freskos“, heißt es programmatisch im zweiten Absatz (S. 9). Tatsächlich fungiert die konventionelle Biographik, von der er sich distanziert, durchgängig als negativer Bezugspunkt für Hildesheimers Ausführungen zu Mozart, die ihr besonderes Profil gerade in der polemischen Abgrenzung gewinnen – lediglich die Mozart-Verehrung als solche, die Bewunderung für „das größte Genie der bekannten Menschheitsgeschichte“ (S. 385), ist beiden Seiten gemeinsam. Allerdings erscheint jene Biographik in *Mozart* als eine weitgehend undifferenzierte Größe. Nur selten geht Hildesheimer näher auf einzelne Arbeiten ein, kaum einmal wird der Name eines Verfassers genannt, und ein Literaturverzeichnis sucht man in seinem Buch vergebens. Es ist mehr als zweifelhaft, ob Hildesheimer den zahlreichen wissenschaftlichen Studien zu Mozarts Leben und Werk gerecht wird, wenn er pauschal „das Werk der Biographen“ (S. 18) kommentiert; seine Angriffe treffen eher ein naives Verständnis von den Aufgaben und Eigenarten der Lebensbeschreibungen großer Künstler. Als fundamentale Kritik an bestimmten landläufigen Vorstellungen von Biographik und als grundsätzliche Reflexi-

1 Über Hildesheimers Veröffentlichungen zu Mozart und die biographischen Zusammenhänge informiert ausführlich Jehle 1990, 134–137.

2 Hildesheimers Schriften werden im folgenden nach Hildesheimer 1991 zitiert; angegeben sind jeweils Band- und Seitenzahl.

on über die Möglichkeiten und Grenzen dieser Gattung ist Hildesheimers *Mozart* jedoch von großem Interesse, und unter eben diesem Aspekt soll das Werk im Folgenden analysiert werden. Dazu ist es erforderlich, in einem ersten Schritt das hier entworfene, gleichsam idealtypische Modell der ‚Trivialbiographie‘ anhand der zahlreichen, über das ganze Buch verstreuten Hinweise systematisch zu rekonstruieren. Vor diesem Hintergrund soll dann anschließend jenes Konzept des biographischen Schreibens, das Hildesheimer selbst entwickelt und erprobt, erörtert werden.

Nach Hildesheimers Überzeugung muss jeder Forscher, der sich nicht mit einem bloßen Referat von „Daten und Fakten“ begnügt, sondern ein Bild von Mozarts Persönlichkeit entwerfen will, notgedrungen seine „Vorstellungskraft“ einsetzen, um mögliche tiefere Zusammenhänge, die nicht unmittelbar belegt werden können, deutend zu erschließen. Gegen derartige spekulative Anteile einer biographischen Darstellung hat Hildesheimer auch nichts einzuwenden – sofern sie als solche kenntlich und damit der kritischen Überprüfung zugänglich gemacht werden. Doch eben diesem Gebot entzieht sich die konventionelle Biographie, die „die Grenze zwischen Fakt und Vermutung“ verwischt, indem sie „alles im gleichen Wortlaut einer in sich ruhenden Autorität“ vorträgt (S. 11). So werden mit Hilfe rhetorischer Strategien Gewissheit und Verlässlichkeit suggeriert; skeptische Urteile und Zweifel des Lesers finden von vornherein keine Ansatzpunkte. Die Eingängigkeit der Schilderung resultiert dabei keineswegs aus einem wirklichen Verständnis der fernen historischen Gestalt, sie ergibt sich vielmehr aus der Wiederbegegnung des Rezipienten mit wohlbekannten Deutungsmustern, die der Biograph verwendet hat: Es sind die „vertrauten Normen mythenbildender Lebensbeschreibung“ (S. 11), die einem solchen biographischen Erzählen seine Struktur wie auch seine (scheinbare) Überzeugungskraft verleihen.

Das „Elend der Trivialbiographie“ besteht für Hildesheimer hauptsächlich in dem Bestreben der Verfasser, den jeweiligen Helden ihrem eigenen Verständnishorizont – wie dem ihrer Leserschaft – anzupassen und sämtliche Erklärungen „innerhalb der uns zugänglichen und dem Radius unseres Erlebens entsprechenden Wahrscheinlichkeit“ aufzusuchen (S. 13). Demgemäß hat alles, was über die historische Gestalt gesagt wird, in den „Grenzen des Vorstellbaren [...] oder zumindest des Möglichen, wie es dem Auffassungsvermögen des Autors entspricht,“ zu bleiben (S. 14). Das grundsätzlich Andersartige, Fremde, das dem Protagonisten der Biographie anhaften mag, wird damit konsequent ausgeblendet, jedes störende Element, alles „Unheimliche“ oder „Peinliche“ (S. 18), im Interesse einer sorgsam Glättung des gebotenen Bildes beseitigt. Letztlich verschwindet das Objekt der Darstellung ganz zugunsten einer reinen Selbstbespiegelung des Darstellenden (und sekundär dann auch des Lesers), der im Zuge seiner „Identifikation [...] mit dem Helden“ die mögliche – und im Falle Mozarts sogar unvermeidliche – „Ungleichheit der Potenzen“ ignoriert (S. 13). Die naive Identifikation verbindet sich überdies mit einer unbewussten Idealisierung, denn die Biographen projizieren gerne ihr eigenes Wunsch-Ich auf den Gegenstand ihrer Bemühungen. Hildesheimer erläutert dies am Beispiel der „Eiferer für die ‚Reinheit‘“, denen vor allem Mozarts Beziehung zu seinem ‚Bäse‘ ein Dorn im Auge sein muss: „Ihr Maßstab dieser Eigenschaft [= der Reinheit] ist am eigenen Ich modelliert, so wie es sich ihnen selbst darbietet. Die sinistre Tiefe dieses Ich bleibt ihnen stets verborgen.“ Der „Verdrängung eigener Fehlbarkeiten“ korrespondiert mithin die „Zensur der Fehlbarkeit des Helden“ (S. 123).

Die für die Trivialbiographie konstitutive Strategie, dem genialen Künstler unreflektiert die Persönlichkeit des späteren Betrachters unterzuschieben, offenbart sich für Hildesheimer nicht zuletzt in den häufigen Versuchen, aus Mozarts Werken, insbesondere aus der Verwendung bestimmter Tonarten, Rückschlüsse auf das Empfinden und das Seelenleben des Komponisten zu ziehen. Solche Bemühungen basieren auf der unbegründeten Annahme, dass die Emotionen eines (heutigen) Rezipienten beim Anhören eines Musikstückes als Indikator für die Gefühle des Schöpfers während der Kompositionsarbeit dienen könnten. Noch einen Schritt weiter geht der Anspruch der Biographen, eine feste Verbindung zwischen Mozarts Werken, seiner äußeren Existenz und seinem seelischen Leben aufzudecken. Hildesheimer übersetzt das Problem und den konventionellen Lösungsversuch in die Terminologie der Musikwissenschaft:

Wir konfrontieren uns mit einer Partitur von zwei Systemen: der melodieführenden Stimme – Mozarts Musik – und dem Generalbaß – sein äußeres Leben. Die verbindenden Mittelstimmen, die seines Unbewußten, seiner inneren Impulse und Diktate [...], fehlen. [...] Wir kennen die Kompositionsaufgabe [...], zu zwei vorhandenen Systemen ein drittes, verbindendes, herzustellen. So etwa haben wir das Werk der Biographen zu betrachten: sie haben das verbindende System zwischen den beiden Existenten, nämlich seinem Erleben und dem – vermeintlichen – Niederschlag in seinem Werk, hinzukomponiert. (S. 18)

Die Trivialbiographie entwirft Mozarts Lebensweg nach einem schlichten, leicht nachvollziehbaren Verlaufsschema, das zu den bereits erwähnten „Normen mythenbildender Lebensbeschreibung“ gerechnet werden kann: Sie sieht den Komponisten „in den Perioden des Wunderkindes und des früh dem Tod Geweihten. Die Stadien dazwischen neigen entweder dem Anfang oder dem Ende zu“ (S. 54). Gemäß dem leitenden „Wunsch nach Entsprechung zwischen Leben und Werk“ (S. 328) werden die einzelnen Schöpfungen des Meisters in diesen Rahmen eingefügt und aus ihrer spezifischen Position heraus ‚erklärt‘. Der biographische Zusammenhang soll also das künstlerische Produkt verständlich machen, weshalb jedes bedeutende Werk sogleich die Suche nach dem erhellenden lebensgeschichtlichen Anlass in Gang setzt. Hildesheimer demonstriert diesen fatalen Mechanismus eingehend am Beispiel der Klavier-Sonate in a-Moll (K. 300d), die Mozart im Sommer 1778 in Paris komponierte. Die vermeintliche „tragische“ Stimmung“ dieses Klavierstückes habe man mit gewissen „Schicksalsschlägen“, etwa dem Tod der Mutter, zu begründen versucht (S. 93). Doch für Hildesheimer enthüllt die obligatorische Frage „Was ist denn eigentlich geschehen?“ nur besonders deutlich das fundamentale „biographische Mißverständnis“, nämlich „die Ansicht, es müsse etwas geschehen, eine Erfahrung gemacht sein, die so tief und genau auf diese Weise wirkt, so gezielt getroffen habe, daß sie, in Zerstörung eines festgesetzten Programmes, das Werk in eine neue Richtung lenke, eine neue Dimension einführe, aufgrund derer der Künstler von nun an nicht mehr derselbe sei“ (S. 94). Die Biographen postulieren demnach zwischen einem durch die Quellen belegten Erlebnis, der von ihnen unterstellten emotionalen Reaktion des Betroffenen und dem zur gleichen Zeit entstandenen Werk einen direkten Zusammenhang, den sie als Erklärungsmodell präsentieren. Auf Hildesheimers Einwände gegen dieses Verfahren wird noch ausführlicher einzugehen sein.

Betrachtet man Mozarts Lebensgang als kohärenten, geschlossenen Ablauf, so muss der Tod des Helden als tragisch-notwendiger Höhe- und Schlusspunkt erscheinen. Unter diesen Umständen liegt eine teleologische Deutung nahe: Auf das ‚vorzeitige‘ Sterben hat, „nach bisheriger Sicht, dieses Leben zielgerichtet zuzulaufen [...]. Für das Ende hat man sogar, aus Zeugnissen objektiven Befundes und subjektiver Ahnung, eine Art biographischer Engführung konstruiert“ (S. 299). Diese Auffassung wirkt wiederum auf die Einschätzung der späten Werke Mozarts zurück, für die die „Apotheosensicht“ bestimmend geworden ist (S. 346). So gilt die *Zauberflöte* als „weltlicher Schwanengesang“ des Künstlers (S. 328), und dem letzten Klavierkonzert (K. 595) wird „das Element eines verklärten Abgesanges zugeschrieben“ (S. 318). Die Tendenz der Biographen, die Verknüpfung von Lebenslauf und Werk als Instrument des Verstehens einzusetzen, erfährt in solchen Interpretationen ihre äußerste Zuspitzung.

Resümierend lässt sich festhalten, dass die von Hildesheimer in seinen verstreuten Bemerkungen skizzierte ‚konventionelle Biographik‘ ganz von dem Wunsch bestimmt wird, ihren Protagonisten verständlich und zugänglich zu machen. Zu diesem Zweck fügt sie das überlieferte Datenmaterial in leicht nachvollziehbare Zusammenhänge ein und eröffnet Deutungsangebote, die an das Alltagswissen und den Alltagsverstand der Leserschaft appellieren. Geprägt von einem „Exzeß an Interpretationslust“, zieht sie geradezu zwanghaft überall verständnisfördernde Verbindungslinien und sucht „alles [...] zum Beweismittel“ für ihre Konstruktionen zu machen (S. 87). Indem Hildesheimer sich in seiner eigenen literarischen Praxis auf allen Ebenen gegen diese Form biographischen Schreibens wendet³, entwickelt er in *Mozart* auch eine – unsystematische und teils implizite – Theorie der Künstlerbiographie. In deren Mittelpunkt steht die Formel vom Künstler als „Ainigma“ (S. 18): Nach Hildesheimers Überzeugung, die im Mozart-Buch unablässig umkreist und unter immer neuen Blickwinkeln bestätigt wird, stellt das schöpferische Genie eine rätselhafte, undurchschaubare Größe dar, der das Verständnis auf keine Weise beizukommen vermag. Folglich ist Hildesheimer bemüht, den durch die geläufigen biographischen Bilder verdeckten Abstand zu der historischen Gestalt Mozart wiederherzustellen, die als trügerischen Schein durchschaute Vertrautheit mit ihr abzubauen und die falsche Gewissheit, Mozart sei in Wahrheit ‚einer von uns‘ (vgl. S. 475), zu zerstören. Damit wird die übliche Zwecksetzung der Gattung Biographie in ihr Gegenteil verkehrt: Hildesheimer „verzichtet auf das erklärte Ziel jeder biographischen Annäherung, das ‚Vermittlung‘ heißt“ (Neumann 1978, 83). Um seine Intention zu verwirklichen, bedient er sich einiger Schreibstrategien, die man als biographische Verfremdungstechniken charakterisieren könnte, weil sie darauf ausgerichtet sind, all jene sinnstiftenden Zusammenhänge, die die Trivialbiographik zu entwerfen pflegt, aufzulösen.

„Es ist [...] die Absicht dieses Versuches, die Distanz zwischen beiden Seiten [= Leser und Held] zu vertiefen“, heißt es bereits in einem der einleitenden Abschnitte

3 Die kritisch-polemische Ausrichtung erklärt auch Hildesheimers Verzicht auf den Untertitel „Biographie“. In seinem Aufsatz *Die Subjektivität des Biographen* konstatiert er unmissverständlich, er habe sein „Mozartbuch niemals als Biographie empfunden“ (III, S. 463). Die Auseinandersetzung mit dieser Gattung und ihrer Fragwürdigkeit prägt sein Schaffen übrigens von Anfang an. Schon in den fünfziger Jahren beschäftigen sich die *Lieblosen Legenden* „auf ironisch-satirische Weise mit den verschiedenen Abwegen des Biographismus“ (Hanenberg 1989, 186), und Peter Horst Neumann sieht Hildesheimers Schreiben generell „von einem starken Affekt gegen die traditionelle Biographik beherrscht“ (Neumann 1986, 22). Vgl. zu diesem Themenkomplex allgemein auch Bohnacker 1988.

(S. 18). Diese „Distanz“ ist zunächst einmal durch den historischen Abstand bedingt. „Das Vermögen, sich in eine Gestalt der Vergangenheit zu versetzen, beherrschen wir nicht“, konstatiert Hildesheimer an späterer Stelle (S. 296). In besonderem Maße gelte dies für Menschen, die vor dem Zeitalter der Französischen Revolution gelebt haben. Die Auffassung, dass uns Personen aus solchen Epochen psychologisch nicht zugänglich seien, gehört zu den Axiomen Hildesheimers beim Umgang mit der Geschichte und ist von ihm in verschiedenen Kontexten immer aufs Neue betont worden. Goethe oder Beethoven mögen der Psychologie unserer Zeit prinzipiell noch erreichbar sein, ist in den *Anmerkungen zu einer historischen Szene* („*Mary Stuart*“) aus dem Jahr 1970 zu lesen, „aber von dort nur ein paar Dekaden zurück, über die Französische Revolution hinaus und hinein ins Zeitalter des Absolutismus, vor allem dorthin, wo die ‚Aufklärung‘ noch nicht so recht um sich gegriffen hat – und schon herrscht dichter Nebel in der Seelenlandschaft. Wer vermeint, hier etwas zu sehen, der irrt. Die Menschen des Absolutismus sind uns fremd und bleiben uns ewig fremd“ (VI, S. 845).⁴ Versuche, die seelischen Dispositionen und Reaktionen Mozarts und seiner Zeitgenossen mit Modellen unserer (Alltags-)Psychologie zu rekonstruieren, müssen demnach scheitern oder irreführende Resultate hervorbringen. Damit ist ein wesentliches Instrument konventioneller biographischer Forschung und Erkenntnis von Grund auf in Frage gestellt.

Auch den vermeintlich naheliegenden und von den Biographen immer wieder genutzten Zugang zu Mozarts Persönlichkeit über seine Musik sieht Hildesheimer versperrt, da die Gefühle eines heutigen Rezipienten seines Erachtens nicht das Mindeste über die des Komponisten verraten: „Das rezeptive Empfinden des Deuters [...] hat mit der Absicht des Schöpfers höchstens zufällig etwas zu tun“ (III, S. 94).⁵ Mozarts Werke stellen keine Selbstoffenbarungen des Komponisten dar, sie bezeugen lediglich seine Fähigkeit, mit den souverän beherrschten musikalischen Mitteln starke und vielfältige Emotionen in seinen Hörern zu wecken. Hildesheimer verdeutlicht dies unter anderem an der Kirchenmusik, die nicht als Beleg für Mozarts persönliche Gläubigkeit missverstanden werden dürfe:

Seine Messen mögen bei Gläubigen religiöse Inbrunst hervorrufen, sie waren bewußt darauf angelegt, doch nicht vom Glauben eingegeben, sondern vom Willen, ihn darzustellen. [...] Denn „Inbrunst“ ist ein Gefühlsmoment des Nachvollzuges, das vom Schöpfer angestrebte Resultat. Es ist das Hervorgerufene, nicht aber die Verfassung während des gedanklich-kreativen Prozesses. Der Wunsch, sie hervorzurufen, erfordert objektive Bewältigung, nicht das eigene Mitergessen. (S. 383)

Ähnliches gilt für die Opernfiguren des Komponisten, deren enormes „Register emotionaler Erfahrungen“ zwar Mozarts „Beherrschung angewandter Psychologie“ bezeugt (S. 161), aber keine Einblicke in seine individuelle Gefühlswelt eröffnet, da er auch hier stets die „Distanz des unbeirrbar Objektiven wahr“ (S. 165).

4 Vgl. in diesem Sinne auch die einschlägigen Bemerkungen in *Bleibt Dürer Dürer?* (VII, S. 121), in: *Der ferne Bach* (VII, S. 224–230) und in Hildesheimers Rede Zur Verleihung des Literaturpreises der Bayerischen Akademie der Schönen Künste (IV, S. 267).

5 Diese These wird in *Mozart* in Variationen vielfach wiederholt; vgl. beispielsweise S. 178, 184, 187, 216, 383.

Wie schon oben erörtert, kritisiert Hildesheimer an der Trivialbiographik nicht die Subjektivität der Perspektive – die er für unvermeidlich hält –, sondern nur deren mangelnde Offenlegung durch die Verfasser. Die „subjektive Sicht des Darstellenden“ kann bei der Erforschung Mozarts nicht ausgeblendet werden, doch muss der Autor „seiner Subjektivität eingedenk“ bleiben und sie einer methodischen Kontrolle unterwerfen, damit das Objekt seiner Forschung nicht gänzlich hinter Projektionen verschwindet und die „Grenzen zwischen Wunsch und Wahrheit“ nicht verschwimmen. Das geeignete Werkzeug einer solchen Kontrolle ist für Hildesheimer die Psychoanalyse, die den Forscher lehrt, „den Grad seiner Beziehung *zu* und der Identifikation *mit* seinem Gegenstand zu bestimmen und zu regulieren, somit den positiven wie negativen Affekt so weit wie möglich auszuschalten“ (S. 12 f.) – in psychoanalytischer Terminologie würde man von einer Reflexion und Beherrschung der eigenen Übertragungsreaktionen sprechen. Dass er mit solchen Äußerungen „im Glauben an die Psychoanalyse zu weit gegangen“ ist, räumte Hildesheimer später in seinem Essay *Die Subjektivität des Biographen* selbst ein (S. 467), aber im Prinzip hielt er daran fest, dass diese Wissenschaft dem Forscher die Möglichkeit gewähre, „Vorurteil und Affekt“ weitgehend abzustreifen und sich selbst im Umgang mit dem Gegenstand seiner Arbeit objektiver und distanzierter zu sehen (S. 475). Im Mozart-Buch wird die Psychoanalyse also nicht in erster Linie auf Mozart, sondern vornehmlich auf seinen Betrachter, das biographische Ich, angewendet (vgl. dazu Weerdenburg 1986, 64 f.). Die Erforschung der fernen historischen Gestalt erfordert nach Hildesheimers Überzeugung immer auch eine Auseinandersetzung des Forschers mit sich selbst: Fremd- und Selbsterkenntnis sind dialektisch miteinander verschränkt – so wie sich in der konventionellen Biographik, wie erwähnt, in einer gewissermaßen negativen Dialektik das Selbstmissverständnis des Autors und das Missverstehen seines Objekts wechselseitig bedingen und bestärken.

Die Quellenfülle zu Mozarts Leben ist beträchtlich, doch Hildesheimer beurteilt den „Reichtum an Dokumentation“ eher als Gefahr, weil er den Betrachter zu der Illusion verführt, „über Mozart Bescheid zu wissen“ (S. 367). Tatsächlich aber lässt sich die Kluft zwischen den nachweisbaren äußeren Erlebnissen des Komponisten und seiner inneren Welt nicht überbrücken. Sie sorgt für jene unreduzierbare Fremdheit, die in Hildesheimers Augen das wesentliche Merkmal dieser historischen Gestalt ist: Gerade das „Element, das ihr Kreatives und ihr Äußeres zusammenhält“, entzieht sich jedem Zugriff, bleibt „dunkel und rätselhaft“ (S. 292). Diese zentrale Leerstelle, sozusagen der blinde Fleck jeder ernst zunehmenden Darstellung Mozarts, macht es unmöglich, ein geschlossenes, harmonisch abgerundetes Bild des Künstlers zu zeichnen. Die äußeren Daten, Mozarts Fühlen und Denken und schließlich sein musikalisches Oeuvre repräsentieren unterschiedliche Sphären, zwischen denen keine befriedigende, verständnisfördernde Verknüpfung gelingen kann. Hildesheimer beruft sich hier zunächst auf das Fehlen erhellender Selbstaussagen des Komponisten, das er wiederum auf die dem Genie eigentümliche Unfähigkeit „zur verbalen Kommunikation dessen, was sein Inneres bewegt“, zurückführt (S. 66). Mozart wurde sich selbst nie zum Gegenstand bewusster Wahrnehmung und Deutung, er verwirklichte auch – anders als etwa Beethoven – niemals zielstrebig ein bestimmtes Lebensprogramm, und erst recht waren ihm jene demonstrativen Selbstinszenierungen fremd, die Hil-

desheimer als Signum des affektierten ‚Schein-Genies‘ versteht.⁶ Für Mozarts künstlerische Produktivität kommt in Hildesheimers Verständnis dem *Unbewussten* eine ausschlaggebende Bedeutung zu. Er schaltet diese Instanz, deren Wirkungsweise nicht erhellt werden kann, gleichsam zwischen die biographischen Erfahrungen und die emotionalen Reaktionen Mozarts auf der einen und seine musikalischen Schöpfungen auf der anderen Seite und entzieht die Verbindung beider Bereiche damit jeder rationalen Durchdringung.⁷ An die Stelle der von den Trivialbiographen bevorzugten schlichten Relation ‚biographisches Ereignis – gefühlsmäßige Verarbeitung – Kunstwerk‘ setzt Hildesheimer folglich eine Hypothese, die gerade in ihrer wenig befriedigenden Vagheit den Tatsachen eher gerecht werden soll: „Mozarts depressive Phasen und Momente, seien sie nun von äußerem Geschehen abhängig oder nicht“, hätten „notwendigerweise kreative Strömungen im Unbewußten in Bewegung“ gebracht (S. 93). Auch am Beispiel der erstaunlichen psychologischen Komplexität von Mozarts Operngestalten erörtert Hildesheimer das nicht-bewusste Wirken der genialen Schöpferkraft: „Mozart hat seine Figuren intuitiv und vorbewußt erfaßt. [...] Er hat dieses Erfassen auf einer vorbewußten Ebene – sozusagen – abgefangen und es dort verarbeitet. In diesem Schöpfungsprozeß hat er das Leben in seiner Universalität sublimiert, ohne es zu wissen: die fiktive Gestalt offenbart sich ihrem Publikum unter Umgehung dessen, der die Offenbarung vermittelt“ (S. 257). Das schöpferische Unbewusste ist im Rahmen von Hildesheimers Überlegungen nicht etwa Teil eines differenzierten psychologischen oder psychoanalytischen Modells künstlerischer Kreativität, es dient vielmehr in erster Linie der Aufrechterhaltung des ‚Ainigma‘, das der Künstler für jeden Betrachter darstellt, und fungiert letztlich nur als weitere Chiffre für das unlösbare Rätsel des Genies.

Dass Hildesheimer darauf verzichtet, das Leben seines Helden in streng chronologischer Folge zu rekonstruieren, sollte nach den Ausführungen über seine kritische Abgrenzung von der Trivialbiographik nicht mehr verwundern. *Mozart* gliedert sich in Abschnitte von unterschiedlichem Umfang, die in assoziativ verknüpfter Folge ausgewählte thematische Schwerpunkte beleuchten. Ausdrücklich bekennt sich Hildesheimer zu dem Bemühen, „Chronologisches zu verwischen“ (S. 36). Zudem erlaubt er sich manche einseitigen und niemals näher begründeten Schwerpunktsetzungen bei der Behandlung einzelner Etappen von Mozarts Lebenslauf – die langen Italienaufenthalte in der Kindheit bleiben beispielsweise so gut wie ganz ausgespart, während der Reise, die den jungen Mozart in den Jahren 1777/78 über Augsburg und Mannheim nach Paris führte, sehr breiter Raum gewidmet wird. Diese auffälligen Merkmale der Monographie lassen nicht nur auf den Wunsch des Autors schließen, sich die größtmögliche Freiheit in der Wahl und Anordnung seines Materials zu bewahren. Der Verzicht auf die geschlossene narrative Form signalisiert vielmehr zugleich eine Abkehr von jenen (unausgesprochenen) theoretischen Prämissen, die die konventionellen Biographien mit dieser Form verbinden. Hildesheimer kann weder von der diachronen Entwicklung von Mozarts äußerer Existenz noch von der synchronen Zuordnung einzelner Werke zu bestimmten biographischen Ereignissen oder

6 Das echte Genie definiert sich für Hildesheimer demnach geradezu durch seine ‚Unbewusstheit‘ und seinen unhintergehbaren Rätselcharakter. Ob eine solche Bestimmung von Genialität überzeugend und ausreichend ist, soll hier nicht diskutiert werden.

7 Vgl. zu dieser Kernthese Hildesheimers auch die Feststellungen in: *Bleibt Dürer Dürer?* (VII, S. 117f.) und in: *Was sagt Musik aus?* (VII, S. 180f.).

Phasen wertvolle Erkenntnisse über die Persönlichkeit oder die Kunst des Komponisten erwarten. Mozarts Lebenslauf ist für ihn keine sinnerfüllte, strukturierte Ganzheit, die sich in narrativer Folgerichtigkeit abbilden ließe und in deren Zusammenhang sämtliche Einzelheiten aus ihrer jeweiligen Position im übergreifenden Gefüge verständlich würden. So wendet sich Hildesheimer etwa gegen den Versuch, Mozarts Musikstücke als „Gegenstand eines Entwicklungsschemas“ zu begreifen, „das auf Zukünftiges hinausläuft“, und beispielsweise die drei letzten, ‚großen‘ Symphonien zum Nachteil der früheren aufzuwerten (S. 57). Stattdessen fordert er den Verzicht auf die Einordnung der Werke in spezifische Verlaufs- und Entwicklungsmuster und die Würdigung eines jeden als künstlerische Schöpfung *sui generis*: „Wir tun als Hörer besser daran, jede einzelne Sinfonie aus dem Kontext einer zeitlichen Folge sich lösen und als Zeugnis eines seelischen und schöpferischen Zustandes auf uns wirken zu lassen, als Werke, die ihrem eigenen Gesetz und ihrer eigenen Notwendigkeit gehorchen.“ (S. 58)

In der Fülle der dokumentierten Erlebnisse, Äußerungen und künstlerischen Hervorbringungen Mozarts gibt es für Hildesheimer keine erhellenden, beispielsweise kausalen Beziehungen zwischen den verschiedenen Elementen. Als exemplarisch können jene Monate des Jahres 1787 gelten, in deren Verlauf Mozart an *Don Giovanni* arbeitete, daneben unter anderem einen satirischen *Musikalischen Spaß* sowie zwei bedeutende Streichquintette komponierte, den Tod seines Vaters ohne sonderliche Rührung zur Kenntnis nahm, aber seinem soeben verstorbenen Vogel – einem Staren – ein skurriles Trauergedicht widmete und zugleich in der Korrespondenz mit der Schwester darauf achtete, dass ihm sein Anteil an der väterlichen Erbschaft nicht verkürzt wurde. Hildesheimer resümiert: „Die hier behandelten Monate werfen [...] die Frage nach dieser geheimnisvollen Synchronie seiner inneren Vorgänge auf, nach jener Partitur, in der dem *Don Giovanni* wie dem Disparaten, dem Tod des Vaters und dem des Vogels, den Quintetten und der Erbschaft je eine Stimme zukam, wenn auch ungleicher Bedeutung und ungleicher Qualität.“ (S. 223) Es muss kaum eigens erwähnt werden, dass Hildesheimer diese „Partitur“ für unauffindbar hält. Sollte es in Mozarts Psyche einen Punkt gegeben haben, von dem aus sich ein Zusammenhang aller genannten Phänomene für sein Erleben und Fühlen erschließen ließe, so ist der Forscher jedenfalls außerstande, dorthin vorzudringen.

Hildesheimer blendet Mozarts Einbettung in die sozialen Verhältnisse seiner Zeit und in die Musikgeschichte des 18. Jahrhunderts weitgehend aus, was in Besprechungen und Forschungsbeiträgen mitunter kritisch vermerkt wurde (vgl. beispielsweise Fest 1989, 292 f. und Hirsch 1997, 201). In der Tat ist diese Zurückhaltung eine problematische Konsequenz seines Bemühens, die Stellung des Künstlers als „Ainigma“, als erratische Größe, ungeschmälert zu lassen und seine Integration in Kontexte, die gewisse Aspekte seiner Existenz näher beleuchten könnten, zu vermeiden. Überzeugender wirkt Hildesheimers von ähnlichen Motiven inspirierte Interpretation von Mozarts Tod, die einmal mehr die Stoßrichtung gegen die konventionelle Biographik deutlich zu erkennen gibt. Für Hildesheimer ist Mozarts Ableben nicht der Schlusspunkt einer teleologischen Entwicklung, die bei aller Tragik doch Geschlossenheit, ja unter Umständen einen höheren Sinn verbürgen würde. Der Tod des Helden erscheint in *Mozart* als ein rein kontingentes Ereignis, um so mehr, als der Verfasser sich der Auffassung anschließt, dass das Ende verhältnismäßig plötzlich gekommen sei und

somit keine langwierige Krankheit die gesamte Existenz des Komponisten ‚überschattet‘ habe.

Hildesheimers Urteil über die *Zauberflöte*, die letzte Mozart-Oper, hat unter Musikfreunden und Fachleuten einigen Unmut ausgelöst. Er hält das Libretto für schwach, die Musik nur teilweise für gelungen und konstatiert: „Die Bedeutung der *Zauberflöte* innerhalb von Mozarts Gesamtwerk ist von je überschätzt worden“, wofür nicht zuletzt die durch das biographische Kontextwissen geförderte „Apotheosensicht“ verantwortlich sei (S. 345 f.). Eine solche Argumentation lässt erkennen, was Hildesheimer – abgesehen von der literarischen und musikalischen Bewertung der Oper, die hier nicht zur Diskussion steht – zu seiner skeptischen Stellungnahme bewegt: Aufs Neue versucht er, diesmal im Medium der Werkinterpretation, jener naiven Sichtweise den Boden zu entziehen, die die Entwicklung von Mozarts Leben und Werk als einen organischen Prozess versteht, der im frühen Tod – der ‚Verklärung‘ – bzw. in den letzten Schöpfungen des Meisters seine Erfüllung gefunden habe. Diese Intention könnte zudem eine weniger augenfällige, aber nicht minder signifikante Eigenart des Mozart-Buches erklären, nämlich die weitgehende Vernachlässigung des *Requiem*s, das Hildesheimer zwar mehrfach erwähnt, aber im Gegensatz zu den großen Opern keiner detaillierten Interpretation würdigt. Auch durch diese Leerstelle konterkariert die Monographie die landläufige „Apotheosensicht“.

Man kann nun keineswegs behaupten, in Hildesheimers *Mozart* schwimme der Protagonist gänzlich im Ungewissen, denn dem Leser eröffnen sich durchaus mancherlei Einblicke in verschiedene Bereiche seines Lebens – oder, wie der Autor formuliert: „Einzelaspekte einer möglichen Wirklichkeit“ zeichnen sich ab (S. 12). In dieser Wendung kommt aber auch schon die entscheidende doppelte Einschränkung, die das ganze Buch prägt, zum Ausdruck. Die subjektive Perspektive des Verfassers bleibt bei aller psychoanalytisch fundierten Selbstkontrolle doch unübersteigbar und lässt eben nur eine „mögliche Wirklichkeit“ in den Blick kommen; und selbst dieser spekulative Entwurf vermag lediglich „Einzelaspekte“, Bruchstücke zu bieten, nicht aber ein harmonisch gerundetes Gesamtbild, da jener Bezirk im Seelenleben des Künstlers, in dem sich die Verknüpfung der „Einzelaspekte“ verbergen könnte, unzugänglich bleiben muss. In der essayistisch-lockeren, gewissermaßen fragmentarischen Gestalt von Hildesheimers Monographie findet diese Ansicht von den Möglichkeiten und Grenzen eines Zugangs zu Mozart ihr formales Pendant.

Dass faszinierte Rezipienten von Mozarts Musik sich auch der Persönlichkeit des Komponisten gedanklich zu nähern suchen, hält Hildesheimer für unausweichlich; ebenso überzeugt ist er allerdings davon, dass sie dabei scheitern müssen – diese Auffassung bildet förmlich das organisierende Zentrum seines Buches.⁸ Gleichwohl erscheinen diese Versuche als lohnend und belehrend, sofern das Scheitern und seine Ursachen reflektierend ins Bewusstsein gehoben und nicht etwa, wie in der Trivialbiographik, durch Selbsttäuschungen überspielt werden. Hildesheimers *Mozart* ist daher, wie man schon auf der ersten Seite erfährt, von vornherein als programmatisches Dokument eines solchen Scheiterns angelegt, das im Hinblick auf die Leserschaft eine didaktische Funktion erfüllen soll: Auch die ernüchternde Einsicht in die

8 Die Verbindung von Zwangsläufigkeit und Vergeblichkeit solcher Bestrebungen hat Hildesheimer auch in anderen Texten bekräftigt, die sich dem Umgang mit Musik und ihren Schöpfern widmen; vgl. *Was sagt Musik aus?* (VII, S. 172 f.) und *Der ferne Bach* (VII, S. 218 f.).

„definitiven Grenzen unserer Vorstellung“ (S. 12) und unserer Erkenntnismöglichkeiten kann man als Gewinn verbuchen. Wahrscheinlich steht Mozart *nach* der Lektüre von Hildesheimers Werk rätselhafter vor dem Leser als zuvor, und genau dies wollte der Verfasser erreichen: „Wenn es mir gelungen ist, etwas von dieser Unvorstellbarkeit zu vermitteln, zu demonstrieren, daß Mozart *nicht* einer von uns ist, dann ist mein Buch gelungen.“ (S. 475)

II.

Doch mit dem Buch *Mozart* war Hildesheimers letztes Wort zur Frage nach dem Ursprung genialer Kreativität und zu den Problemen der Künstlerbiographik noch keineswegs gesprochen. Wenige Jahre später nahm er diese Themen in der fiktiven Biographie *Marbot* (1981) in veränderter Form wieder auf. In der wissenschaftlichen Diskussion um das Buch bilden sie freilich nur einen Aspekt unter mehreren, denn viele Analysen konzentrieren sich, herausgefordert durch die eigentümliche ‚Machart‘ von *Marbot*, auf fiktionstheoretische Gesichtspunkte. Hildesheimer präsentiert hier eine Studie über eine frei erfundene Gestalt – der kunstinteressierte Sir Andrew Marbot, Abkömmling einer katholischen Familie aus Nordengland, soll von 1801 bis 1830 gelebt haben –, die auf alle offenkundigen Privilegien fiktionalen Erzählens verzichtet und sich in das Gewand einer sorgfältig recherchierten, bisweilen etwas pedantischen wissenschaftlichen Lebensbeschreibung kleidet.⁹ Die Besonderheiten dieser ungewöhnlichen Konstruktion werden in den folgenden Überlegungen jedoch nur am Rande berührt, da es ihnen vordringlich darum geht, die in *Marbot* enthaltenen impliziten oder expliziten Reflexionen über das biographische Erzählen und die Wurzeln des Schöpferischen herauszupräparieren.

Als Anknüpfungspunkt bietet sich dabei die in einem Interview mit Hildesheimer formulierte These von Hanjo Kesting an, *Mozart* und *Marbot* seien als „Spiegelbücher“ aufzufassen: „Mozarts Genialität bleibt bei Ihnen letztlich unerklärt, wohl weil sie unerklärbar ist. Bei Marbot aber stellen Sie eine Beziehung her zwischen seinem psychischen Komplex [...] und seiner spezifischen Begabung. Wird hier nicht an der erfundenen Gestalt des Marbot [...] etwas nachkonstruiert, was an der realen Gestalt Mozarts [...] nicht wirklich bewiesen, nicht wirklich belegt werden kann?“ (Hildesheimer/Kesting 1986, 87f.; vgl. in diesem Sinne auch Bohnacker 1988, 211) Was sich im Falle Mozarts als unmöglich erwies – Leben und Schaffen zueinander in Beziehung zu setzen, den Zusammenhang von individueller Erfahrung, emotionaler Reaktion und kreativer Äußerung zu durchschauen –, würde demnach bei Marbot gelingen, weil sich der Verfasser einer *fiktiven* Biographie die erforderlichen Quellen, hier in erster Linie Selbstaussagen des Protagonisten in Briefen und Tagebuchnotizen, nach Belieben erfinden kann.¹⁰

Bedeutend ist Marbot – wenn man die Fiktion akzeptiert – als Urheber einer proto-psychoanalytischen Theorie der Kunst und des Künstlers (in erster Linie des Malers) im frühen 19. Jahrhundert. Indem er „das Kunstwerk als Diktat der unbewußten Re-

9 Vgl. zu den durch dieses Phänomen aufgeworfenen Problemen insbesondere Hamburger 1985 und Cohn 1992.

10 Vgl. ergänzend die Feststellung von Schiff 1989, 315: „bei einem erfundenen Helden aus der Vergangenheit“ fällt verständlicherweise „jene ‚unüberbrückbare Ferne‘“ weg, die jeden tieferen Zugang zu Mozart unmöglich gemacht hatte.

gungen seines Schöpfers“ deutet (IV, S. 17), greift er auf eine „psychoanalytisch orientierte Ästhetik“ voraus (S. 19). Als Grundlage dieser Leistung aber erweist sich der biographisch ‚belegte‘ Inzest, den Andrew Marbot und seine Mutter, Lady Catherine, vollziehen: Er stiftet die Verbindung zwischen dem Leben bzw. den nachweisbaren Erfahrungen und dem literarischen Schaffen des Schriftstellers Marbot. Entsprechend eingehend würdigt das biographische Ich¹¹ diesen entscheidenden Punkt in Marbots Existenz in seinen Reflexionen im Anschluss an die Schilderung der ersten inzestuösen Vereinigung: „Und eine neue Dimension ist in Andrews Bewußtsein jäh erwacht, es ist ein Empfindungszentrum entstanden, das ihn von Stund an leitet und beherrscht; das ihn zwar nicht immer und überall sehend macht, ihn aber bei allen seinen zukünftigen Begegnungen nach verborgenen oder unterdrückten Kräften unter der Oberfläche suchen läßt.“ (S. 58) Im Umgang mit Kunstwerken vermag Marbot somit fortan zwischen Oberfläche und Tiefe, zwischen der sichtbaren Leistung und ihren geheimen, auch dem Künstler selbst nicht bewussten Antrieben zu differenzieren:

So wurde ihm denn sein eigenes Erleben zum Anlaß, tiefer zu forschen als zu jener Schicht, die nur das Bewußte im Menschen verrät. Von nun an also galt es, den Wegen und Irrwegen menschlichen Verhaltens nachzuforschen und in den Werken nach Spuren der für ihren Schöpfer erträglichen oder unerträglichen, den verschuldeten und den unverschuldeten Lebensumständen zu suchen; ein Aufspüren des Tabu, seiner Quelle in der Seele und seine Rechtfertigung in der Kunst. (S. 58 f.)

Wiederholt betont der Biograph, dass nur diese Verknüpfung von Erlebnis, seelischer Verarbeitung und geistig anregender Wirkung, die ihren Niederschlag in Marbots Schriften findet, die Persönlichkeit seines Helden und dessen Arbeiten voll verständlich werden lasse. Andrew Marbot sei ein „überragende[r] Geist, von einer geheimnisvollen Macht geleitet und inspiriert, die nun einmal nicht, wie bei den meisten, verschlossen blieb oder verschwiegen wurde [...], sondern deren Wirkungsweise weitgehend entschlüsselt werden konnte“ (S. 130). Blieb bei der Gestalt Mozarts jenes „Element, das ihr Kreatives und ihr Äußeres zusammenhält, dunkel und rätselhaft“ (III, S. 292), so lässt es sich im Falle Marbots sehr wohl ausleuchten und mit Hilfe der psychoanalytischen Begrifflichkeit fassen¹² – der junge Engländer ist kein ‚Ainigma‘, vor dem der Betrachter trotz aller Bemühungen um ein tieferes Verständnis letztlich ratlos steht. „Das Rätsel Mozart liegt ja eben darin, daß sich der ‚Mensch‘ als Schlüssel versagt“, hatte Hildesheimer in seinem früheren Buch herausgestellt (III, S. 53); von den biographisch belegten Fakten und Daten, von den Erlebnissen und Erfahrungen des Komponisten führt für uns kein Weg in seine innere Welt oder gar

11 Diese Instanz kann in *Mozart* noch ohne weiteres mit Wolfgang Hildesheimer identifiziert werden; in *Marbot*, dessen Held erfunden ist, liegen die Dinge komplizierter. Zum Verhältnis des realen Autors zum fiktiven Biographen in diesem Buch vgl. weiter unten.

12 Vgl. auch folgende Überlegung des Biographen: „Der Ersatz des aktiven libidinösen Vollzuges durch theoretisches Eindringen in die Kunst seiner Darstellung im weitesten Sinne und, darüber hinaus, in die Welt des Kreativen überhaupt, ist in mancher Hinsicht typisch als Objektverschiebung.“ (IV, S. 136) Anders als in *Mozart* wird die Psychoanalyse hier also auf den Gegenstand der Forschung angewandt, sie dient dem biographischen Ich als Instrument der Deutung des Protagonisten Marbot.

zu seiner Musik. Für Marbot dagegen existieren mit jenen Briefen und Notizen, die den Mutter-Sohn-Inzest dokumentieren, „Texte, die den letzten Aufschluß über das Verhältnis von Leben zu Werk geben“ und damit „der einzige Schlüssel zum Verständnis des Mannes Marbot“ sind (IV, S. 75). Damit begründet der fiktive Verfasser überdies, warum er seinen „biographische[n] Aufriß“ schon *vor* der angeblich geplanten Werkausgabe Marbots publiziert: Eine angemessene Rezeption der Schriften setze in diesem Fall die Vertrautheit mit der Persönlichkeit des Autors und seinen psychischen Verstrickungen voraus (S. 225). Am Beispiel der von Hildesheimer natürlich frei erfundenen älteren Marbot-Biographie eines gewissen Frederic Hadley-Chase, dem jene erst später aufgefundenen Dokumente noch nicht zur Verfügung standen, demonstriert das biographische Ich in *Marbot* wiederholt, wie irreführend und kurzschlüssig jede Deutung des Helden und seiner schriftlichen Äußerungen ausfallen muss, die ohne Kenntnis der tieferen lebens- und erlebnisgeschichtlichen Zusammenhänge erfolgt.

Aus dem bisher Gesagten ergibt sich leicht, dass die Geschichte Andrew Marbots von seinem Biographen in ganz anderer Form und mit ganz anderem Anspruch präsentiert werden kann, als es Hildesheimer noch mit der Person Mozarts möglich war. Bei der Darstellung von Marbots Existenz lässt sich dank der Zugänglichkeit jenes geheimen Punktes, um den sie sich dreht, auf allen Ebenen ein hohes Maß an Geschlossenheit erreichen; von der im Zentrum stehenden Beziehung zur Mutter her ergeben sich ein ums andere Mal verständnisfördernde Verbindungslinien: „Manifeste ödipale Bestrebungen durchziehen als beherrschendes Element das Leben eines Menschen und lassen ihn fortan nicht mehr zur Ruhe kommen.“ (S. 67) So nähert sich *Marbot* unverkennbar dem im vorigen Abschnitt näher erörterten Typus der konventionellen Biographie, und folgerichtig trägt das Buch im Gegensatz zu *Mozart* auch die Gattungsbezeichnung als Untertitel.

Der Gang der Erzählung folgt grundsätzlich der chronologischen Abfolge des Geschehens. Selbst die Anfangspassagen, die in weitem Vorgriff von einem Gespräch des vierundzwanzigjährigen Marbot mit Goethe berichten, widersprechen dem nicht unbedingt, kreist die referierte Unterhaltung doch zunächst um die „Herkunft des Familiennamens“ Marbot (S. 11), dann um den Ursprung des Adelsprädikats und schließlich um die Eltern des Protagonisten; sie führt also ungezwungen von der fernsten Vergangenheit der Familiengeschichte bis hin zu jener familiären Konstellation, der Andrew Marbot selbst seine eigentümliche Prägung verdankt. Die Orientierung an der Chronologie veranschaulicht bereits die Geschlossenheit des fiktiven Lebenslaufs, der hier erzählt wird, und lässt zudem vermuten, dass der Biograph dieser geordneten Rekonstruktion einen erheblichen Erkenntniswert beimisst.¹³ In der Tat werden dann die einzelnen Schriften oder Notate des Helden sorgfältig in ihren biographischen Kontext eingefügt und in seinem Rahmen interpretiert. Ausdrücklich merkt der fiktive Verfasser an, dass die „Proben und Auszüge“ aus Marbots Werk, die er vorlegt,

13 Hildesheimer begründete seine Entscheidung, die „temporale Folge einzuhalten“, später mit dem Umstand, dass Marbot nie gelebt habe und dem Leser folglich – im Gegensatz zu Mozart – erst bekannt gemacht werden müsse (Hildesheimer/Kesting 1986, 83; vgl. auch die entsprechende Äußerung in den Arbeitsprotokollen des Verfahrens „Marbot“ (IV, 258)). Befriedigend ist diese Begründung nicht: Die Leserschaft hätte sich die Etappen und Stationen von Marbots verhältnismäßig unkompliziertem und überschaubarem Lebensweg zweifellos auch aus den verstreuten Angaben einer mehr essayistisch, also im Stile des Mozart verfahrenen Darstellung zusammensuchen können.

„Licht auf sein Bewußtes und Unbewußtes werfen und, in Wechselwirkung, von der Erfahrung dieses wohl einmaligen Daseins nicht nur beleuchtet, sondern auch in jene Richtungen gelenkt werden, die seine Einmaligkeit und seine Originalität ausmachen“ (S. 225).

Kohärenz und innere Stimmigkeit von Marbots Lebensgang finden ihren Ausdruck nicht zuletzt im Freitod des Helden. Stellt Hildesheimer Mozarts Tod als abrupten, gänzlich unorganischen Bruch dar, dem spätere Biographen vergebens den Anschein einer harmonischen Vollendung oder Verklärung zu geben suchten, so ist Marbots Suizid der notwendige und absehbare Schlusspunkt einer Entwicklung, die ihrer eigenen Logik folgt. „Marbots Leben erhält seinen höchsten Sinn durch den Freitod“, konstatiert der Biograph bereits im ersten Kapitel seines Werkes, womit er dem Leser schon frühzeitig die teleologische Perspektive vorgibt (S. 20). Marbot bringt sich um, als er seine intellektuellen und emotionalen Möglichkeiten ausgeschöpft zu haben glaubt, und stiftet damit gleichsam selbst in einem autonomen Akt die Geschlossenheit seiner Biographie. Der Freitod war also „weder von Verzweiflung noch von einem Gefühl der Ausweglosigkeit diktiert“, er ist „vielmehr der finale Programmpunkt eines Lebensplanes“, den Marbot bis zum Schluss souverän und mit klarer Überlegung durchführt (S. 220). Sein „wahrhaft spurlose[s] Verschwinden“ bezeugt noch einmal, wie perfekt ihm diese letzte Inszenierung gelungen ist – nicht einmal seine Leiche kann aufgefunden werden (S. 223).

Alexander von Bormann hat die in *Marbot* auf der Basis psychoanalytischer Modelle konstruierte Abhängigkeit zwischen Leben und Schreiben, zwischen biographischer Erfahrung und Kunstinterpretation mit scharfen Worten kritisiert: „Das komplexe Verhältnis von Erkenntnis und Imagination wird als Thema verschenkt, wenn es so direkt und traditionell ödipalisiert wird“; die simple „Verknüpfung von Inzest und seelenkundlichem Interesse“ sei „fast ein Skandal“ (Bormann 1986, 80). Auch einige andere Literaturwissenschaftler äußerten sich skeptisch, und Käte Hamburger vermutet sogar, in *Marbot* solle „die Libidotheorie der Kunstinterpretation ironisiert oder parodiert werden“ (Hamburger 1985, 202). Tatsächlich ist die Überzeugungskraft jener Verknüpfung nicht groß, und zwar vor allem deshalb, weil sich Marbots Einsichten zu einzelnen Kunstwerken, die im Text ‚zitiert‘ werden – angeblich im Vorgriff auf die kommende Werkausgabe –, überwiegend nicht mit seiner inzestuösen Verstrickung, seinem Ödipus-Schicksal, in Verbindung bringen lassen: Sie „bedürfen zu ihrer Legitimation keines tiefenpsychologischen Verweises auf die Persönlichkeit ihres Urhebers“ (Swales 1983, 321; vgl. auch Reinhold 1984, 1914, und Japp 1990, 222). Und nur ausnahmsweise legt Marbot eine Bildinterpretation vor, die wirklich im engeren Sinne proto-psychoanalytisch genannt werden kann, etwa wenn er Delacroix’ *Tod des Sardanapal* als Manifestation unbewusster triebhafter Wünsche und angstbestetzter „verbotene[r] Phantasien“ des Malers auffasst (S. 191).

Es fragt sich allerdings, ob solche nicht zu leugnenden Defizite und Grenzen der biographisch-psychologischen Deutung Andrew Marbots dem realen Autor Hildesheimer zum Vorwurf gemacht werden dürfen, da sie ja zunächst einmal auf die Rechnung des fiktiven biographischen Ich zu setzen sind. Freilich identifizierte sich Hildesheimer nach eigenen Aussagen, die sich vor allem in den *Arbeitsprotokollen des Verfahrens „Marbot“* finden, sehr weitgehend mit der Biographen-Figur – „dieses Subjekt bin natürlich ich, der Biograph“, heißt es unmissverständlich (S. 256) –, und er äußerte sogar seine Verwunderung darüber, dass manche Leser gewisse Passagen

des Buches, „die ich als mein eigenes Ich durchaus ernst gemeint habe“, für bewusst stilisierte Rollenprosa gehalten hätten (S. 259). In der Forschung ist das Verhältnis zwischen dem Autor und der Erzählergestalt in *Marbot* kontrovers diskutiert worden, wobei die meisten Stimmen für eine sorgfältige Trennung beider Instanzen eintreten.¹⁴ Das Problem soll hier jedoch nicht weiterverfolgt werden, denn jene Mängel und Lücken der von dem fiktiven Biographen eingenommenen Deutungsposition, die sich im Text aufdecken lassen und die Verbindlichkeit seiner „Libidotheorie der Kunstinterpretation“ (Hamburger) in Frage stellen, sind ganz unabhängig davon, ob sie dem realen Verfasser bewusst gewesen sein mögen oder nicht.

Die von dem biographischen Ich unternommene geradlinige Herleitung von Marbots kunsttheoretischen Einsichten aus seiner ödipalen Verstrickung erscheint, wie erwähnt, mehr als fragwürdig, und dasselbe würde folgerichtig für jedes auf sie gegründete allgemeine Modell der Herkunft menschlicher Kreativität gelten. Dabei muss jedoch bedacht werden, dass Andrew Marbot zwar ein begabter Kunstkritiker ist, aber eben kein schöpferischer, ausübender Künstler. Sein Vermögen ist ein ausschließlich rezeptives, der Begriff des Genies wird auf ihn nicht angewandt. Unter diesem Mangel leidet er zeit seines Lebens. Nur theoretisch reflektierend kann er sich mit einem Bereich beschäftigen, „der ihm im tiefsten verschlossen geblieben war. Er war so nah an die Seele des Kreativen gelangt, wie ein Nicht-Kreativer gelangen kann, ohne sich aber, wie er es gewollt hätte, diese Seele aneignen zu können und dadurch seinem Leben einen Sinn zu geben“ (S. 20). Die „tiefe Sehnsucht nach eigener Künstlerschaft“ beherrscht sein ganzes Dasein (S. 210), und da sie unerfüllt bleibt, sieht sich Marbot unablässig vom „Gefühl des eigenen Versagens“ gequält (S. 136). Die Kritik, in Hildesheimers Buch werde künstlerisches Schaffen in allzu schlichter Manier an ödipale Komplexe gebunden (Bormann 1986, 78), findet also in der Gestalt Marbots keine Rechtfertigung, und die leitende Frage nach dem Künstler als ‚Ainigma‘ muss sich zwangsläufig von dem Protagonisten auf jene Maler verlagern, deren Werke den Gegenstand von Marbots lebenslangen Forschungen bilden. Seine selbstgestellte Aufgabe formuliert Marbot, das zentrale Stichwort des Rätsels aufnehmend, folgendermaßen: „Bilder erscheinen mir immer mehr wie gerahmte Rätsel [...], aber ich glaube der Art des Rätsels auf der Spur zu sein, nämlich der Seele des Künstlers, die ihn veranlaßt hat, genau das Bild zu malen, das er gemalt hat, und kein anderes; es so zu malen, wie er es gemalt hat, und nicht anders. Denn alles ist in der Seele verankert: Thema, Komposition, Farbe, Duktus, alles.“ (S. 89) Marbots große Leistung besteht darin, dieses „Rätsel“ erkannt und in immer neuen Anläufen nach der Lösung gesucht zu haben – gefunden hat er sie indes nicht, weil jene Bezirke des Seelenlebens, in denen sich die kreativen Prozesse abspielen, dem Beobachter stets verschlossen bleiben. An einer Schlüsselstelle von *Marbot*, nämlich bei der Betrachtung von Giorgiones Selbstporträt, sieht sich die Titelfigur direkt mit dem undurchdringlichen ‚Ainigma‘, das der große Künstler darstellt, konfrontiert. Es ist in Marbots Wahrnehmung der eigentliche Gegenstand des Gemäldes, der sich in paradoxer Weise zugleich offenbart und entzieht: „So bemerkte ich denn, als ich das Bild lange ansah, einen kaum verhohlenen Zug der Geringschätzung in diesem Blick, als wolle er sagen: ‚In

14 Am treffendsten scheint mir die Formulierung von Petzoldt (1995/96, 33), wonach der Marbot-Biograph eine von Hildesheimer „spielerisch variierte Erzählerfigur“ darstellt. Als weitere Beiträge zur Diskussion seien genannt: Beck 1986, 115, Cohn 1992, 309-316, Heißenbüttel 1989, 302, Hirsch 1997, 228, Jehle 1990, 176 f. und Kesting 1982, 79.

Wirklichkeit wirst du nichts über mich erfahren, du kannst es nicht.“ (S. 134) Die Erfahrung des Scheiterns, das Grundmotiv des Mozart-Buches, durchzieht somit auch *Marbot*, und zwar als Erfahrung des Helden selbst, dessen Lebensaufgabe sich „allmählich als unerfüllbar“ erweist (S. 221). Seine letzte Notiz, dem Kunstwerk gewidmet, hätte ebensogut als Schlußwort zu *Mozart* dienen können:

[...] die Frage nach dem größten Geheimnis beantwortet es niemandem, nämlich die nach jener seelischen Notwendigkeit, der es seine Entstehung verdankt. Daher werden wir mit Gewißheit nichts von dem erfahren, was im Künstler vorgegangen ist, außer seinem Gebot, was in uns vorzugehen habe. Der Künstler spielt auf unserer Seele, aber wer spielt auf der Seele des Künstlers?

Der fiktive Biograph kommentiert: „Mit dieser Frage enden Marbots Aufzeichnungen. Er hat sie als erster gestellt. Die Antwort steht bis heute aus.“ (S. 227)

Nicht der Marbot-Biograph, sondern Marbot selbst wäre also in Parallele zu jenem – mit Hildesheimer identischen – biographischen Ich des früheren Buches zu setzen, das dem Geheimnis des Schöpferischen am Beispiel Mozarts nachspürte.¹⁵ Beide bleiben letztlich erfolglos, doch ist gerade diese Erfolglosigkeit als Beleg für ihre tiefe Einsicht in die Problematik des Gegenstandes zu werten: Die entschiedensten Anstrengungen vermögen am Ende nicht mehr, als die engen Grenzen des menschlichen Erkenntnisvermögens angesichts der Genialität des Künstlers abzutasten und dem Rezipienten vor Augen zu führen. So dürfen *Mozart* und *Marbot* sehr wohl als ‚Spiegelbücher‘ verstanden werden, nicht wegen eines Gegensatzes, sondern wegen der Übereinstimmung ihrer zentralen Aussagen.

Wolfgang Hildesheimer hat die Darstellung von Marbots Leben und damit die Leistung ihres fiktiven Verfassers als vorbildlich bezeichnet: Sie sei so verfasst, „wie meiner Ansicht nach jede Biographie geschrieben werden müßte, nämlich im richtigen Maße zwischen belegbaren Fakten und Spekulation, zwischen Vermutung und Wissen, zwischen Überzeugung und Zweifel, und immer das eine vom anderen streng und genau getrennt“ (S. 262; vgl. auch Hildesheimer/Kesting 1986, 89). Solchem Gelingen, von dem also zumindest der (reale) Autor überzeugt war, steht das Scheitern gegenüber, in das Marbots eigene Bemühungen münden – und es bestätigt durchaus die in *Mozart* aufgestellten Thesen, wenn dieses Scheitern weitaus faszinierender und anregender wirkt als jenes Gelingen.

LITERATUR

Beck, Hans-Joachim (1986): Der Selbstmord als eine schöne Kunst begangen. Prolegomena zu Wolfgang Hildesheimers psychoanalytischem Roman *Marbot. Eine Biographie*. Frankfurt a.M., Bern, New York.

¹⁵ Vgl. Jehle 1990, S. 171, der über Hildesheimer schreibt: „Er läßt Marbot [...] unternehmen, was er und sein Reflekteur in Mozart unternommen haben, man könnte verkürzt sagen, Hildesheimer ist der Marbot Mozarts.“ Ebenso wie Hildesheimer in seiner Mozart-Monographie neigt übrigens auch Marbot dazu, sich strikt auf die individuelle Künstlerpsyche zu konzentrieren und die jeweiligen Epocheneinflüsse und Zeitströmungen zu vernachlässigen; vgl. die einschlägigen Bemerkungen des fiktiven Biographen (IV, S. 101).

- Bohnacker, Walter (1988): Biographie als Dokumentation. Über Wolfgang Hildesheimer, in: Literaturwissenschaftliches Jahrbuch N.F. 29, 189-217.
- Bormann, Alexander von (1986): Der Skandal einer perfekten Biographie, in: Wolfgang Hildesheimer. Text+Kritik 89/90. München, 69-82.
- Cohn, Dorrit (1992): Breaking the code of fictional biography: Wolfgang Hildesheimer's *Marbot*, in: Traditions of experiment from the enlightenment to the present. Hrsg. von Nancy Kaiser und David E. Wellbery. Ann Arbor, Mich., 301-319.
- Fest, Joachim (1989): Mozart – das diskrete Genie [zuerst 1977], in: Wolfgang Hildesheimer. Hrsg. von Volker Jehle. Frankfurt a.M., 289-294.
- Hamburger, Käte (1985): Marbot – Eine Biographie, in: Romanistik integrativ. Festschrift für Wolfgang Pollak. Hrsg. von Wolfgang Bandhauer und Robert Tanzmeister. Wien, 195-204.
- Hanenberg, Peter (1989): Geschichte im Werk Wolfgang Hildesheimers. Frankfurt a.M. u.a.
- Heißenbüttel, Helmut (1989): Die Puppe in der Puppe oder Der Hildesheimer im Marbot [zuerst 1981], in: Wolfgang Hildesheimer. Hrsg. von Volker Jehle. Frankfurt a.M., 302-305.
- Hildesheimer, Wolfgang (1991): Gesammelte Werke in sieben Bänden. Hrsg. von Christiaan Lucas Hart Nibbrig und Volker Jehle. Frankfurt a.M.
- Hildesheimer, Wolfgang und Hanjo Kesting (1986): *Mozart* und *Marbot* – Spiegelbücher? Ein Gespräch, in: Wolfgang Hildesheimer. Text+Kritik 89/90. München, 83-89.
- Hirsch, Wolfgang (1997): Zwischen Wirklichkeit und erfundener Biographie. Zum Künstlerbild bei Wolfgang Hildesheimer. Hamburg.
- Japp, Uwe (1990): Das Ende der Kunst des Schreibens. Wolfgang Hildesheimer und *Marbot*, in: Hauptwerke der Literatur. Vortragsreihe der Universität Regensburg. Hrsg. von Hans Bungert. Regensburg, 211-226.
- Jehle, Volker (1990): Wolfgang Hildesheimer. Werkgeschichte. Frankfurt a.M.
- Kesting, Hanjo (1982): Im Spiegelkabinett der ästhetischen Existenz. Über Wolfgang Hildesheimers *Mozart* und *Marbot*, in: ders.: Dichter ohne Vaterland. Gespräche und Aufsätze zur Literatur. Berlin, Bonn, 69-80.
- Neumann, Peter Horst (1978): Versuch über *Mozart* und Wolfgang Hildesheimer, in: Merkur 32, 79-87.
- Neumann, Peter Horst (1986): Hildesheimers Ziel und Ende. Über *Marbot* und die Folgerichtigkeit des Gesamtwerks, in: Wolfgang Hildesheimer. Text+Kritik 89/90. München, 20-32.
- Petzoldt, Ruth (1995/96): Der Erzähler als Biograph. Variationen fiktiven Erzählens in zeitgenössischer deutscher Literatur am Beispiel [von] Wolfgang Hildesheimers fiktiver Biographie *Marbot*, in: New German review 11, 18-40.
- Reinhold, Ursula (1984): Wolfgang Hildesheimer: *Marbot*, in: Weimarer Beiträge 30, 1908-1915.
- Schiff, Gert (1989): Illusionäre Wunscherfüllung [zuerst 1984], in: Wolfgang Hildesheimer. Hrsg. von Volker Jehle. Frankfurt a.M., 307-322.
- Swales, Martin (1983): Wolfgang Hildesheimer, *Marbot*. Eine Biographie, in: Arbitrium 1, 319-322.
- Weerdenburg, Oscar van (1986): Hildesheimers Mozartbuch. Eine psychoanalytische Biographie neueren Stils, in: Wolfgang Hildesheimer. Text+Kritik 89/90. München, 63-68.

Der paratextuelle Aufbau der Autobiographie

Carsten Heinze

1. Einleitung

Die Autobiographie ist in der sozialwissenschaftlichen Biographieforschung auf methodologischer und theoretischer Ebene bisher kaum behandelt worden. Zwar ist sie als empirische Quelle neben dem narrativen Interview Gegenstand zahlreicher biographiewissenschaftlicher Untersuchungen und sie wird in der Fachliteratur als biographische Gattungsform immer wieder genannt, jedoch bleiben sowohl ihr ästhetisch-performativer Aufbau als auch ihre soziologischen und historischen Text-Kontext-Relationen als autobiographisches ‚Übersetzungsverhältnis‘ von vergangenem Ereignis/Erlebnis und gegenwärtiger Erinnerungsarbeit weitgehend unreflektiert.¹ Umgekehrt greift die Literaturwissenschaft schon seit einiger Zeit sozialwissenschaftliche Konzepte auf (vgl. Wagner-Egelhaaf 2005). Das Fehlen methodischer Konzeptualisierungen in der Biographieforschung, auf das sowohl Th. Schulze (vgl. Schulze 1993, 128-129) als auch H. Thomae hingewiesen haben (vgl. Thomae 1999, 77), ist umso erstaunlicher, als es sich bei der Autobiographie um ein spezifisches ‚biographisches Format‘ (vgl. Alheit/Brandt 2006, 11) handelt², in dessen komplexem Aufbau und Inhalt erfahrungsgeschichtliche, historische, literarische, ästhetische, lebensphilosophische, soziale und selbstdarstellerische Dimensionen mit einer langen kulturgeschichtlichen Tradition verbunden werden. Das empirische Material liegt darüber hinaus ‚quasi-natürlich‘ und unbeeinflusst von einer äußeren wissenschaftlichen Befragungssituation vor, ist über den allgemeinen Buchmarkt erhältlich und ist dadurch nicht nur dem Biographieforscher als exklusive Quelle, sondern auch einer interessierten Öffentlichkeit – dem ‚virtuellen‘ Leser als Adressat (vgl. Genette 2000, 245) – zugänglich. Die sozialkommunikative Intention der autobiographischen Selbstpräsentation in Richtung einer interessierten Öffentlichkeit macht die Autobiographie angesichts ihrer mittlerweile massenmedialen Verbreitung zu einer exponierten Form des

1 Eine inhaltliche Konzeptualisierung der Autobiographie unter dem Begriff autobiographische Lebenskonstruktionen habe ich in meiner in Kürze im VS-Verlag für Sozialwissenschaften erscheinenden Dissertation vorgenommen. Vgl. Heinze 2006.

2 Fuchs-Heinritz unterscheidet zur Bestimmung ‚biographischer Formate‘ verschiedene institutionelle Kontexte, in denen Biographisches wirksam wird (vgl. Fuchs-Heinritz 2000, 22-24). Die gedruckte und veröffentlichte Autobiographie ist primär in den Institutionen Verlag und Buchmarkt verankert. Insofern kann man mit Th. Luckmann die Autobiographie als eine ‚kommunikative Gattung‘ bezeichnen, die sowohl in ihrer Binnenstruktur als auch in ihrer Außenstruktur bestimmten Gesetzmäßigkeiten und Regeln folgt (vgl. Luckmann 2002, 167) und, so könnte man mit Bourdieu hinzufügen, sich in bestimmten sozialen ‚Feldern‘ bewegt. Verleger und Leser, aber auch Familienangehörige, Freunde etc. stellen innerhalb dieser institutionellen Bezugfelder der autobiographischen Selbstpräsentation die primären Bezugsgruppen des Autors dar (vgl. zum Verhältnis Literatur und Gesellschaft, Jaumann 2002, 1030-1053).

lebensgeschichtlichen Erfahrungsaustauschs. Für die *zeitgenössisch-moderne* Autobiographie gilt, dass durch sie sowohl kollektive als auch individuelle Identitäten angesprochen werden, wodurch eine spezifische Kommunikationsbeziehung zum Leser durch gemeinsam geteilte gesellschaftliche Horizonte und Gegebenheiten aufgebaut wird. Dies zeigt sich besonders in der paratextuellen Inszenierung eines Autors³ und seines Bezugsfeldes. Ihr homogenisierender massenmedialer Charakter auf der einen sowie die individualisierenden Abgrenzungen gegeneinander auf der anderen Seite erfordern es, das *Layout* der Autobiographie, das bereits eine Vielzahl von Informationen enthält, näher zu betrachten.⁴ Textuelle und visuelle Anreize und Leseweisenempfehlungen sorgen für erste kommunikative Bezüge zum potentiellen Leserkreis, wodurch dieser in seiner Rezeptionsweise perspektiviert werden soll. Diese konstitutiven Bestandteile des Layouts, die Bedingungen ihres Zustandekommens sowie der durch sie angesprochene Personenkreis als Zielgruppe (sofern sich diese bestimmen lässt) unterscheiden die Autobiographie vom ‚künstlich‘ erzeugten narrativen Interview.⁵ Die kommunikationstheoretische Differenz zwischen Autobiographie und narrativem Interview liegt in den unterschiedlichen Bedingungen der Sprecher(Sender)-Signal-Hörer(Empfänger)-Situation (vgl. Schützeichel 2004, 22-30), die zwischen Interviewer-Interviewtem in der realen, nach wissenschaftlichen Regeln hergestellten Interviewsituation auf der einen und der virtuellen Intention-/Rezeptionssituation zwischen einem Autor-Text-Leser auf der anderen Seite wirksam wird, oder anders ausgedrückt: Die formalen äußeren Elemente der Autobiographie konstituieren und bestimmen im hohen Maße den potentiellen Rezipientenkreis und verpflichten den Leser auf das Lesen einer Autobiographie (Lebensgeschichte), während beim narrativen Interview das Verfahren als Gestaltungsprozess zwischen Interpret und Interpretiertem im Mittelpunkt der wissenschaftlichen Datengenerierung steht. Intention, Motivation, Rahmenbedingungen des Zustandekommens und mediale Aufbereitung sind also die zentralen Unterscheidungskriterien. Die Funktionsanalyse des *äußeren* Aufbaus der Autobiographie überschneidet sich mit dem zentralen Anliegen der soziologischen Kommunikationssoziologie, deren Erkenntnisinteresse vor allem auf den strukturellen Faktoren sozialer Kommunikation liegt (vgl. Schützeichel 2004, 62). Eine Untersuchung der Autobiographie als Selbstdarstellungsmedium ist wenig aussichtsreich, bezöge man nicht die andere Seite, den Leser als Adressaten, in die Analyse mit ein. Aus den kommunikativen Schnittstellen Autor-Text/Buch-Leser resultiert das für die Autobiographie im Sinne Elias (vgl. Elias 2004) als *figurative* Verflechtung zu bezeichnende, idealtypische Beziehungsverhältnis zwischen Autor und Leser, das im späteren Verlauf des Rezeptionsprozesses – dem ‚Akt des Lesens‘

3 Da es sich bei meinen späteren Fallbeispielen um zwei männliche Autobiographen handelt, verzichte ich im Rahmen dieses Beitrags auf geschlechtsspezifische Unterscheidungen.

4 In Anlehnung an G. Simmels ‚Bilderrahmen‘ bemerkt H. Paetzold, dass Rahmen und Rahmungen Distanz zu ihrer Umwelt schaffen, gleichzeitig aber auch Abgrenzungen gegenüber anderen Werken konstituieren (vgl. Paetzold 2001, 248).

5 Nicht umsonst weist F. Schütze darauf hin, dass es beim narrativen Verfahren der ‚autobiographischen Stegreiferzählung‘ darauf ankomme, sich auf den „Strom des Nacherlebens“ ohne „kalkulierte, vorbereitete bzw. zu Legitimationszwecken bereits oftmals präsentierte Geschichte zur Erzählfolie“ einzulassen (vgl. Schütze 1984, 78). In diesem Paradigma liegt ein weiterer entscheidender Unterschied zum autobiographischen Schreibprozess, der eine sehr viel komplexere Struktur durch das Einbeziehen weiterer Quellen wie dem Tagebuch aufweist und möglicherweise lange Entstehungszeiträume und wiederholte Modulationen einschließt.

– eine innere Dynamik entfaltet und auf diese Weise die Aufmerksamkeiten des Lesers in der Verschmelzung verschiedener textexterner und textinterner Horizonte lenkt.⁶ Die phänomenologische Rezeptionsästhetik W. Iser (vgl. Iser 1994) hat diese Aufmerksamkeitsverflechtungen auf der Basis kommunikativer Beziehungen zwischen Text und Leser detailliert analysiert.

2. Paratexte als parergonaler Rahmen der Autobiographie

Dieser Beitrag beschäftigt sich mit den kommunikativen Elementen des äußeren Layouts des Buches – dem paratextuellen Aufbau der Autobiographie und dessen performativen Ästhetisierungen. Die Relevanz *autobiographischer* Paratexte für die Autor-Leser-Kommunikation resultiert aus ihrer selbstaffirmativen, gleichsam performativen Funktion autobiographischer Selbstverpflichtungen, einer relationalen Identitätskonstruktion zwischen der unendlichen und nicht greifbaren Lebensvergangenheit außerhalb und der gegenwartsabhängigen narrativen Aufarbeitung innerhalb des autobiographischen Textes. Darüber hinaus verkörpern sie die Aufforderung, den autobiographischen Kommunikationsprozess ‚gelingen‘ zu lassen, den Leser auf das Lesen einer ‚Autobiographie‘ zu verpflichten. Autobiographische Paratexte als Relais zwischen außertextuellen Wirklichkeiten und innertextuellen Identifikationen beziehen ihre Besonderheit aus den Kerncharakteristika der Autobiographie als literarische Gattungsform: Autor und Erzähler sowie Erzähler und Hauptfigur sind identisch, es handelt sich um eine individuelle Lebensgeschichte, in Prosa verfasst, die Erzählperspektive ist retrospektiv (vgl. Lejeune 1998, 215-216).⁷ Autobiographische Paratexte dienen dazu, so lässt sich schließen, die ‚reale Person‘ des Autors in Form ästhetischer ‚Übersetzungen‘ zu inszenieren und dabei gleichzeitig dessen Referentialität zu außertextuellen lebensgeschichtlichen Horizonten zu verbürgen. Sie bilden die Grundlage der kommunikativen Beziehung zwischen Autor und Leser. Die aus der Alltagslogik abgeleitete Vorstellung von Authentizität, Identität, Glaubwürdigkeit und ‚Wahrheit‘ entscheidet über das Gelingen autobiographischer Kommunikationen, erkenntnistheoretische Subjekt-Kategorien also, deren zeitliche und räumliche Bestimmung im Zeichen von Dekonstruktivismus und poststrukturalistischer Diskursanalyse nicht ganz unproblematisch sind (vgl. Wagner-Egelhaaf 2005, 70-82).

Der Begriff ‚Paratexte‘ (gr. *pará*: neben; über...hinaus; lat. *textus*: Gewebe, Zusammenhang) fungiert in der Literaturwissenschaft als Sammelbegriff zur Kenn-

6 Auf die weitreichenden figurationssoziologischen Implikationen des Autor-Text/Buch-Leser-Verhältnisses kann hier nur am Rande hingewiesen werden. Figurationen entstehen für Elias aus der Vielzahl der menschlichen Verhältnisse, die sich in verschiedenen Situationen und zu unterschiedlichen Zeitpunkten aus ihrer wechselseitigen Bezogenheit aufeinander ergeben (vgl. Elias 1999, 39-48). Sie stellen zwischenmenschliche Beziehungsgeflechte dar, deren Existenz labil und oftmals zeitlich begrenzt ist (vgl. Elias 2004, 140-141). Aus ihnen entstehen funktionale Beziehungen des gesellschaftlichen Austauschs, die von Elias als soziale Relationen beschrieben werden (vgl. ebd., 81). Fasst man idealtypisch das Autor-Leser-Verhältnis als soziale Figuration auf, in der Austausch- und Rezeptionsprozesse gleichsam deren Rezeptionsstrukturen prägen, so wird sehr schnell deutlich, dass diese Figuration historischen Veränderungen und Wandlungen unterliegt. Vergegenwärtigt man sich weiter die mögliche Vielzahl synchroner und diachroner Beziehungsverflechtungen, wie sie exemplarisch für Figurationen von Elias durchgerechnet worden sind (vgl. Elias 2004, 107, Tabelle 1), so erhält man einen Eindruck möglicher Rezeptionspotentiale einer Autobiographie.

7 Zur Kritik dieses Modells und seines begrenzten literarischen Erfassungsspielraums vgl. Waldmann 2000, 105.

zeichnung von ‚Transtextualität‘/‚Intertextualität‘. Hierunter werden alle ‚Kommentartexte‘ und Ausschmückungen zum eigentlichen Haupttext gefasst, die als ‚Lektüresteuernde Hilfsmittel‘ editorische Informationen und Interpretationen liefern und auf einen ‚Adressat‘, das ‚Publikum‘ gerichtet sind (vgl. Genette 2001, 16).⁸ Vor allem das Layout als ornamentale ‚Schmuckfunktion‘ fällt unter die Kategorie Paratext (vgl. Nünning 2001, 491). Literaturhistorisch betrachtet hatte das ehemals kunstvoll gestaltete ‚Frontispiz‘, die Ornamentik und Graphik der Buchgestaltung, zur Inszenierung des Autors profilierende Individualisierungsfunktionen; Dugast bezeichnet daher diesen Teil auch als ‚übersteigerte Ornamentik‘ (vgl. Dugast 2001, 104). Der Literaturwissenschaftler G. Genette, der den Begriff ‚Paratexte‘ maßgeblich prägte, spricht vom ‚Beiwerk des Buches‘ als dessen elementarer äußerer Bestandteil. Zu den Paratexten gehören vor allem Titel/Untertitel, Gattungsbezeichnungen, Widmungen/Mottos, Waschzettel, Vorworte, Bild- und Dokumentenmaterial u. ä. (vgl. Genette 2001, 22-40).

Paratexte werden unterteilt in Peritexte – das sind alle Texte am, im und um den Haupttext – und die dazugehörigen Epitexte – das sind alle Texte, die sich in einem äußeren Diskursraum rund um das Buch anordnen, wie Kritiken, Buchbesprechungen, Interviews etc. (vgl. Genette 2001, 12-13), demnach nur auf mittelbare Weise zum Bestandteil des Buches werden.⁹ Paratexte bestehen also aus Peritexten und Epitexten, wobei hier nur die autobiographischen *Peritexte* besprochen werden sollen.¹⁰ Die autobiographischen Paratexte leiten ein, kommentieren, erläutern, präsentieren und machen durch ihre ab- und einschließende Funktion aus einem Text erst ein Buch, das derart gestaltet vor den potentiellen Leser/in, im weitesten Sinne vor die potentielle Öffentlichkeit tritt (vgl. ebd., 9-10). Für die Gestaltung der Paratexte zeichnet nicht nur der Autor verantwortlich, sondern sie unterliegt vor allem editorischen Erwägungen.¹¹ Die ‚öffentlichen Paratexte‘ richten sich an die Gesamtheit einer interessierten Öffentlichkeit und sind i. d. Regel assertorisch oder deklarativ. Im Gegensatz dazu wendet sich der ‚private‘ Paratext in Form von autopoietischen Kommentaren, Selbstgesprächen oder Zueignungen an die eigene Adresse oder nahe stehende Adressaten, den Autor oder das intime Umfeld selbst, und wird somit auch ‚intimer Paratext‘ genannt (vgl. ebd., 16). Dies ist beispielsweise bei Widmungen und Mottos der Fall.

Paratexte fungieren als Schwellen und *parergonale* Grenzlinien, die einerseits auf die innere Struktur des Textes verweisen, andererseits aus ihr hinaus führen und so

8 Im gewissen Sinne kann man autobiographische Paratexte mit dem vergleichen, was Bude als ‚biographische Lebenskonstruktionen‘ bezeichnet (vgl. Bude 1984; 1999). Während der Biographieforscher in der Rolle des Interviewers diese Lebenskonstruktionen aus dem Material des narrativen Interviews exzerpiert, gestaltet der Verleger die autobiographischen Paratexte auf der Grundlage des autobiographischen Haupttextes.

9 Jeder Epitext eines Buches gehört aufgrund seiner unentwirrbaren Verflochtenheit mit dem Peri- bzw. Haupttext zum Textgeschehen dazu: „Es gibt, anders gesagt, nichts außerhalb des Textes, und daher ist jeder Text ein Text über einen Text unter einem Text – ohne festgesetzte Hierarchie.“ (Bennington/Derrida 1994, 101)

10 Ich werde im weiteren Verlauf weiterhin von den Paratexten der Autobiographie sprechen, obwohl im engeren Sinne hiermit nur deren Peritexte gemeint sind.

11 Hierzu gehören vor allem ökonomische Vermarktungsstrategien, die besonders im ‚Zeitalter der technischen Reproduzierbarkeit‘ (Benjamin) für das Massenmedium Buch gelten und Besonderheiten wie Format- und Papierwahl in den Hintergrund treten lassen (vgl. Dugast 2001, 101).

individuelle und gesellschaftliche Diskurse nach innen und außen miteinander verschränken (vgl. ebd., 20-21). Sie bewegen sich in ihrem performativen Aufführungs- und Vollzugscharakter zwischen sprachphilosophischen Konzepten der Sprechakttheorie und kulturwissenschaftlichen Konzepten theatraler Inszenierungsstrategien (vgl. hierzu: Wirth 2002, 9-60). Fasst man diese selbstsetzende Durchgangsfunktion autobiographischer Paratexte in eine Allegorie G. Simmels, so bilden die Paratexte des Buches gleichzeitig ‚Brücke‘ und ‚Tür‘: Während die Brücke das Element des Übergangs zweier vorhandener ‚Ufer‘ symbolisiert, somit immer schon Bekanntes und Vorhandenes, die verschiedenen ‚Ufer‘ des Lebens miteinander verbindet und somit der ‚Landschaft‘ ihre Form und Struktur verleiht, markiert die ‚Tür‘ die Schwelle und Grenzlinie zwischen Endlichkeit und Unendlichkeit als Durchgang zwischen einem Innen und einem Außen (vgl. Simmel 1957, 7-11). Insofern ist die ‚Tür‘ parergonale Grenzlinie, die gleichzeitig hineinführt und hinausweist, die ‚Brücke‘ hingegen das formgebende Prinzip, das verstreut Liegendes miteinander verbindet: „Die Formen, die die Dynamik unseres Lebens beherrschen, werden so durch Brücke und Tür in die feste Dauer anschaulicher Gestaltung übergeführt (...). Auf die gegensätzlichen Betonungen angesehen, die in ihrem Eindruck herrschen, zeigt die Brücke, wie der Mensch die Geschiedenheit des bloß natürlichen Seins vereinheitlicht, die Tür, wie er die uniforme, kontinuierliche Einheit des natürlichen Seins scheidet (ebd., 11).“ Paratexte sind in diesem Sinne symbolische Verdichtungen und nehmen semiotische Aspekte der Lebensgeschichte in ihre *parergonalen* Grenzlinienkonstruktionen zwischen ‚realer Person‘, Autor und ‚beschriebener Person‘ auf. Als künstliche Rahmung und Ornamentik der Autobiographie haben sie die besondere Funktion, eine ‚Überbrückung‘ zwischen ‚realer Person‘ und der Rolle des Autors zu übernehmen. Der Buchumschlag in seiner abgeschlossenen, begrenzten und begrenzenden Form verstärkt den Eindruck dieser ‚Tür‘-Funktion, in dem durch Auf- und Zuschlagen gleichsam die Bewegung einer sich öffnenden oder schließenden Tür nachgeahmt wird.

Sind also Paratexte die ornamentale ‚Rahmung‘ des Buches, so markiert dieser die Position – den Ort und den Status – als ‚operationale Logik der Grenze‘ (vgl. Dünkelsbühler 1991, 208). Die Topologie des Rahmens als Struktur unterstreicht die binäre Grenzziehung zwischen einem Innen und einem Außen. Dieses Denken in oppositionellen Codes setzt ein starres Identitätskonzept von Zugehörigkeit und Nicht-Zugehörigkeit voraus und wird somit der reziproken Dynamik von Rahmungen als komplexe ‚Übersetzungen‘ – als ‚Brücken‘-Funktion – nicht gerecht. In modernen Werken ‚spielt‘ der Paratext mit seinem Haupttext und umgekehrt, er korrespondiert mit ihm auf allen Ebenen und damit gleichzeitig mit dem Leser (Dugast 2001, 110). Ästhetisierungen als Profilgestaltungen spielen sich zunehmend, vor allem wegen der Ausweitung der visuellen Dimension, an den paratextuellen Rändern ab. Daher schlägt Dünkelsbühler die analoge Verwendung des dynamischeren Begriffs ‚Parergon‘¹² (gr.: Beiwerk, Zusatz, hors d'œuvre, Anhang; *par*: am Rand entlang, aber auch dagegen; *ergon*: Werk, Kunstwerk, Arbeit) vor, worin die Übersetzung vom Rahmen zum Parergon als lediglich eine semantische Möglichkeit angelegt ist. Parergon bezieht sich demnach auf das oszillierende und transitorische ‚Dazwischen‘, durch das

12 Der Begriff ‚Parergon‘ geht auf die Ästhetik Kants in der ‚Kritik der Urteilskraft‘ zurück (vgl. Dünkelsbühler 1991, 209). Vgl. dazu auch Wirth 2004, 622-628.

‚Über-Setzungen‘ durch einen Prozess des Austauschs vorgenommen werden (vgl. ebd.). Rahmen und Text, Parergon und Ergon sind als sich wechselseitig durchdringende Verschmelzung von Neben- und Hauptsache zu denken (vgl. Raulet/Schmidt 2001, 8). Parergon bezeichnet also die prozessualen Grenzlinien, die Eigenes, ‚Eigentliches‘ und Fremdes respektive Anderes trennen (vgl. Dünkelsbühler 1991, 210). An dieser Stelle besteht jedoch ein wesentlicher Unterschied zu der Grenzlinienfunktion der autobiographischen Paratexte, da diese zwar in der Trope der ‚Über-Setzung‘ gefasst werden können, dabei jedoch ein relationales Identitätsverhältnis von Außen und Innen – der ‚realen‘ Person und der ‚beschriebenen‘ Person – miteinander zu begründen suchen. Ohne hier die bereits angedeuteten erkenntnistheoretischen Schwierigkeiten, die mit der Bestimmung der ‚realen Person‘ im Verhältnis zur ‚beschriebenen Person‘ zusammenhängen, näher erläutern zu können, sei auf die primäre Funktion der Grenzlinienziehung hingewiesen, die die horizontale Uneinholbarkeit und kontingente Offenheit der ‚realen Person‘ von der künstlich erzeugten Geschlossenheit und Materialisierung der ‚beschriebenen Person‘ in der Autobiographie markieren: „Indem der Rahmen etwas einrahmt, *gibt* er dieser Sache einen *Ort*, fast ist man versucht zu sagen, daß er dem Eingerahmten seinen Ort über-gibt. Durch das Einrahmen werden die essentiellen, weil determinierenden Grenzlinien durch den Rahmen konstituiert, er hält das Eingerahmte auf diese Weise zusammen, macht daraus ein Ganzes, eine Einheit, die so – qua Definierbarkeit – zur Einheit wird. Anders gesagt: der Rahmen macht das Eingerahmte *nenn-* und konzeptualisierbar und konstituiert so – abgekürzt gesagt – dessen *Identität* – durch die Namen- und Ortgebung (ebd., 210-211).“ Die hieraus resultierende ‚intrinsische Abhängigkeit‘ von Gerahmtem und rahmender Grenzlinie an deren Innenseite – zwischen Haupttext und Paratext – bedeutet, dass die autobiographischen Paratexte und der autobiographische Haupttext in einem untrennbaren Verhältnis zueinander stehen und sich wechselseitig aufeinander beziehen. Andererseits stellt sich die Frage, wie die Außenseite der rahmenden Grenzlinie mit der ‚realen Person‘ und der Umwelt in Beziehung steht, aber auch, wie die Außenseite als Kommunikationsfunktion die Beziehung zum Leser herstellt. Paetzold beantwortet diese Frage mit der rezeptionsästhetischen ‚Wirksamkeit‘ parergonaler Gestaltung, die das ‚Werk‘ erst in seiner Form zur Geltung kommen lässt: „Das Parergon, der Zierrat, verrät einen Mangel des Werkes selbst. Das Werk bedarf des Parergons, um seine Energeia, seine Wirksamkeit zu entfalten. Es gibt legitime Parerga, welche die Vorstellung, die das Werk auslöst, begleiten und erweitern. Davon abzuheben sind die pathologischen Parerga, bei denen der Sinnenreiz überwiegt (Paetzold 2001, 263).“

Die ‚Über-Setzung‘ bildet die gedachte Schnittstelle, an der die konstruktiv-kulturellen Übersetzungsleistungen von ‚*Lebenserfahrungen*‘ in *autobiographische Texte* stattfinden. Sie stiftet im autobiographischen Zusammenhang über die rahmenden Grenzlinien der Paratexte hinweg die Identität der Lebensgeschichte nach innen in Abgrenzung zur allgemeinen, vergangenen und materiell nicht fassbaren totalen ‚Lebensgesamtheit aller Erfahrungen‘ nach außen: Die Vergangenheit ist grundsätzlich leer und verlebendigt sich erst durch reflexives Erinnern. W. Benjamin hat die Aufgabe des Übersetzers in einem berühmten Essay beschrieben (vgl. Benjamin 1992). Die Übersetzung – im Sinne der Paratexte als ‚Über-Setzung‘ – geht in seinen Ausführungen aus dem lebendigen Original hervor, ohne es jemals erreichen zu können. Derrida spricht im Anschluss an Benjamin von einem ‚Verschuldungsverhältnis‘,

in dem die Übersetzung zum Original stehe (vgl. Bennington/Derrida 1994, 175). Jedoch ist das Überdauernde der Übersetzung hierbei nicht ‚das Leben an sich‘, sondern dessen Zweckmäßigkeiten, die in einem höheren Zweck – hier: der vergegenwärtigten Sinngebung des eigenen Lebens und deren Adressierung an eine potentielle Öffentlichkeit – ihre Entsprechung finden. Die Übersetzung stellt also die Essentialitäten des Originals nach, ohne hiervon jemals ein getreues Abbild sein zu können: „Um das echte Verhältnis zwischen Original und Übersetzung zu erfassen, ist eine Erwägung anzustellen, deren Absicht durchaus den Gedankengängen analog ist, in denen die Erkenntniskritik die Unmöglichkeit einer Abbildtheorie zu erweisen hat. Wird dort gezeigt, daß es in der Erkenntnis keine Objektivität und sogar noch nicht einmal den Anspruch darauf geben könnte, wenn sie in Abbildern des Wirklichen bestünde, so ist hier erweisbar, dass keine Übersetzung möglich wäre, wenn sie Ähnlichkeit mit dem Original ihrem letzten Wesen nach anstreben würde (ebd., 54).“ Die Autobiographie kann also gar nicht ‚Ähnlichkeit mit dem Original‘ anstreben, da sie sich dadurch selbst aufheben und als retrospektives Medium verschwinden würde, denn sie wäre in diesem Fall das kontingente Leben als Mimesis selbst und nicht eine Konstruktion desselben. Alle Zweckmäßigkeiten der Übersetzung laufen lediglich auf den ‚Ausdruck des Wesens‘ hinaus, auf die ‚Darstellung seiner [nachträglichen] Bedeutung‘ (vgl. ebd., 53). Die Übersetzung sucht nach *Sinn*wiedergabe des Originals, obwohl sie an dieses niemals heranreichen kann, da es in seiner einmaligen Performanz gleichsam aufleuchtet und wieder entschwindet (vgl. ebd., 60). Daher streift die Übersetzung nur in einem kurzen Moment das Original als Symbol, ohne es jemals einfangen zu können. Der Autobiograph arbeitet in diesem Sinne als ‚Über-Setzer‘ an einer künstlich erzeugten Transformation des Lebens in einen autobiographischen Text, dessen transitives Eintrittstor durch die autobiographischen Paratexte markiert wird.

Autobiographische Paratexte ‚inszenieren‘ ihren Gegenstand – den Haupttext als ‚Über-Setzung‘ von *Lebensdimensionen und -horizonten* – in symbolisch verdichteter Form und oszillieren gleichzeitig um den (scheinbar) ‚realen‘ Referenzpunkt dessen, was man als ‚autobiographischen Pakt‘ bezeichnet. Dabei gilt entsprechend Benjamins Diktum für den inszenierten Inhalt: „Weder verfälscht die Inszenierung schlichtweg das, was sie zur Erscheinung bringt, noch ist sie das alleinige Wahre, der Wahrheit des ‚Wesens‘ entgegengesetzt, noch geht sie unterschiedslos in das ‚Wesen‘ über, sondern sie ist sein gleichwertiger Gegenpart.“ (Früchtl 2001, 22)

3. Paratexte als ‚autobiographischer Pakt‘

Die Gestaltung von autobiographischen Paratexten hat Auswirkungen auf die Beziehung zwischen dem Autor und seinem Leser. Über sie wird die primäre Kommunikationssituation hergestellt und prädisponiert. Lejeune definiert dieses paratextuelle Bezugsverhältnis als Kontrakt – den ‚autobiographischen Pakt‘ –, durch den der Autor sich in erster Linie über die Identität des Namens gegenüber seinen Lesern verpflichtet, dass ‚reale‘ und ‚beschriebene Person‘ identisch seien, die Darstellung also einem ‚realen‘ Erfahrungskontext entspringe. Diese Verpflichtung werde, so Lejeune, sichtbar als ‚performative Äußerung‘ eines Sprechakts (vgl. Austin 1975, 248) über die äußere Applikation des Eigennamens auf dem Titelblatt des Buches erreicht: „Sobald man das Titelblatt samt Autorennamen zum Bestandteil des Textes macht, verfügt

man über ein allgemeines Textkriterium, die Identität des *Namens* (Autor-Erzähler-Figur). Der autobiographische Pakt ist die Bestätigung dieser Identität im Text, in letzter Instanz zurückverweisend auf den *Namen* des Autors auf dem Titelblatt.“ (Lejeune 1998, 231) Der Name steht somit ‚im Dienst‘ des Textes (vgl. Genette 2001, 43-45), er symbolisiert die ‚Brücke‘ zwischen Textgeschehen und Erfahrungskontext. Der Name als Referenz und Bezugspunkt der dargestellten Lebensgeschichte hat also in der Autobiographie die kommunikative Funktion einer Identitätsdeklaration. Er gibt darüber hinaus Auskunft über Geschlecht, soziale Herkunft und gesellschaftliche Position. Die sozialen Referenzen, die sich aus dem Namen als netzwerkartige Zuschreibungen ergeben, sind in der Auffassung des Biographiekritikers P. Bourdieu die einzigen, die als biographischer Bezugspunkt gelten können (vgl. Bourdieu 2000, 54-55).

Der Name als zentraler Bestandteil des Buchumschlags ist im Sinne der Sprechakttheorie J. Searles bereits ein ‚illokutionärer Sprechakt‘ mit verbindlicher Wirkung (vgl. Searle 2002, 84-85) und insofern ein ‚regelgeleiteter‘ Sprechakt, da dieser quasi als Gesetz innerhalb des sprachlichen Regelsystems ‚Autobiographie‘ die Identität von ‚realer‘ und ‚beschriebener‘ Person verbürgt.¹³ Die gattungsspezifische Vertragsverbindlichkeit des Namens in der autobiographischen Kommunikation, so kann mit J. Searle geschlossen werden, macht die Autobiographie erst zu einem sichtbaren Medium eines selbsterlebenden Ichs. Die Instanz des Autornamens als Referenzpunkt zur Identifizierung der ‚realen Person‘ mit der ‚beschriebenen Person‘ über die vermittelnde Rolle des schreibenden Autors ist spätestens seit Foucault in die Kritik geraten (vgl. Foucault, 1996). Für ihn ist der Begriff des Autors im Wesentlichen eine Funktion, die sich vor allem über ihre juristische Funktion begreifen lässt (vgl. ebd., 238-242), und erst in verschiedenen Diskursen konstruiert wird. Für R. Barthes, der den ‚Tod des Autors‘ in den 1960er Jahren verkündete, wird der ‚AUTOR‘ erst während des Schreibprozesses im ‚Hier und Jetzt‘ durch die performative Äußerung geboren, ohne eine substantielle Verankerung im Vorher oder Nachher zu haben (vgl. Barthes 2002, 107). Er besteht für Barthes als virtuelle Größe lediglich aus einem Gewebe von Zitaten und Umschreibungen innerhalb eines Textes, die verschiedene kulturelle und zeitliche Formen des Sprechens miteinander verbinden (vgl. ebd., 108). Der ‚AUTOR‘ ist aus dieser Perspektive lediglich ein *Effekt* sprachlicher Zeichenfolge. Derrida beschreibt dieses literarische Verfahren der permanenten Kontextualisierung und Rekontextualisierung in einem Strom der sprachlichen Zeichensetzung als ‚Aufpflöpfung‘, wodurch der ‚Anfang‘ der Zeichenverwendung sich als Spur von Spuren in der Vergangenheit verliert (vgl. Derrida 2004). Darüber hinaus wird im Dekonstruktivismus die referentielle Eindeutigkeit des Eigennamens bezweifelt und behauptet, dass es diesen nicht gebe, nicht geben könne: ‚*Eigennamen*‘ als referentielle Bezeichnung eines Individuums existieren demnach nur in der Differenz zu anderen, ansonsten verliere der Name als Abgrenzung gegenüber anderen seine Funktion (vgl. Bennington/Derrida 1994, 114-115). Das ‚Eigene‘ wird somit bereits in dem Moment eliminiert, wo es als Schrift in ein System von Signifikanten eingefügt wird, wodurch es sich als ‚Spur‘ mit der ‚Spur‘ der Anderen verbindet. Das Schreiben als permanen-

13 Der ‚Fall Wilkomirski‘ alias Grosjean/Dössekker, einer ‚erfundenen‘ Holocaust-Autobiographie, ist ein Beispiel, in dem der ‚autobiographische Pakt‘ trotz Namensidentität als gescheitert erachtet werden muss. Vgl. zu den verschiedenen Bedingungen des Gelingens und Scheiterns illokutionärer Sprechakte Searle 2002, 94-101.

ter Abdruck in der Zeit im Gestrüpp der Zeichen führe, wie Derrida und Foucault übereinstimmend behaupten, letztlich zum Tode (vgl. Bennington/Derrida 1994, 119; Foucault 1996, 234-235).

Die autobiographischen Paratexte, die den ‚autobiographischen Pakt‘ begründen, sind also lebensgeschichtlichen ‚Spuren‘ vergleichbar, die nicht allein die Individualität des Autors repräsentieren, sondern gleichzeitig wiederum die Spur des Anderen, des Nichtidentischen, des Außen in sich tragen. Die Paratexte als parergonale Grenzlinien laufen somit über die Ränder des Buches hinaus und sind erst durch dieses ‚Außen‘ – den ‚Kontext‘ – zu bestimmen, der wiederum auf den Text zurückwirkt: „Ein klassischer Begriff, der gemeinhin dazu dient, die Grenze zwischen dem Text und dem Außerhalb des Textes zu denken, ist der des Kontextes. In einer häufig genug dunklen und undurchdachten Weise bezieht er sich nicht allein auf diskursive Kontexte (...), sondern ebenso auf ‚wirkliche‘, auf nichtdiskursive, politische, soziale, historische Kontexte überhaupt.“ (Bennington/Derrida 1994, 93) Textuelle Einschreibungen können aus ihrem Kontext gelöst und in andere Kontexte überschrieben werden, in denen sie eine neue, jedoch ebenso nur vorübergehende Bedeutung erhalten (vgl. Bennington/Derrida 1994, 94; Derrida 2004, 83-84). Zitierte Aussagen müssen also übertragbar, iterativ sein: „Eine in keinem anderen Kontext zitierbare Aussage wäre keine Aussage.“ (Bennington/Derrida 1994, 95) Zitate/Zeichen rekurren immer auf bereits vorhandene Zeichen und entstellen bzw. verschieben – Derrida nennt dies ‚différance‘ – auf diese Weise deren Sinnzusammenhänge, schaffen gleichzeitig aber durch Iteration neue Sinnzusammenhänge, an die ihrerseits wieder iterativ angeschlossen werden kann. Insofern handelt es sich, wie oben angedeutet, um einen Prozess der Kontextualisierung und Rekontextualisierung von Zeichen, allerdings – und das gilt es zu betonen – ist jedes (re-)kontextualisierte Sprachereignis aufgrund seiner raum-zeitlichen Situation einzigartig (vgl. Bennington/Derrida 1994, 96). Kontext und Text stehen in einem endlosen wechselseitigen Bezug zueinander, ebenso wie der Haupttext über den Paratext hinausführt und wie auch umgekehrt der Paratext über die scheinbare Geschlossenheit des Haupttextes hinausführt. Alle autobiographischen Schließungsversuche sind deshalb vorläufig und auf inhaltlicher Ebene illusionär. ‚Spuren‘, die durch jeden Text/Kontext gelegt werden, verweisen immer wieder aufs Neue auf weitere Spuren: „In dem Maße, in dem jede Spur Spur der Spur ist, kann kein Text ausreichend er selbst sein, um sich jeden Kontextes entschlagen zu können – eben darum vermag aber auch kein Kontext sich jemals wirklich zu schließen.“ (ebd., 99) Lesen eines Textes oder Schreiben über einen Text bedeutet insofern, bereits Teil eines Textes zu sein, sich in einer Rekontextualisierungssituation des ‚Innern eines Textes‘ zu befinden (vgl. ebd., 101). Sowohl der Leser als auch der Autor sowie sein Verleger sind in diesem Sinne im ‚Innern des Textes‘, allerdings in unterschiedlichen Kontexten und Positionen: Während der Autor als Über-Setzer (in einem Text) Vergangenes rekontextualisiert, der Verleger ihn editorisch gestaltet, befindet sich der Leser im ‚Akt des Lesens‘ (Iser 1994) wiederum in einem Kontext, in dem er die Rekontextualisierungen des Autors (Textes) rekontextualisiert und dadurch einen neuen Kontext konstruiert: „Es gibt, anders gesagt, nichts außerhalb des Textes, und daher ist jeder Text ein Text über einen Text unter einem Text – ohne festgesetzte Hierarchie. Es hätte einige Auswirkungen auf die gängigen Lektürepraktiken, würde man dieser Situation Rechnung tragen – etwa die, daß man nicht länger auf die Mög-

lichkeit der theoretischen Beherrschung einer Schreib- oder Lektürepraxis vertrauen könnte.“ (ebd., 101)

4. Autobiographische Paratexte: Titel/Untertitel, Gattungsbezeichnung, Waschzettel und Vorworte

Die einzelnen autobiographischen Paratexte stellen auf textueller und visueller Ebene Kommunikationsbeziehungen zum potentiellen Leserkreis her, die gleichzeitig als perspektivischer Anreiz und Rezeptionsorientierung fungieren. Sie schreiben sich in die dafür vorgesehenen ‚Zonen‘ des Buches (materiell und räumlich) ein¹⁴, die vor allem in der Verantwortlichkeit des Verlegers liegen (vgl. Genette 2001, 22). Die paratextuellen Identitätskonstruktionen, die einzelne Aspekte des autobiographischen Haupttextes diskursiv aufgreifen, präsentieren in einem korrespondierenden Zusammenspiel von Text, Bild und Kommentar ein perspektivisches Selbst- und Fremdbild des Autors. Sie stellen keine authentischen oder substantiellen Spiegelungen des Autors dar, sondern folgen einer inneren Logik der Inszenierung seiner Person (vgl. zu den Inszenierungen von Identität: Moser/Nelles 2006, 7-19). Autobiographische Paratexte erzeugen erst durch deren Zusammenspiel den Gegenstand ihrer Darstellung, wobei die ‚Leerstellen‘ der paratextuellen Inszenierung durch die Vorstellungskraft des Lesers aufzufüllen sind (vgl. Wirth 2002, 26; Iser 1994, 175-219), die insbesondere von der ‚Biographie‘ des Lesers, seinem Wissen, seinem Leseverhalten und seiner Generation abhängt (vgl. Ricklefs 2002, 961-1005).

In Bezug auf den Überbegriff ‚Titel‘ – dessen Adressat der Leser ist – schlägt Genette vor, diesen zu unterteilen in ‚Titel‘, ‚Untertitel‘ und ‚Gattungsangabe‘ (vgl. Genette 2001, 59-60). Titel haben ‚resümierenden‘ Charakter (73), sie drücken den ‚faktischen‘ oder ‚symbolischen‘ Inhalt des Buches aus (78). Inhaltliche Titel werden ‚thematisch‘ genannt, alle übrigen ‚formal‘ (79). Sie beziehen sich unmittelbar auf den Haupttext. ‚Symbolische‘ Titel erfassen den Inhalt des Haupttextes als Metapher oder nehmen das Ende des Haupttextes vorweg (82-86). Der ‚Untertitel‘ konkretisiert zumeist den ‚Titel‘ oder charakterisiert ihn genauer (86). Die ‚Waschzettel‘ befinden sich als Klappentext auf der Umschlagaußen- respektive auf der (gefalteten) Umschlaginnenseite. Sie beinhalten editorische Zusammenfassungen, führen kommentierende Stimmen Dritter – meist Kritiker, Familienangehörige, Freunde oder Zeitgenossen – über den Autor und/oder den Inhalt als Zitate an oder geben einen biographischen Kurzüberblick. ‚Waschzettel‘ haben die Funktion, Neugierde zu wecken, den Autor in historische oder soziale Zusammenhänge einzubetten, ihn als einzigartige Persönlichkeit darzustellen, seine Verdienste herauszustellen, kurz: die Individualität und Eigenheit seiner Lebensgeschichte zu unterstreichen, die jedoch wiederum in kulturell identifizierbaren Codes ausgedrückt wird.

Autobiographien, die über den Buchmarkt einer Öffentlichkeit präsentiert werden, unterliegen dem Legitimationszwang: „Wer ohne Legitimation seine Lebensgeschichte dem anonymen Leserpublikum des Buchmarkts vorlegt, könnte als eitel oder als

14 Vgl. die sehr detaillierten historischen Beschreibungen einzelner Paratexte in Genette 2001. Nicht berücksichtigt werden können hier die verschiedenen ‚Formate‘, ‚Reihen‘ etc. (vgl. ebd., 23-40). Einen wichtigen Aspekt stellen auch die Differenzierungen zwischen ‚Taschenbuch‘ und ‚gebundenem Buch‘ dar, wobei das Taschenbuch auf eine hohe Auflage und ‚Aufnahme in den Kanon der Literatur‘ schließen lässt (vgl. ebd., 24-26).

aufdringlich gelten. Lebensgeschichte ist nur dann ein akzeptabler Stoff, wenn sie nicht nur als Ausdruck individueller Existenz, sondern auch als Hinweis auf einen die Individualität überschreitenden Wert vorgestellt wird.“ (Fuchs-Heinritz 2000, 29) Dies ist in der Regel die Aufgabe von ‚Vorworten‘, ‚Prologen‘, ‚Einleitungen‘, vielfach auch – etwas bescheidener – ‚Nachworten‘. Sie geben Auskunft über Motive und Intentionen des Autors, eine Autobiographie zu verfassen, und sind als Bestimmung des gegenwärtigen Standorts, von dem aus erzählt wird, von Bedeutung: Vorworte rechtfertigen, beschreiben, kommentieren, geben Hinweise auf Hintergründe des Entstehungszusammenhangs, stellen expositionell private, öffentliche, historische, kulturelle, politische, soziale Bezüge zur eigenen Lebensgeschichte her. Sie schreiben sich als semantische Struktur dem Haupttext ein und sind daher im laufenden Erzählfluss immer appräsent (vgl. Lehmann 1988, 37-38). Aus diesem Grunde, so R. Pascal, geben Autobiographien weit mehr Aufschluss über die Gegenwart des Autors als über dessen Vergangenheit (vgl. Pascal 1964, 23).

U. Wirth bezeichnet das Vorwort als eigenständigen ‚performativen, paratextuellen und parergonalen‘ Rahmen (vgl. Wirth 2004). Es impliziert als ‚Vorschrift‘ drei Bedeutungen: 1. Instruktion, 2. Ritual als ‚Eingangsformel‘ und 3. ‚Vor-Schrift‘ als ‚davorschreibende Aufpfropfung (vgl. ebd., 608). Als Instruktion erfüllt es die Funktion, den Haupttext in einer bestimmten Art und Weise zu perspektivieren und als performativer Sprechakt das anzukündigen, was durch spätere Ausführungen vollzogen werden soll, wobei lebensgeschichtlich unklar bleibt, inwieweit diese Ankündigungen eingehalten werden können (vgl. ebd., 608-613). Die Instruktion des Vorworts realisiert und fikionalisiert als Transfiguration ‚reale Person‘ und Autor gleichermaßen (vgl. ebd., 610). Als Ritual ist das Vorwort für das Buch in den meisten Fällen obligatorisch, es dient der Kontaktaufnahme mit dem potentiellen oder impliziten Leser (vgl. ebd., 613-615). Das Ritual als Übergang bedeutet dann, dass die ‚reale Person‘ sich über das Vorwort als Autor autoreflexiv inszeniert (vgl. ebd., 615), ein Übertritt aus der Realität in eine bestimmte mediale Kommunikationsform performativ vollzogen wird. Die ‚Vor-Schrift‘ als iterative Aufpfropfungsbewegung hat eher historische Bedeutung. Es meint die ständige Rekontextualisierungsmöglichkeit, die durch permanentes Hinzufügen neuer Vorworte geschaffen wird, wie es bei Neuauflagen oftmals der Fall ist.

5. Der paratextuelle Aufbau der Autobiographien von F. Klein und W. J. Siedler

Ich komme nun auf zwei ausgewählte Autobiographien zu sprechen und gehe dabei nur auf die mir hier wichtig erscheinenden paratextuellen Elemente ein. Es finden sich bei näherer Betrachtung eine Vielzahl weiterer versteckter Hinweise von und über die Person des Autors, die ich aber im Rahmen dieses Beitrags nicht weiter verfolgen kann. Die beiden folgenden Fallbeispiele von Fritz Klein, einem ostdeutschen Historiker, und Wolf Jobst Siedler, einem westdeutschen Verleger, stehen exemplarisch für autobiografische Lebenskonstruktionen im nachkriegsdeutsch-deutschen Kontext. Im paratextuellen Aufbau ihrer Autobiografien lässt sich das wechselnde Zusammenspiel einzelner Elemente in Bezug auf die Konstruktion von Selbst- und Geschichtsbild paradigmatisch erläutern.

Fritz Kleins Autobiographie (im Taschenbuchformat) trägt den symbolischen Titel ‚Drinne und Draußen‘ und den thematischen Untertitel ‚Ein Historiker in der DDR‘

(vgl. Klein 2001). Die Gattungsbezeichnung ist mit ‚Erinnerungen‘ angegeben. Das Layout unterteilt den Umschlag horizontal in eine weiße obere und eine schwarze untere Hälfte.¹⁵ Auf der weißen Fläche ist mit schwarzer Schrift der Name des Autors, auf der schwarzen Fläche mit weißer Schrift der Titel (der Untertitel ist grau), die Gattungsbezeichnung mit roter Schrift angegeben. Die äußere Gestaltung des Umschlags ist also Programm: ‚Schwarz/weiß‘ als kontrastiver Gegensatz, der sich im symbolisch anspielenden Titel ‚Dinnen und draußen‘ noch verstärkt und als Ost-West-Gegensatz gelesen werden kann, was durch den thematischen Untertitel ‚Ein Historiker in der DDR‘ bestätigt wird. Das ‚Draußen‘ bezieht seine Bedeutung erst durch die Zusatzinformation, dass die Autobiographie Kleins im Jahr 2000 erstmalig erschien, im Jahr 10 nach der Wiedervereinigung. Das Rot der Gattungsbezeichnung korrespondiert als politische Farbe mit dem Titel/Untertitel. Die Umschlaggestaltung stellt also eine Verdichtung des lebensgeschichtlichen Zusammenhangs dar. Die Umschlagrückseite, ganz in schwarz gehalten, enthält folgenden Kommentar: „Diese autobiographische Beschreibung eines deutschen Lebens im ‚Jahrhundert der Extreme‘ [die Abwandlung eines historischen Werktitels des Kollegen E. Hobsbawm ‚Das Zeitalter der Extreme‘, C. H.] ist ein Zeitdokument ersten Ranges. Richard von Weizsäcker [ein ehemaliger Schulkamerad Kleins, C. H.] schreibt über Fritz Kleins Erinnerungen: ‚Überzeugend aufrichtig im Grundton, persönlich und konkret, und so differenzierend, daß jedem Leser ein eigenes Urteil nahegebracht und abverlangt wird.‘“ Der Umschlagrücken dient hier also dazu, die Individualität des Autors als zeitgeschichtliche Person herauszustellen und seine hohe geschichtliche Dignität zu unterstreichen. Die Qualität und Güte der Darstellung wird von einer bekannten zeitgenössischen Persönlichkeit, dem ehemaligen Bundespräsidenten der Bundesrepublik Deutschland, verbürgt, der ein hoher Repräsentant des ehemaligen ‚Klassenfeindes‘ war und den zudem eine frühere private Beziehung mit dem Autor verbindet. Die perspektivische Kommentierung legt den Leser bereits auf das Lesen eines ‚Zeitdokuments ersten Ranges‘ fest. Wegen oder gerade trotz ihrer anderen Sicht auf die Bundesrepublik, so müsste man wohl nach 1989 sagen, sind diese Erinnerungen an die DDR ein herausragendes Zeugnis wegen des ‚überzeugend aufrichtigen Grundtons‘, der dem Leser ‚ein eigenes Urteil‘ nahe bringt und gleichzeitig ‚abverlangt‘. Die Vorperspektivierung ist deutlich zu erkennen, handelt es sich doch, so lässt sich aus diesen wenigen Hinweisen bereits vermuten, um die Lebensgeschichte eines selbstkritischen ‚Konvertierten‘.

Dies wird umso deutlicher, wenn wir uns das Vorwort – den ‚Prolog: Späte Einsichten‘ (vgl. ebd., 7) – anschauen, in dem Klein die Motive und Intentionen seines autobiographischen Schreibens expliziert. Schon die Form legt die Vermutung nahe, dass es sich hier um den ideologischen Wandel eines ehemals ‚überzeugten‘ DDR-Bürgers handelt: Chronologisch ist es in drei Teile untergliedert (1989, 1991, 1999) und beginnt mit einer zitierten Rede aus Anlass seines Übergangs in den Ruhestand und seines 65. Geburtstages im Juli 1989, also noch während der DDR. In dieser Rede ruft Klein im Angesicht der umfassenden politischen Erosionen des so genannten

15 Auf der Hardcover-Ausgabe aus dem Jahr 2000, ebenfalls im Fischer Verlag erschienen, ist ein Ausschnitt der Berliner Mauer in schwarz/weiß abgebildet, so dass auch hier mit dem sinnbildlichen ‚Farb‘-Kontrast gearbeitet worden ist. Schwarz/weiß ist dabei möglicherweise nicht nur als Ost-West-Gegensatz zu lesen, sondern ‚schwarz auf weiß‘ steht auch für die Vorstellung einer höheren Objektivität.

‚Ostblocks‘ dazu auf, eigene Fehler zu bekennen, sich den Realitäten zu stellen und den Sozialismus auf einen neuen Weg zu bringen: „Was wir brauchen, ist Ehrlichkeit, Offenheit und gewissenhafte Prüfung der eigenen moralischen Integrität. Nur so gewinnen wir Glaubwürdigkeit und Überzeugungskraft.“ (Klein 2001, 11) Diese Rede bewegt sich also noch im offiziell herrschenden *Wir*-Duktus der DDR und beschwört die Selbstheilungskräfte des damals bereits erodierenden Systems. Zwei Jahre später, die DDR ist als Staat mittlerweile verschwunden und Kleins ehemalige Arbeitsstätte, die ‚Akademie der Wissenschaften‘, von der Schließung bedroht, schlägt er deutlich selbstkritischere Töne an: „Die Vergangenheit, so heißt es oft, müsse bewältigt werden. Das klingt sehr stark, fast martialisch, ist doch aber, hört man genau hin, eine Wendung, die das trifft, was in der Tat gemacht werden muß. Vergangenheit – das ist nicht etwas, mit dem man fertig wird, indem man es behandelt mit Lauge und scharfem Besen, das Schlechte ausbrennt, die Schuldigen bestraft, um nach erfolgter Operation, erleichtert um die Sünden und die Sünder vergangener Zeiten und frei von ihnen, frohgemut neuen Ufern zuzustreben. Die Vergangenheit ist bewältigt, überwältigt gar, man hat sich von ihr gelöst und nichts mehr mit ihr zu tun (...). Die Vergangenheit jedes Menschen ist ein Stück dieses Menschen. Man kann und soll versuchen, sie und sich in ihr, zu verstehen, zu lernen aus ihr, wenn es gut geht, für Gegenwart und Zukunft. Abstreifen aber und einfach zurücklassen kann man sie nicht, ohne sich, möglicherweise erneut, selbst zu beschädigen.“ (ebd., 12-13) Während Klein noch 1989 sozialistischen Reformen das Wort redete, hat er sich zu diesem Zeitpunkt bereits innerlich von der DDR gelöst und ist mit ihrer ‚Abwicklung‘ beschäftigt. Die Wiedervereinigung ist als historische Tatsache mittlerweile akzeptiert und die Gewissens(über)prüfung privatisiert. Die politische Konversion ist vollzogen und man hat sich mit den neuen Umständen arrangiert. 1999 schließlich, mit einer gewissen zeitlichen Distanz, wendet sich Klein nun ein drittes Mal seiner Lebensgeschichte zu und beschließt, „sich klar zu werden über das eigene Leben“ (ebd., 13), dessen historische Beurteilung „uns allen so schwerfällt“. (ebd., 13)

Wolf Jobst Siedler – ein Westberliner Verleger – hat eine zweiteilige Autobiographie verfasst. Der thematische Titel seiner ersten Autobiographie lautet ‚Ein Leben wird besichtigt‘ und im Untertitel ‚In der Welt der Eltern‘ (vgl. Siedler 2002). Die Gattungsbezeichnung fehlt, geht jedoch aus Titel/Untertitel hervor. Hier tritt eine Besonderheit auf (die wir auch in der zweiten Autobiographie finden): Siedlers Titel ist ein leicht abgewandeltes Zitat einer anderen Autobiographie, und zwar H. Manns ‚Ein Zeitalter wird besichtigt‘ (vgl. Mann 2001). Zitationen sind performative Akte. Obwohl es sich beim Zitat offensichtlich um eine Wiederholung handelt, schaffen sie doch Neues durch Sinnverschiebungen und Rekontextualisierung (vgl. Menke 2004, 589). Es handelt sich hierbei genau genommen um ‚Wieder-Holungen‘ einer vergangenen Aussage, womit einerseits eine sichtbare Verbindungslinie aufgebaut, gleichzeitig aber neue Sinnzusammenhänge geschaffen werden (vgl. ebd., 590). Oftmals in Anführungszeichen gesetzt, heißt Zitieren das Herausnehmen eines Zeichens aus einem Kontext und Aufpfropfung auf einen anderen Kontext (vgl. Derrida 2004, 89). Das Zitat hat in Siedlers Autobiographie offensichtlich die Funktion, eine Nähe und Verklammerung zu Autoren seiner Jugend herzustellen. Eine Textstelle aus Manns Autobiographie mag verdeutlichen, auf welche Weise Siedler eine Affinität zu ihm aufzubauen versucht: „Eine Autobiographie sieht am besten von ihrem Urheber ab, wenn es angehe. Er trete als Augenzeuge auf – der Ereignisse und seiner selbst. Das

verdirbt noch nichts. Ein Zeitalter wird besichtigt. Von wem? Ist immer die Frage.“ (vgl. Mann 2001, 164) Das gleichzeitig intime und distanzierende Oszillieren um den Gegenstand seiner Autobiographie – die verschwundene Kindheit – wird von Siedler in seinem Vorwort durch den Wechsel der Ich- und Er-Form in der Selbstanrede unterstrichen.¹⁶ Schwermut durchzieht es und immer wieder die Erfahrung des Abschiednehmens. Aber nicht nur H. Mann taucht als prominente Referenz auf, sondern im Vorwort bedient sich Siedler auch eines Zitats des Bruders, Th. Mann aus ‚Joseph und seine Brüder‘, um die Selbstbeziehung zu seiner erinnernden Reflexion auszudrücken und einen inneren Monolog zu beginnen: „Tief ist der Brunnen der Vergangenheit. Sollte man ihn nicht unergründlich nennen?‘ Der erste Satz von ‚Joseph und seine Brüder‘ hat sich der Erinnerung so tief eingepägt, dass er über Jahrzehnte im Gedächtnis blieb.“ (Siedler 2002, 9) Hierin drückt sich nicht nur Siedlers Hang zu ‚ersten Sätzen‘ aus (vgl. ebd.), sondern er verdeutlicht gleichzeitig seine tiefe Wertverbundenheit mit dem letzten Vertreter eines untergegangenen Bürgertums, einer untergegangenen Welt, dessen Heraufbeschwörung er sich zum Ziel gesetzt hat (‚In der Welt der Eltern‘). Erinnerndes und erinnertes Ich rücken sich in die Nähe des wohl berühmtesten deutschen Schriftstellers des 20. Jahrhunderts. So endet auch sein Vorwort wiederum mit dem ‚ersten Satz‘, dessen Inhalt an das obige Zitat H. Manns erinnert und sowohl die Zitate Th. als auch H. Manns miteinander verbindet: „Tief ist der Brunnen der Vergangenheit‘ – das ist wohl doch der richtige Anfang für ein Buch der Rückerinnerung. Rückerinnerung wohin und wozu? Das muss sich herausstellen im Gange dieses Versuchs einer Besichtigung des eigenen Lebens.“ (ebd., 11)

Motiv und Intention des Vorworts erschließen sich anders als bei Klein nicht auf den ersten Blick. Die autobiographische ‚Elegie‘ und Reminiszenz an untergegangene Welten sind nicht nur als bloß naive Kindheits(re)konstruktionen zu verstehen, sondern folgen dem gegenwärtigen Muster zunehmender Privatisierung historischer Erinnerungen in deutschen Autobiographien und damit der intimen Vereinnahmung von Vergangenheit bestimmter Generationen in Abgrenzung zur belasteten deutschen NS-Geschichte.¹⁷ Dieser Zusammenhang wird noch einmal bei der paratextuellen Umschlaggestaltung seiner zweiten Autobiographie deutlich werden.

Die Umschlagseite der ersten Autobiographie ziert ein schwarz/weiß Fotoporträt von Siedler als jungem Mann, den Blick – fest, scharf und entschlossen – nach links aus dem Bild heraus gewandt, in formaler Kleidung (Anzug, Krawatte, weißes Hemd, gut frisiert).¹⁸ Über den Titel habe ich bereits gesprochen. Auf der linken unteren Seite des vorderen Umschlags befindet sich ein kurzes kommentierendes Zitat eines ihm nahe stehenden Autors: „Eine undeutsche Erscheinung – geistreich, aber elegant; hochgebildet, aber voller Selbstironie“ (Heimito von Doderer). Diese Fremdbeschrei-

16 Vgl. zu den unterschiedlichen Selbstannäherungs- und Selbstdistanzierungsstilen in der autobiographischen Erzählung Waldmann 2001, 57-127.

17 Ein bekanntes Beispiel hierfür bieten die Auseinandersetzungen um die autobiographische Darstellungsfreiheit, die sich um ‚Ein springender Brunnen‘ von M. Walser entsponnen haben. Vgl. dazu Agazzi 2005, 23-46.

18 Es sei kurz darauf hingewiesen, dass die Hardcover-Version des Buches aus dem Jahr 2000 das Foto in einer größeren Fassung abbildet. Darüber hinaus findet sich dort auf der linken Seite des Buchumschlags zusätzlich die Abbildung des Hauses seiner Kindheit. Während die Taschenbuch-Ausgabe im Berliner Taschenbuch Verlag erschien, ist die Hardcover-Ausgabe in Siedlers eigenem Verlag erschienen.

bung wird durch drei Kommentare auf der hinteren Seite des Umschlags ergänzt, die nach einer Kurzcharakterisierung von Siedlers Autobiographie angeführt sind: „Wolf Jobst Siedler begibt sich auf die Suche nach seiner Kindheit, und diese Suche führt ihn weit zurück in die frühen dreißiger Jahre, als Hitler die Macht ergriff. Entstanden ist ein spannendes Erinnerungsbuch voller Einsichten und Humor.“ Die Süddeutsche Zeitung kommentiert: „Es macht Spaß, an Siedlers träumerischem Blick teilzuhaben.“ Klaus Bölling, Berliner Publizist und ehemaliger Regierungssprecher unter der Regierung H. Schmidt meint: „Wir besichtigen das Leben eines mit der Geschichte der Stadt verwachsenen Berliners und preußischen Gentleman.“ Schließlich wird der Philosoph R. Safranski mit den folgenden Worten zitiert: „Siedler ist ein Zeremonienmeister der großen Abschiede. Er kann, wie heute wohl keiner sonst, mit dem Zauber der Sprache das Vergehende festhalten – so lange wenigstens, bis man erkennt, was man verliert.“ Es ergibt sich also folgende Fremdbildkonstruktion Siedlers: Die editorische Kurzcharakterisierung verweist auf ein ‚Erinnerungsbuch‘ voller ‚Einsichten und Humor‘, dass in die ‚frühen dreißiger Jahre‘ bis zur ‚Hitlers Machtübernahme‘ führe. Diese historische Beschreibung korrespondiert mit K. Böllings Kommentar, der Siedler spezifischer in die ‚Geschichte der Stadt‘ (Berlin) einordnet, dazu seinen Habitus als ‚preußischer Gentleman‘ hervorhebt. Die Merkmale Geschichte und Selbsterinnerung ergänzen sich in diesen beiden Kommentaren und leiten die Aufmerksamkeit auf die historischen Besonderheiten der Person Siedlers (wobei anzumerken ist – etwas, das für den späteren Erzählverlauf von Bedeutung sein wird –, dass Siedler erst 1926 geboren wurde, bei der ‚Machtübernahme Hitlers‘ also erst 7 Jahre alt war). Sie verorten seine Lebensgeschichte also in zeitgeschichtlichen Bezügen, charakterisieren sie jedoch gleichzeitig als ‚undeutsch‘. Die Kommentare der Süddeutschen Zeitung und von R. Safranski erzeugen eine interaktive Intimität durch die Empfehlung zur Übernahme der Siedler’schen Perspektive: Die Süddeutsche Zeitung sieht es als ‚Spaß, an Siedlers träumerischem Blick *teilzuhaben*‘, R. Safranski dagegen charakterisiert Siedler mit einigem Pathos als ‚Zeremonienmeister der großen Abschiede‘, der wie kein anderer ‚mit dem Zauber der Sprache das Vergehende festhalten [kann], bis *man* erkennt, was *man* verliert (Hervorhebung von mir, C.H.)‘. Das ‚Man‘ ist somit eine indirekte Aufforderung an den potentiellen Leser, sich auf diese Sicht der Dinge einzulassen, eine Empfehlung mit dem Ziel, schon vor der Lektüre den Leser auf eine bestimmte Lesart der Persönlichkeit Siedlers festzulegen. Mittels dieser – prominenten – Kommentatoren bekommt ‚man‘ stichwortartig ein Porträt dessen, was einen erwartet: Spannung, Humor, Zeitgeschichte eines Zeitzeugen, Eleganz und Distinktion.

Die zweite Autobiographie Siedlers, die 1947 mit Siedlers Rückkehr aus der britischen Kriegsgefangenschaft einsetzt, trägt den Titel ‚Wir waren noch einmal davongekommen‘ (vgl. Siedler 2004), die Gattungsform ist mit ‚Erinnerungen‘ angegeben. Dieser Titel ist wie schon in seiner ersten Autobiographie ein Zitat. Es ist einem Theaterstück Th. Wilders aus den 1940er Jahren entlehnt, in dem es um Krieg, Naturkatastrophen und den Untergang des Menschen und deren Überwindungen geht.¹⁹ In diesem absurden Stück beschreibt Wilder das ewig wiederkehrende Schicksal der

19 Dies erfährt der Leser nicht nur aus dem Haupttext, sondern bereits auf S. 4: „Der Titel dieses Buches verdankt sich Thornton Wilders Schauspiel ‚Wir sind noch einmal davongekommen‘, das die Sensation des Berliner Theatersommers 1946 war.“ Da Siedler allerdings erst 1947 aus der Kriegsgefangenschaft zurückkehrte, muss der Besuch dieses Theaterstücks kurz darauf erfolgt sein.

Menschheitsgeschichte. Die zitierende Verwendung dieser Anspielung im symbolischen Titel ist eine doppeldeutige: Zum einen handelt es sich – wie aus dem späteren Haupttext hervorgeht – um eines der ersten Theaterstücke, die Siedler im zerstörten Berlin der Nachkriegszeit besuchte, zum anderen ist der Inhalt des Stücks eine Allegorisierung des eigenen lebensgeschichtlichen Schicksals zwischen Kriegszerstörung und Wiederaufbau. Der allegorische Eindruck wird durch die visuelle Umschlaggestaltung noch verstärkt: Auf der linken Seite unterhalb des Titels befindet sich eine Fotografie des zerstörten Brandenburger Tors aus dem Jahr 1945, wie der Leser aus dem Innentext des Umschlags erfährt. Auf der rechten Bildhälfte ist, parallel zum Brandenburger Tor stehend ein Panzer zu sehen, so dass die unmittelbare Kriegssituation des Jahres 1945 hervortritt. Rechts daneben befindet sich ein zweites kleineres Foto, das den jungen Siedler mit seiner Frau ‚Imke‘ zeigt (ein Ausschnitt eines größeren Fotos, das dem inneren Bildteil entnommen ist, worauf zusätzliche Imkes Vater zu sehen ist). Privates und Historisches wird also zu einem allegorischen Layout zusammengesetzt, das durch die ambigue Zitatanspielung des Titels noch gesteigert wird. Die zentrale lebensgeschichtliche Phase, von der die Autobiographie handelt, wird somit paratextuell verdichtet. Findet man bei zahlreichen Autobiographien eine Fotografie des Autors aus der Gegenwart, so sind bei Siedler ausschließlich die ersten Nachkriegsjahre inszeniert, was die Distanz zwischen gegenwärtigem Erzähler und erzählter Person verstärkt, ein stilistisches Kennzeichen, das bereits im Vorwort der ersten Autobiographie auftauchte.

Auf der Innenseite des gefalzten Umschlags befindet sich eine kurze Inhaltsangabe nebst biographischen Angaben. Interessant wiederum ist der Umschlagrückseite, die ein weiteres Porträtfoto des Autors, einen nachdenklichen, in sich gekehrten jungen Mann zeigt. Dieses Bild ist folgendermaßen untertitelt: „Der Autor 1953, als er zum Sekretär des ‚Kongresses für die Freiheit der Kultur‘ bestellt wurde.“ Darunter befinden sich wie schon bei der ersten Autobiographie kommentierende Zitate, die teilweise von denselben Personen stammen, denselben Wortlaut tragen bzw. demselben Text entstammen. K. Böllings Bemerkung (er wird hier der Zeitung ‚Die Welt‘ zugeordnet) ist dieselbe wie auf der ersten Autobiographie, nur dass seine Aussage durch Verkürzung des Satzbaus reduziert worden ist auf: „Das Leben eines mit der Stadt verwachsenen Berliners und preußischen Gentlemans.“ Der zweite Kommentar stammt von H. Krüger von der ZEIT: „Glücklich die Republik, die über einen so souveränen Kritiker ihrer Zustände verfügt: radikal und doch voller Witz, leidenschaftlich engagiert und doch von einer weltmännischen Noblesse, die hierzulande Mangelware ist. Typisch deutsch wird man diesen Autor jedenfalls nicht nennen können.“ Als letztes wieder der Philosoph R. Safranski: „Siedler gehört zu den großen Verlegerpersönlichkeiten der deutschen Nachkriegsgeschichte. Sein Buch gibt der Form der Lebenserinnerungen die Würde zurück. Es ist eine Autobiographie auf der Höhe der literarischen Kunst.“ Wie bereits bei der ersten Autobiographie wird auch hier die Person Siedlers vorperspektiviert und sowohl sein literarischer als auch sein gesellschaftlicher Status hervorgehoben.

Auf ein Vorwort hat Siedler diesmal verzichtet, möglicherweise, weil es sich um die Fortführung der ersten Autobiographie handelt. Vorausgeschickt wird dem Haupttext allerdings ein Motto, das als Vorwortersatz erachtet und im Anschluss an die bisherigen Ausführungen leitmotivisch interpretiert werden kann: „Sieht man aus dem Abstand von fünfzig Jahren auf die Nachkriegszeit, so blickt man in eine fremde

Welt. Fern ist sie, so historisch wie die Ausrufung der Republik 1918 der Proklamation des Kaiserreiches 1871 gewesen ist, beide Male fünfzig Jahre. Es ist kaum zu fassen, dass auch diesmal ein halbes Jahrhundert vergangen ist seit den letzten Tagen im Bunker unter der Reichskanzlei, als sich die Davongekommenen in der Nachkriegszeit einzurichten suchten [...]. Mit einem Mal wird mir bewusst, dass es geschichtliche Perspektiven sind, in die das eigene Leben gerückt ist.“ (vgl. Siedler 2004, 9) Dieses Motto seiner zweiten Autobiographie greift im Prinzip die Selbstdistanz auf, die er bereits in der ersten Autobiographie formuliert hat. Die ‚Lebensgeschichte in der Geschichte‘, um einen Topos von G. Rosenthal in sein Gegenteil zu verkehren (Rosenthal 1988), scheint entrückt, die Erinnerung an das eigene Leben löst sich jedoch in historischen Bezügen auf. Nicht nur werden Geschichte und Lebensgeschichte unentwirrbar miteinander verbunden, so dass Siedler sehr wohl als ‚deutsche Erscheinung‘ angesehen werden kann, sondern mit dem eigenen Distanzempfinden werden gleichzeitig auch historische Begebenheiten parataktisch nebeneinander gestellt, wodurch ein Geschichtsrelativismus konstruiert wird, der sich wiederum als latentes Leitmotiv diskursiv durch den Haupttext zieht. Selbstdistanzierung und historische Verschmelzung bilden also die beiden Pole seiner autobiographischen Reflexion.

Der paratextuelle Aufbau der Autobiographien Kleins und Siedlers führt also in den Haupttext leitmotivisch hinein und diskursiv-historisch über ihn hinaus. Die Gestaltung des Umschlags enthält bereits eine Vielzahl von Informationen, die beide Autoren als zeitgenössische Protagonisten der deutschen Geschichte des 20. Jahrhunderts ausweisen. Titel und Untertitel sind in beiden Fällen eine Mischung aus thematischen und symbolischen Überleitungen: Während bei Klein mit der historischen Chiffre der deutsch-deutschen Mauer Grenze gespielt wird (‚Drinne und Draußen‘), was visuell durch die Wahl der schwarz/weißen Umschlaggestaltung noch eine verstärkende symbolische Wirkung erzeugt (und durch den Untertitel performativ als Sprachhandlung vollzogen wird), sind es bei Siedler das Sprachspiel der Zitation und die fotografische Collage, die eine paratextuelle Verdichtung lebensgeschichtlicher Referenzen erzeugen und die ‚Rhetorik des Bildes‘ mit der ‚Rhetorik des Zitats‘ verbinden.

Intention und Motiv des Autobiographischen liegen bei Klein und Siedler diametral auseinander: Klein baut seinen ‚Prolog‘ als schrittweise Distanzierung von der DDR innerhalb eines selbstkritischen Dialogs auf, den er durch die selbstzitierende Rede von 1989 und 1991 inszeniert. Die Selbstpräsentation seiner Person auf drei verschiedenen zeitlichen Ebenen folgt historisch dem Verschwinden der DDR und der Wiedervereinigung, wodurch ein signifikanter zeitgeschichtlicher Lebensbezug angedeutet wird. Das ‚Gelingen‘ dieses autobiographischen Purgatoriums der Selbstläuterung wird vorweggenommen und unterstrichen durch die zeitgeschichtliche Persönlichkeit R. von Weizsäcker, der kraft seiner Autorität das hohe Maß an Selbstreflexivität Kleins lobt. Obwohl auch Siedler im präskriptiven Motto seiner zweiten Autobiographie historische Bezüge herstellt, sind es hier weniger die konkreten Verbindungen von Lebensgeschichte und Zeitgeschichte als vielmehr die Verwendung historischer Kategorien zur Sequenzierung zeitgeschichtlicher Erfahrungen schlechthin. Das Leitmotiv der Distanz und Abgrenzung drückt sich auch im Vorwort (betitelt ‚In der Welt der Eltern‘) aus, in dem er in einem quasi überzeitlichen und a-historischen Raum mit den literarischen Bezugspersonen seiner Kindheit und Jugendzeit in Kor-

respondenz tritt. Verstärkt wird dieser Eindruck noch durch die Kommentierungen Dritter, die Siedler als ‚undeutsche Erscheinung‘ charakterisieren, als ‚untypisch‘ deutsch. Jedoch ist das stilistische Instrument ‚Distanz‘ nur der reflexive Umweg, über den die Erinnerungen innerhalb der zeitgeschichtlichen Ereignisse konstruiert und dadurch privatisiert werden, wie aus der zweiten Umschlaggestaltung hervorgeht. In den Inszenierung der ‚Privatisierung von Erinnerung‘ folgt Siedler einem gegenwärtigen Trend der deutschen Erinnerungskultur, der sich der ‚Last der deutschen Vergangenheit‘ zu entledigen versucht.

6. Fazit

Paratexte können unterschiedlich gestaltet sein, abhängig vom historischen Zeitpunkt, der literarischen Gattungsform und der sie umgebenden Kultur. Ihre unzähligen Aufbereitungsmöglichkeiten unterliegen den jeweiligen Erfordernissen des sie umgebenden Bezugfeldes. Autobiographische Paratexte sind die bedeutungsetzenden und thematisch anspielenden Rahmungen des Haupttextes, führen in diesen hinein und über ihn in weitere Kontexte hinaus. Sie fungieren als sprachliche und visuelle ‚Übersetzungen‘ lebensgeschichtlicher Reflexionen in die Form der autobiographischen Erzählung. Durch Kontextualisierung und Rekontextualisierung entstehen zahlreiche Beziehungsverhältnisse und Leseweisen, die diese parergonale Grenzlinienziehung dynamisieren. Paratexte bilden das Scharnier zwischen dem Autor und seinem potentiellen Leser, wobei in die Autor-(Text)-Leser-Figuration weitere vermittelnde Zwischeninstanzen hinzutreten. Sie bilden die Präliminarien und Leitmotive des Haupttextes, wobei performatives Gelingen paratextueller Gestaltungen erst durch eine vergleichende Analyse mit dem Haupttext erreicht werden kann sowie einer Rezeptionsanalyse des Lesers. Darüber hinaus muss zwischen den einzelnen paratextuellen Instanzen und ihren Blickwinkeln unterschieden werden. Während der Autor in der Regel den Haupttext durch das Vorwort einleitet, die außertextuellen Umstände seines Zustandekommens erläutert und Motive und Intentionen seines autobiographischen Schreibens expliziert, sind Verlag und Verleger maßgeblich an der Gestaltung des Layouts interessiert, wozu eben auch die Einbeziehung von Kommentaren Dritter gehört. Durch die autobiographischen Paratexte werden also rund um das eigentliche Haupttextgeschehen komplexe Referenzen auf textueller und visueller Ebene aufgebaut, mit denen die ‚reale Person‘ des Autobiographen in ihrer Authentizität inszeniert werden soll. Sie stellen eine Vielzahl von Bezugfeldern her, die über die eigentliche Lebensgeschichte hinausführen. Die autobiographischen Inszenierungen bewegen sich referentiell zwischen dem erinnernden und dem erinnerten Ich des Haupttextes. Anders als beim Vorwort handelt es sich bei den hinzugefügten Kommentaren um selektive Außenperspektiven, die ihrerseits wieder performativen Charakter haben, da sie ‚Fest-Stellungen‘ und Justierungen am erzeugten Fremdbild des Autors vollziehen. Performativ ist also das Vorwort durch expositionelle Selbstpräsentationen, sind Namen, Titel/Untertitel und Gattungsbezeichnung durch selbstverpflichtende Sprachhandlungen, sind schließlich Waschzettelkommentierungen Dritter durch äußere Fremdbildkonstruktionen.

LITERATUR

- Agazzi, Elena (2005): *Erinnerte und rekonstruierte Geschichte – Drei Generationen deutscher Schriftsteller und die Fragen der Vergangenheit*, 1. Aufl., Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen
- Alheit, Peter und Morton Brandt (2006): *Autobiographie und ästhetische Erfahrung – Entdeckung und Wandel des Selbst in der Moderne*, 1. Aufl., Campus Verlag, Frankfurt/ New York
- Austin, John L. (1975): *Performative Äußerungen*, in ders.: *Wort und Bedeutung – Philosophische Aufsätze*, 1. Aufl., Paul List Verlag, München, 245-268
- Barthes, Roland (2002): *Der Tod des Autors*, in: Uwe Wirth (Hg.): *Performanz – Zwischen Sprachphilosophie und Kulturwissenschaften*, 1. Aufl., Suhrkamp Taschenbuch, Frankfurt/M., 104-110
- Benjamin, Walter (1992): *Die Aufgabe des Übersetzers*, in ders.: *Sprache und Geschichte – Philosophische Essays*, 1. Aufl., Philipp Reclam jun., Stuttgart, 50-64
- Bennington, Geoffrey und Jacques Derrida (1994): *Jacques Derrida – Ein Porträt*, 1. Aufl., Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M.
- Bourdieu, Pierre (2000): *Die biographische Illusion*, in: Erika M. Hoerning (Hg.): *Biographische Sozialisation*, 1. Aufl., Lucius und Lucius, Stuttgart, 51-60
- Bude, Heinz (1984): *Rekonstruktionen von Lebenskonstruktionen – eine Antwort auf die Frage, was Biographieforschung bringt*, in: Martin Kohli und Günther Robert (Hg.): *Biographie und soziale Wirklichkeit – Neue Beiträge und Forschungsperspektiven*, 1. Aufl., J.B. Metzler, Stuttgart, 7-28
- Bude, Heinz (1999): *Lebenskonstruktionen als Gegenstand der Biographieforschung*, in: Gerd Jüttemann und Hans Thomae: *Biographische Methoden in den Sozialwissenschaften*, 1. Aufl., Beltz Taschenbuch, Weinheim und Basel, 247-258
- Derrida, Jacques (2004): *Signatur Ereignis Kontext*, in ders.: *Die différance – Ausgewählte Texte*, 1. Aufl., Philipp Reclam jun., Stuttgart, 68-109
- Dugast, Jacques (2001): *Parerga und Paratexte – Eine Ästhetik des Beiwerks*, in: Gérard Raulet und Burghart Schmidt (Hg.): *Vom Parergon zum Labyrinth – Untersuchungen zur kritischen Theorie des Ornaments*, 1. Aufl., Böhlau Verlag, Wien u. a., 101-110
- Dünkelsbühler, Ulrike (1991): *Rahmen-Gesetz und Parergon-Paradox. Eine Übersetzungsaufgabe.*, in: Hans Ulrich Gumbrecht und K. Ludwig Pfeiffer (Hg.): *Paradoxien, Dissonanzen, Zusammenbrüche – Situationen offener Epistemologie*, 1. Aufl., Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M., 207-223
- Elias, Norbert (1999): *Die Gesellschaft der Individuen*, 4. Aufl., Suhrkamp Taschenbuch, Frankfurt/M.
- Elias, Norbert (2004): *Was ist Soziologie?*, 10. Aufl., Juventa Verlag, Weinheim und München
- Foucault, Michel (1996): *Was ist ein Autor?*, in: Dorothee Kimmich, Rolf Günter Renner und Bernd Stiegler (Hg.): *Texte zur Literaturtheorie der Gegenwart*, 1. Aufl., Philipp Reclam jun., Stuttgart, 233-247
- Früchtl, Josef (2001): *Ästhetik der Inszenierung. Dimensionen eines gesellschaftlichen, individuellen und kulturellen Phänomens*, in: ders. und Jörg Zimmermann (Hg.): *Ästhetik der Inszenierung*, 1. Aufl., edition suhrkamp, Frankfurt/M., 9-47
- Fuchs-Heinritz, Werner (2000): *Biographische Forschung – Eine Einführung in Praxis und Methoden*, 2. Aufl., Westdeutscher Verlag, Opladen (Erste Auflage: 1984)
- Genette, Gérard (2000): *Impliziter Autor, impliziter Leser?*, in: Fotis Jannidis, Gerhard Lauer, Matias Martinez und Simone Winko (Hg.): *Texte zur Theorie der Autorschaft*, 1. Aufl., Philipp Reclam jun., Stuttgart, 233-246
- Genette, Gérard (2001): *Paratexte – Das Buch vom Beiwerk des Buches*, 1. Aufl., Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M.

- Heinze, Carsten (2006): Identitäts- und Geschichtskonstruktionen in jüdischen und nichtjüdischen Lebensgeschichten vor dem Hintergrund nachkriegsdeutscher Vergangenheitsbearbeitungen – Autobiographien im Vergleich zwischen Ost- und Westdeutschland, Dissertation, eingereicht an der Universität Hamburg
- Iser, Wolfgang (1994): *Der Akt des Lesens*, 4. Aufl., Wilhelm Fink Verlag, München
- Jaumann, Herbert (2002): *Literatur und Gesellschaft*, in: Ulfert Ricklefs (Hg.): *Das Fischer Lexikon Literatur*, Neuausgabe, Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt/M., 1030-1053
- Klein, Fritz (2000): *Drinnen und Draußen – Ein Historiker in der DDR*, 1. Aufl., Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt/M.
- Lehmann, Jürgen (1988): *Bekennen – Erzählen – Berichten – Studien zur Theorie und Geschichte der Autobiographie*, 1. Aufl., Max Niemeyer Verlag, Tübingen
- Lejeune, Philippe (1998): *Der autobiographische Pakt*, in: Günter Niggel (Hg.): *Die Autobiographie – Zu Form und Geschichte einer literarischen Gattung*, 2. Aufl., Wissenschaftl. Buchgesellschaft, Darmstadt, 214-257
- Luckmann, Thomas (2002): *Zur Methodologie (mündlicher) kommunikativer Gattungen*, in ders.: *Wissen und Gesellschaft – Ausgewählte Aufsätze 1981-2002*, UVK Verlagsgesellschaft, Konstanz, 183-200
- Mann, Heinrich (2001): *Ein Zeitalter wird besichtigt – Erinnerungen*, 3. Aufl., Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt/M.
- Menke, Bettine (2004): *Zitation/performativ*, in: Jürgen Fohrmann (Hg.): *Rhetorik – Figuration und Performanz*, 1. Aufl., Verlag J.B. Metzler, Stuttgart/Weimar, 582-602
- Moser, Christian und Jürgen Nelles (2006): *Einleitung: Konstruierte Identitäten*, in: dies. (Hg.): *AutoBioFiktion – Konstruierte Identitäten in Kunst, Literatur und Philosophie*, 1. Aufl., Aisthesis Verlag, Bielefeld, 7-20
- Nünning, Ansgar (2001): *Literatur- und Kulturtheorie*, 2. Aufl., Verlag J.B. Metzler, Stuttgart/Weimar
- Paetzold, Heinz (2001): *Simmels Rahmen und Derridas Parergon. Ein Beitrag zur Kulturphilosophie des Ornamentalen in der Moderne*, in Gérard Raulet und Burghart Schmidt (Hg.): *Vom Parergon zum Labyrinth – Untersuchungen zur kritischen Theorie des Ornaments*, 1. Aufl., Böhlau Verlag, Wien u. a., 243-266
- Pascal, Roy (1965): *Die Autobiographie*, 1. Aufl., W. Kohlhammer Verlag, Stuttgart u. a.
- Raulet, Gérard und Burghart Schmidt (Hg.) (2001): *Einleitung in: Gérard Raulet und Burghart Schmidt (Hg.): Vom Parergon zum Labyrinth – Untersuchungen zur kritischen Theorie des Ornaments*, 1. Aufl., Böhlau Verlag, Wien u. a., 7-28
- Ricklefs, Ulfert (2002): *Lesen/Leser*, in ders.: *Das Fischer Lexikon – Literatur*, Band 2, 1. Aufl., Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt/M., 961-1005
- Rosenthal, Gabriele (1988): *Geschichte in der Lebensgeschichte* in: BIOS, Heft 2/88, 3-15
- Schütze, Fritz (1984): *Kognitive Figuren des autobiographischen Stehgreiferzählens*, in: Martin Kohli und Günther Robert (Hg.): *Biographie und soziale Wirklichkeit – Neue Beiträge und Forschungsperspektiven*, 1. Aufl., J.B. Metzler, Stuttgart, 78-117
- Schützeichel, Rainer (2004): *Soziologische Kommunikationstheorie*, 1. Aufl., UVK Verlagsgesellschaft mbH, Konstanz
- Schulze, Theodor (1993): *Autobiographie und Lebensgeschichte*, in: ders. Und Dieter Baacke (Hg.): *Aus Geschichten lernen – Zur Einübung pädagogischen Verstehens*, 1. Aufl. (Neuausgabe), Juventa Verlag, Weinheim und München, 126-173
- Searle, John R. (2002): *Was ist ein Sprechakt?*, in: Uwe Wirth (Hg.): *Performanz – Zwischen Sprachphilosophie und Kulturwissenschaften*, 1. Aufl., Suhrkamp Taschenbuch Verlag, Frankfurt/M., 83-103
- Siedler, Wolf Jobst (2002): *Ein Leben wird besichtigt – In der Welt der Eltern*, 1. Aufl., Berliner Taschenbuch Verlag, Berlin
- Siedler, Wolf Jobst (2004): *Wir waren noch einmal davongekommen - Erinnerungen*, 1. Aufl., Siedler Verlag, München

- Simmel, Georg (1984): Brücke und Tür, in ders.: Das Individuum und die Freiheit – Essays, 1. Aufl., Verlag Klaus Wagenbach, Berlin, 7-11
- Thomae, Hans (1999): Psychologische Biographik. Theoretische und methodische Grundlagen, in: ders. und Gerd Jüttemann (Hg.): Biographische Methoden in den Humanwissenschaften, 1. Aufl., Beltz Taschenbuch, Weinheim und Basel, 75-97
- Wagner-Egelhaaf, Martina (2005): Autobiographie, 2. Aufl., Verlag J.B. Metzler, Stuttgart/Weimar
- Waldmann, Günter (2000): Autobiographisches als literarisches Schreiben, 1. Aufl., Schneider Verlag, Hohengehren
- Wirth, Uwe (2002): Der Performanzbegriff im Spannungsfeld von Illokution, Iteration und Indexikalität, in ders. (Hg.): Performanz – Zwischen Sprachphilosophie und Kulturwissenschaften, 1. Aufl., Suhrkamp Taschenbuch Verlag, Frankfurt/M., 9-60
- Wirth, Uwe (2004): Das Vorwort als performative, paratextuelle und parergonale Rahmung, in: Jürgen Fohrmann (Hg.): Rhetorik – Figuration und Performanz, 1. Aufl., Verlag J.B. Metzler, Stuttgart/Weimar, 603-628

Haskala und Hokuspokus

Die Biographie Jakob Philadelphias (ca. 1734-1797) und ihre Implikationen für die deutsch-jüdische Geschichte

Daniel Jütte

Nachdem Napoleon Auskunft über einen gewissen im fernen Königsberg wirkenden Immanuel Kant verlangt und daraufhin auf einigen Quartseiten eine Einführung in dessen vertrackte Philosophie erhalten hatte, soll er den Deutschen verächtlich in eine Reihe mit Cagliostro und Philadelphia gestellt haben. So will es zumindest Heinrich Heine in seiner *Lutetia* (1855) wissen (Heine 1981, 401). Die Pointe, also der Vergleich von Kant mit Cagliostro, dem neapolitanischen Scharlatan, hat an amüsanter Prägnanz seit Heines Zeiten nichts eingebüßt. Sie erschließt sich wohl nach wie vor den allermeisten Lesern. Wäre allerdings einzig von jenem *Philadelphia* die Rede, dürfte dies mit Sicherheit kaum der Fall sein.

Was es mit dem jüdischen Zauberkünstler Philadelphia auf sich hat, ist nahezu in Vergessenheit geraten. Jakob Philadelphia (ca. 1734-1797), der „an fast allen Höfen Europas mit fulminantem Erfolg“ (Buchberger 2007, 151) auftrat und in den Werken zahlreicher bedeutender deutscher Schriftsteller verewigt ist, kennen offenbar nicht einmal mehr die meisten Historiker der deutsch-jüdischen Geschichte. In den einschlägigen Darstellungen zur deutsch-jüdischen Geschichte und zur *Haskala*, also zur im späten 18. Jahrhundert sich ausformenden jüdischen Aufklärung, kommt er nicht vor.¹

Das mag vielleicht auch damit zusammenhängen, dass Philadelphias Biographie nach wie vor von zahlreichen Geheimnissen und Legenden umwittert ist. Der Literaturwissenschaftler Ulrich Joost hat 2004 versucht, die divergierenden Angaben über die Vita des „Erzmagiers“ zusammenzutragen. Der nachstehende biographische Abriss stützt sich wesentlich auf die von Joost kompilierten Informationen (Joost 2004).

Bereits über den Geburtsort besteht nach wie vor Uneinigkeit. Die ältere Forschung hat sich verschiedentlich auf Philadelphias Behauptung gestützt, wonach er in der gleichnamigen Stadt in Pennsylvania geboren sei. Als Geburtsjahr des angeblich aus einer galizischen Familie stammenden *Jacob Meyer* gilt nach dieser Auffassung 1734. Jedoch deutet manches darauf hin, dass die amerikanische Herkunft des Magiers eine Legende ist. In jüngerer Zeit mehren sich Indizien für seine Geburt in Wulfen bei Köthen. Möglicherweise muss also eine Auswanderung der Familie nach Amerika in Philadelphias Kindheit angenommen werden. Denn dafür, dass Philadelphia tatsächlich über Englischkenntnisse verfügte, spricht vieles. Auf magische Weise

¹ Bezeichnend ist auch das in vielen Details ungenaue Lemma in der *Encyclopaedia Judaica* von 1971 (N.N. 1971, Sp. 376).

dürfte er sie kaum erworben haben. Zurückhaltung ist allerdings gegenüber seiner Behauptung geboten, er spreche „die Americanische Sprache, so mit denen Wilden geredet wird [sowie] die Englische und africansch Guinesische, so mit denen Negers geredet wird, sämtlich besser als die teutsche Sprache“.²

Über die Jugendjahre Philadelphias ist nur Vages bekannt. Seine Ausbildung durch den rosenkreuzerisch-pietistisch gesinnten, biographisch nachweisbaren Einsiedler Doctor Christopher Witt (1675-1765) in den Wäldern Philadelphias (Sachse 1907) ist vermutlich in das Reich der Legenden zu verweisen. Plausibler scheint die Förderung durch den Herzog von Cumberland zwischen 1757 und 1765. Erste Auftritte als „Künstler der Mathematik“ in England, Irland, Spanien und Portugal sollen in die 1760er Jahre fallen.

Allein auf Philadelphias „marktschreierische Ankündigungszettel“ (Joost 2004, 11) stützt sich die Annahme, der Zauberkünstler sei 1771 in Russland bei Kaiserin Katherina II. und 1772 beim Sultan Mustapha III. in Konstantinopel aufgetreten. Sicherer Grund erreicht der Historiker erst mit Philadelphias Aufenthalt in Wien und Preßburg im Jahre 1774. Die dortigen Vorstellungen sind in der zeitgenössischen Presse ausführlich dokumentiert (Buchberger 2007). Möglicherweise bildeten sie den Auftakt für eine große Europa-Tournee des Magiers. 1775 ist er in Preußen nachweisbar, ein Jahr darauf in Wolfenbüttel. 1777 gastiert der jüdische Zauberer in größeren Städten wie Kassel, Gotha und auch Weimar. Goethe notiert damals im Tagebuch den Auftritt Philadelphias und ein Gespräch mit ihm (Goethe 1998, 427).

Doch den Höhepunkt seines Erfolgs dürfte der Zauberkünstler zu diesem Zeitpunkt bereits überschritten haben. Denn wenige Monate zuvor, im Februar 1777, hatte Philadelphia überstürzt seine Auftritte in Göttingen absagen müssen, nachdem er durch ein von Georg Friedrich Lichtenberg in der Stadt verbreitetes satirisches *Avertissement* zum Gespött der Öffentlichkeit geworden war.³ Lichtenbergs Persiflage amüsierte in kurzer Zeit auch Leser weit über Göttingen hinaus. Mehrfach nachgedruckt und viel diskutiert, verbreitete das *Avertissement* das Bild von Philadelphia als einem profitgierigen Scharlatan, der sich die Naivität des Publikums zunutze mache.

Möglicherweise in diesem Zusammenhang muss Philadelphias Niederlassung im Fürstentum Anhalt-Köthen gesehen werden: Wenige Monate nach der Denunziation durch den Göttinger Gelehrten tritt er dort jedenfalls als *Parnas*, also als Vorsteher der örtlichen Judenschaft, in Erscheinung (Samarkin 1998, 116). Diese Abkehr von seinen bisherigen öffentlichen Auftritten als Zauberkünstler ist auffällig und kann vielleicht als eine Reaktion auf die zumindest zeitweise Beschädigung seines Rufes durch Lichtenberg gelten. Erst 1779 häufen sich wieder die Indizien für Auftritte, zum Beispiel in Straßburg und in der Schweiz. Auffällig ist allerdings, dass sich Philadelphia nun nicht mehr ausschließlich auf seine Erfolge als „mathematischer Künstler“ verlassen wollte. Sein 1783 von Köthen aus dem preußischen Hof unterbreitetes Projekt einer Stärkung des Amerikahandels wurde zwar vom Minister Schulenberg höflich zurückgewiesen. Für den Historiker kann das „ziemlich kühne Unternehmen“ (Joost 2004, 12) aber als Indiz für Philadelphias Streben gelten, sich ein möglichst breites Spektrum an Verdienstmöglichkeiten zu erschließen. Betont werden muss

2 Unterthänigste Vorstellung Jakob Philadelphias an das preußische Generaldirektorium, 27.05.1783 (abgedruckt bei Geiger 1907, 86).

3 Vgl. das Faksimile bei Joost 2004.

gleichwohl, dass der Zauberkünstler auch nach 1777 die Vorführung seiner „physische[n], mechanische[n] en optische[n] konsten“⁴ keineswegs einstellte, sondern lediglich die Zahl der Auftritte reduzierte.

Philadelphias Tod kann um das Jahr 1797 datiert werden. 1796 ist sein Aufenthalt in Dessau bezeugt. Ein Jahr darauf allerdings tritt bereits „ein Vetter des alten verstorbenen Philadelphia“, so eine zeitgenössische Ankündigung (Abbildung bei Joost 2004, 13), als Zauberkünstler auf den Plan. Diese Nachricht vom Ableben Jakob Philadelphias dürfte als verlässlich gelten. Ob der angebliche Vetter *Meyer Philadelphia* aber tatsächlich mit dem Verstorbenen verwandt war, ist nicht zu klären. Zwar ist ein gewisser Meyer Philadelphia als Magdeburger Schutzjude (Jersch-Wenzel/Rürup 1999, Bd. 3, 306) nachweisbar,⁵ möglicherweise aber hatte er den Nachnamen seines prominenten Vorbilds aus geschäftsfördernden Gründen adaptiert. Überhaupt muss hervorgehoben werden, dass die bisher bekannt gewordenen Dokumente bedauerlicherweise keinen zuverlässigen Aufschluss über die familiären Verhältnisse Jakob Philadelphias geben. Die Vermutung der älteren Forschung, wonach sich der Zauberer in der Jugend habe taufen lassen (Sachse 1907, 77), kann inzwischen als falsch zurückgewiesen werden.

Weitere Forschungen über die schillernde Biographie Philadelphia sind fraglos nötig. Allerdings sollen in der hier unternommenen Skizze weder archivalische Fundstücke noch neue Details zu den Kunststücken Philadelphias beigebracht werden. Die Ausführungen konzentrieren sich vielmehr auf ein simples, aber von der Forschung bislang fast gar nicht angesprochenes Faktum: die namentlich in den zeitgenössischen Rezeptionszeugnissen frappierende Indifferenz gegenüber Philadelphias Judentum.

Eine nähere Beschäftigung mit dem deutschen Judentum um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert dürfte deutlich vor Augen führen, dass der Fall Philadelphia durch eben diese Indifferenz eine auffallende Ausnahme darstellt. Egal auf welches gesellschaftliche oder berufliche Feld der Historiker den Blick richtet: Bei kaum einem jüdischen Zeitgenossen Philadelphias, so könnte zugespitzt behauptet werden, war der ‚jüdischen Faktor‘ in der öffentlichen Wahrnehmung in solchem Maße eine *quantité négligeable* wie im Falle Philadelphias.

Im Falle der Hoffaktoren sowie renommierter jüdischer Bankiers bedarf dies kaum eines Nachweises. Die Zugehörigkeit zum Judentum prägte entscheidend ihr Bild in der nichtjüdischen Öffentlichkeit. Diese Tendenz ist ebenso für viele jüdische Mediziner nachweisbar (Wolff 1998). Doch auch bei jüdischen Philosophen und Künstlern überwiegen bei weitem die Beispiele für eine hohe und oftmals negative Gewichtung ihres Judentums in den Augen der Öffentlichkeit. Unter den jüdischen Zeitgenossen Philadelphias wäre in diesem Sinne beispielsweise auf den Dichter Ephraim Moses Kuh (1731-1791) oder seinen Kollegen Isachar Falkensohn Behr (1746-ca. 1817), dessen Religion sowohl von Goethe⁶ wie auch von Wieland (Wieland 2005, Bd. 2, 434) ins Feld geführt wurde, ebenso zu verweisen wie auf die Philosophen Salomon Maimon (1753-1800) und Moses Mendelssohn (1729-1786), deren Glauben bekanntlich verschiedentlich Gegenstand von Invektiven und Polemiken wurde. Was die

4 So in einer Eingabe von 1790 an den Stadtrat von Groningen in Holland (Joost 2004, 12).

5 In Schaumburg-Lippe sind Vorführungen Meyer Philadelphias im Jahre 1797 nachweisbar (Wagener-Fimpel 2006, 272).

6 Vgl. dazu das Nachwort zur jüngsten Edition (Behr 2002).

bildende Kunst und die Musik betrifft, wird man den Blick etwas über Philadelphias Zeit richten müssen, um vergleichbar prominente Biographien deutscher Juden beizubringen. Aber selbst dann ergeben sich ebenfalls keine gravierend abweichenden Ergebnisse: Sowohl der Komponist Giacomo Meyerbeer (1791-1864) als auch der Maler Moritz Oppenheim (1800-1882) mussten erfahren, dass ihre Religionszugehörigkeit für die Zeitgenossen immer wieder ein wichtiger Aspekt war.

Gewiss wird man nun einwenden können, dass hier in der Argumentation unterschiedlichste biographische Konstellationen zusammengewürfelt worden sind. Richtig ist, dass in manch einem der hier angeführten Fällen von einer einseitig durch die nichtjüdische Majorität oktroyierten Kategorisierung als *Jude* nicht die Rede sein kann. Nicht selten ist vielmehr eine gewisse Reziprozität zu konstatieren. So war für Moses Mendelssohn ein dezidiert öffentliches Bekenntnis zum Judentum an sein Wirken als *Maskil*, also als jüdischer Aufklärer, gekoppelt. Differenzierung ist auch im angeführten Beispiel Moritz Oppenheims geboten: Dass der Künstler zum *jüdischen* Maler par excellence aufsteigen sollte, war nicht vorgezeichnet und auch keineswegs eine durch das nichtjüdische Publikum forcierte Beschränkung. Oppenheims zunehmende Konzentration auf penibel inszenierte jüdische ‚Genrebilder‘ muss vielmehr nicht unwesentlich als eine kluge Einschätzung der Bedürfnisse seiner oftmals jüdischen Käufer gelten.

Gleichwohl: So unterschiedlich die Motive und Biographien der aufgeführten Protagonisten sind, kann doch ernsthaft nicht in Abrede gestellt werden, dass ihr Judentum als Argument sowohl publizistisch als auch informell immer wieder aufgegriffen wurde. Der hier umrissene Sachverhalt ist für den Historiker der deutsch-jüdischen Geschichte durchaus nicht unbekannt. Der Historiker Jacob Katz prägte für diesen Problemkreis den einschlägigen Begriff der *halbneutralen Gesellschaft* (Katz 1986). Eine weitreichende Neutralisierung des religiösen Faktors vor 1800 war nach Katz oft am ehesten in elitären oder dezidiert auf Toleranz geeichten Kreisen wie beispielsweise dem Freimaurertum möglich.

Um so erstaunlicher deshalb, dass ausgerechnet ein jüdischer Zauberkünstler, der übrigens nach dem Urteil des enthusiastischen C.D.F. Schubart (1775) noch ein Zeitalter zuvor als „abscheulichster Hexenmeister“ (Ebstein 1911, 24) auf dem Scheiterhaufen geendet hätte,⁷ sich zu einer Zeit, in der sich ein Moses Mendelssohn zahlreichen Aufforderungen zur Taufe erwehren musste, einer nahezu umfassenden ‚Neutralisierung‘ seines jüdischen Glaubens in der öffentlichen Meinung erfreuen durfte.

Als ein erstes Indiz für diese Neutralisierung des religiösen Faktors kann gelten, dass Philadelphia im Alter auf eine Reihe prestigeträchtiger Auszeichnungen zurückblicken konnte: So war dem jüdischen Zauberkünstler 1774 im kaiserlichen Lustschloss Schloßhofen von der Erzherzogin Marie-Christine eine goldene Medaille und die Ehre zuteil geworden, „zum Handkuße allergnädigst“ (Buchberger 2007, 161) zugelassen zu werden. Auch von nichthöfischer Seite wurde Philadelphia offizielle Anerkennung entgegengebracht. Der Magistrat der Stadt Schwäbisch Hall soll ihn mit einer Medaille ausgezeichnet haben (Joost 2004, 12).

Allerdings muss berücksichtigt werden, dass solche Auszeichnungen eines Juden noch kein ausreichendes Kriterium für die angesprochene ‚Neutralisierung‘ religiöser

7 Zum überaus prekären Status jüdischer Zauberer in der Frühen Neuzeit, auf den Schubart zu Recht verweist, vgl. Jütte 2005a, 488.

Differenz sein können. Schließlich konnten vor allem auch Hofjuden mit solchen Ehrungen, insbesondere höfischen, überreichlich bedacht werden, ohne dass sich bekanntlich an ihrer religiös determinierten Außenseiterstellung etwas Substanzielles geändert hätte.

Ergiebiger dürfte daher im Falle Philadelphias sein, das Augenmerk auf die reichlich existierenden zeitgenössischen Rezeptionszeugnisse zu richten. Hier wäre zum Beispiel auf die „Mystifikationen“ (Dammann 1933) des Zauberkünstlers zu verweisen, also auf jene oftmals anonymen Druckschriften, in denen zu Lebzeiten oder postum die Geheimnisse Philadelphias ‚enttarnt‘ wurden. Hier einige solcher Titel⁸:

Kleines Traktätlein seltsamer und approbirter Kunststücke, welche der berühmte Amerikaner Jacob Philadelphia, zum Vergnügen und Zeitvertreib gewidmet, Wien 1774.

Des berühmten Amerikaners Jacob Philadelphia sämtliche approbirte Kunststücke, Gera³ 1783.

Verschiedene seltsame und approbirte Kunststücke aus den hinterl. Papieren des berühmten Amerikaners Jacob Philadelphia, 2 Bd. o.O. 1830.

Auffallend ist, dass Philadelphia in den Titeln sämtlich als Amerikaner firmiert, wohingegen sein Judentum gar nicht angesprochen wird. Diese Feststellung kann, *mutatis mutandis*, auch auf die nach 1800 verstärkt aufkommende belletristische Rezeption seiner Biographie ausgeweitet werden. Zwar entfallen hier die Verweise auf die amerikanische Herkunft des Zauberkünstlers, sein Judentum wird aber nach wie vor nicht hervorgehoben:

N.N.: Philadelphia, der große Zauberer. Szenen aus seinem Leben, Leipzig 1815.⁹

Josef Max Czapek. Der Natürliche Zauberer oder Szenen aus dem Leben des berühmten Philadelphia, Leipzig 1801.¹⁰

Überaus instruktiv ist die Beschäftigung mit den Spuren, die Philadelphia in den Werken bedeutender deutschsprachiger Schriftsteller hinterlassen hat. Der bereits angesprochene Eintrag in Goethes Diarium ist, obgleich recht lapidar¹¹, für die hier versuchte Argumentation nicht unerheblich: Er enthält keinerlei Hinweis auf die Religion des Zauberkünstlers, wiewohl der Dichter sonst mit pauschalen Urteilen über seine jüdischen Zeitgenossen (Oellers 1988) oder aber Spekulationen über die Befähigung von Juden zu verschiedenen Berufen (Goethe/Schiller 1977, 434) nicht eben zurückhaltend war. Schiller wiederum nötigt die Figur Philadelphia in einem Jugendgedicht von 1782 in einen etwas holprigen Reim und einen nicht minder schiefen Vergleich:

⁸ Aufstellungen jeweils auch bei Joost 2004, Buchberger 2007 und Dammann ²1933.

⁹ Nachgewiesen bei Joost 2004, 5.

¹⁰ Vgl. Buchberger 2007, 165.

¹¹ Detailliert zu Goethe und Philadelphia vgl. Heymann 1963, 376.

Wenn dein Finger durch die Seiten meistert –
 Laura, itzt zur Statue entgeistert,
 Itzt entkörperst steh ich da
 Du gebietest über Tod und Leben,
 Mächtig wie von tausend Nervgeweben
 Seelen fordert Philadelphia ; –¹²

Es fällt aber kein Wort über das Judentum des Zauberkünstlers. Dies erstaunt um so mehr, da Schiller kurz zuvor mit der Figur des Spiegelberg in den *Räubern* einen von messianisch-chiliasmatischen Utopien inspirierten Charakter mit möglicherweise jüdischen Wurzeln gezeichnet hatte (Jütte 2005b, 122).

Weder bei E.T.A. Hoffmann, der Philadelphia in den *Serapionsbrüdern* in eine Reihe mit prominenten Tausendkünstlern der Zeit stellt (Hoffmann 2001, 486), noch bei Heinrich von Kleist, der sich in seinen Aufzeichnungen (Joost 2004, 4) ebenso wie übrigens Jean Paul (Paul 1974, 150, § 37) als Kenner von Lichtenbergs *Avertissement* erweist, rückt das Judentum des Zauberkünstlers ins Blickfeld. Dies gilt übrigens auch für deutsch-jüdische Schriftsteller wie Heinrich Heine und Ludwig Börne (Börne 1964, 300).

Nähere Betrachtung verdient der Fall Lichtenberg. Der Schaden, den sein *Avertissement* dem öffentlichen Ruf des jüdischen Künstler zufügte, sollte nicht unterschätzt werden. Doch auch hier darf mitnichten vorschnell auf judenfeindliche Motive geschlossen werden. Zwar kann nicht in Abrede gestellt werden, dass Philadelphia dem Göttinger Professor „verhasst“ (Joost 2004, 22) war, die Motive dafür aber sind finanzieller und akademischer Natur. Der auf die Aufklärung der Öffentlichkeit bedachte Lichtenberg entrüstete sich, wie Joost betont, über das Geschick des Zauberkünstlers, mit dem dieser von der Naivität und dem Aberglauben des Publikums profitierte (Joost 2004, 20). Denn die Effekte, die sich Philadelphia zunutze machte, waren für einen Naturwissenschaftler wie Lichtenberg unschwer durchschaubar. Für den Göttinger Gelehrten wäre es ein leichtes gewesen, ein Publikum nicht minder zum Staunen zu bringen. So verwandelte Lichtenberg 1778 zum Beispiel mit seiner spektakulären Vorlesung zur Experimentalphysik den Hörsaal in gewisser Weise ebenfalls in eine Bühne. Doch durfte Lichtenberg dafür eben nicht mit einer so imposanten Entlohnung wie Philadelphia rechnen, der für seine Vorführungen von jedem Zuschauer die beachtliche Summe von einem Taler verlangte (Joost 2004, 21).

Der rigorose, verunglimpfende Ton, der in Lichtenbergs Briefen mit Blick auf Philadelphia vorherrscht, kippt allerdings zu keinem Zeitpunkt in judenfeindliches Ressentiment um. Zwar äußert sich Lichtenberg verschiedentlich abfällig über den „Kerl“¹³ oder den „supernatural philosopher“¹⁴, aber von dessen Judentum ist nirgends die Rede. Vielmehr zählt er Philadelphia zum „Americanischen Gesindel“ (Heymann 1963, 374).

Auch der Schriftsteller Adolph von Knigge, der 1791 in seiner *Geschichte der Aufklärung in Abyssinien* die deutschen Verhältnisse aufs Korn nahm, enthält sich mit

¹² Laura am Klavier, v. 1-6, aus der Anthologie auf das Jahr 1782 (Schiller 2004, 41).

¹³ An Johann Andreas Schernhagen, 13.1.1777 sowie an dens., 6.2.1777 (Joost 2004, 17, 19).

¹⁴ An Georg Heinrich Hollenberg, 9.1.1777 (Lichtenberg 1998, Bd. 4, 290).

Blick auf den Zauberkünstler judenfeindlicher Polemik, auch wenn er bemängelt, dass in Deutschland ein „Philadelphia, oder irgend ein anderer Gaukler [für] seine unnütze[n] Künste“ fast immer mit Dukaten belohnt werde, wohingegen man die Armen kaum mit Almosen bedenke (Knigge 1791, 73).

An dieser Stelle sei freilich dem möglichen Einwand des Lesers begegnet, die Zeitgenossen hätten angesichts der geschickten Selbststilisierung Philadelphias als „angerühmte[r] Amerikaner Jakob Philiadelphia“¹⁵ von der Religion des Zauberkünstlers überhaupt nicht gewusst. Lichtenberg zum Beispiel war genau darüber informiert, dass Philadelphia in Göttingen beim Schutzjuden Gumprecht Quartier genommen hatte (Joost 2004, 35). Dieser Glaubensbruder Philadelphias war es übrigens auch, der Lichtenberg erzählen sollte, „daß Philadelphia das Avertissement mit Schrecken“¹⁶ aufgenommen habe.

Manches deutet darauf hin, dass Philadelphias Judentum den meisten Zeitgenossen prinzipiell bekannt war. Von Bedeutung für seine Rezeption war dies aber nicht. So hängt bezeichnenderweise eine der raren Charakterisierungen des Zaubers als Jude in einem Kinderbuch des Dichters Johann Karl August Musäus wohl ausschließlich mit dem erforderlichen Reim zusammen:

*Beym letzten Kirchweihfeste kamen fremde Gaukler an
Die künstlich aus der Tasche spielten,
Daß manche Leute sie für Zaubrer hielten;
Sie zauberten auch wenigstens so gut
Als weiland Philadelphia der Jud.¹⁷*

Ebenfalls als „Philadelphia der Jud“ begegnet der Zauberkünstler an einer Stelle des in den 1780er Jahren verfassten Märchens *Richilde* von Musäus (Musäus 1829, 61). Auch hier aber kann von Judenfeindschaft kaum ernsthaft die Rede sein. Insgesamt sind selbst solch harmlose Hervorhebungen der Religion Philadelphias wie bei Musäus in der zeitgenössischen Literatur die Ausnahme.

Sowohl den Behörden als auch dem Publikum galt der ‚jüdische Erzmagier‘, wie betont werden muss, zuvorderst als der „mathematische Künstler Jacob Philadelphia aus America“¹⁸. Dies hat weder mit einem vermeintlichen Unwissen der Öffentlichkeit noch mit einer Verleugnung seiner Religion durch den Zauberkünstler selbst zu tun. Dass Philadelphia sich für die Belange seiner jüdischen Zeitgenossen an führender Stelle und öffentlich engagierte, bezeugt sein bereits erwähntes Wirken als Parnas in Köthen. Er nahm dieses Amt offenkundig ernst. So ist bereits kurz nach seiner Ernennung seine Anwesenheit bei der Vermessung eines Geländes für einen jüdischen Friedhof dokumentiert (Samarkin 1998, 116). Darüber hinaus lässt sich nachweisen, dass Philadelphia auch an den Orten seiner Auftritte öffentlich Kontakt mit einheimischen Juden etablierte: „Juden und Studenten hatte Er sich auß gewählt, so

15 Ankündigungszettel Philadelphias von 1776 [o.D.] (abgebildet bei Joost 2004, 31).

16 An Johann Andreas Schernhagen, 24.02.1777 (Joost 2004, 20).

17 Musäus 1799, 89.

18 So ein Aktenvermerk aus Wolfenbüttel vom 15.2.1776 (Joost 2004, 35).

Ihm unterstützten, und seine Freunde waren“, kolportierte der Göttinger Verleger Johann Christian Dieterich dem Bruder Lichtenbergs, Ludwig Christian.¹⁹

Heymanns Vermutung von 1937, wonach Philadelphias Verhältnis zum Judentum im Grunde durch Gleichgültigkeit gekennzeichnet sei (Heymann 1963, 365), wird von den Fakten nicht bestätigt. Bedauerlicherweise gibt Heymann nicht an, woher er das zeitgenössische Zitat entlehnt hat, das Philadelphia als einen „Weltbürger jüdischen Stamms“ charakterisiert. Denn diese Formulierung dürfte der Biographie Philadelphias weitaus näher kommen.

Damit ist ein zentraler Punkt berührt: Das von der Forschung bislang allenfalls am Rande gestreifte faszinierende Phänomen jüdischer Zauberkünstler im bürgerlichen Zeitalter könnte sich als Paradigma für eine neue Perspektive in der Debatte um die Akkulturation der deutschen Juden erweisen. Die Biographie Philadelphias eröffnet den Blick auf einen Lebensentwurf, dem Begriffe wie Assimilation oder Akkulturation nicht gerecht werden. Weder die Polarisierung durch Kategorien wie *Maskilim* und *Reaktionäre* noch die diametrale Gegenüberstellung von übereifrigen ‚Konvertiten zum Deutschtum‘ und hartnäckigen Integrationsverweigerern erlauben die Analyse einer Biographie von der Sorte Philadelphias, von der es im übrigen möglicherweise weitaus mehr gibt, als Historiker bislang angenommen haben. In Philadelphia begegnet dem Historiker der Fall einer kreativen Kombination unterschiedlicher Traditionsstränge und Rollenbilder, mithin einer Erfindung von Identität.

Bereits im mutmaßlichen Künstlernamen *Philadelphia* ist die Vielschichtigkeit dieses Prozesses angedeutet. Als topographische Bezeichnung mit antiken Wurzeln verweist *Philadelphia* par excellence auf die europäische Idealisierung des amerikanischen Kontinents als einer Utopia, in der Religionsfreiheit und Toleranz verwirklicht werden können. Nicht zufällig begegnet uns die Stadt Philadelphia als ein solch paradigmatisches Experimentierfeld für soziale und geistige Reformen noch in Goethes *Wilhelm Meister*.

Der Künstlernamen ist aber möglicherweise auch als Referenz an die Tradition der christlichen Kabbala²⁰ aufzufassen, also an ein diskursives Feld, das in außerordentlich hohem Maße noch zu Zeiten Jakob Philadelphias einen Ort des intellektuellen Austausches von christlichen und jüdischen Gelehrten bildete. Jakob Philadelphia, der von 1757 bis 1765 am Hofe des Herzogs von Cumberland gewirkt haben soll, dürfte mit Sicherheit gewusst haben, dass die englischen Anhänger Jakob Böhmes sich selbst als *Philadelphians* bezeichneten (Scholem 1984, 17). Die christliche Kabbala bot eine Möglichkeit, jüdische Symbole und Traditionen in einem christlichen Rahmen zu rekombinieren und umzudeuten. Wenn sich ein undatiertes Kupferstichporträt Philadelphias, das im Niedersächsischen Staatsarchiv Wolfenbüttel erhalten ist (Abbildung bei Joost 2004, 10), tatsächlich an der Wirklichkeit orientiert, dann erweist sich ein in der Forschung bislang nicht angesprochenes Detail des Bildes als ein aufschlussreiches Indiz für die mutmaßliche Vertrautheit Philadelphias mit der Zeichenverliebtheit der christlichen Kabbala: ein Davidstern, der einen Kreis einfasst, als Abzeichen am Revers. Dies wäre darüber hinaus ein weiteres Indiz dafür, dass der Zauberkünstler sein Judentum keineswegs verheimlichte.

19 Johann Christian Dieterich an Ludwig Christian Lichtenberg, 17.10.1799 (Joost 2004, 14).

20 Eine Vertrautheit Philadelphias mit der jüdischen Mystik vermutete bereits B. Kedar (Kedar 1934, 69).

Solche Symbole jedenfalls umgaben den *Magus* mit Autorität und einer quasiwissenschaftlichen Aura. Philadelphia galt bezeichnenderweise vielen Zeitgenossen mitnichten als Vertreter eines plumpen Budenzaubers, vielmehr als ernst zu nehmender „Künstler in der Mathematik und andern Naturwissenschaften“²¹. Heinrich Wilhelm Seyfried, Herausgeber der Zeitschrift *Berliner Peitsche*, bestätigt dies noch 1796: „Zugleich bewies Philadelphia, daß er auch in der Physik nicht unerfahren war. Noch erinnere ich mich auf das lebhafteste, daß er auf einer berühmten Universität in Gegenwart der Professoren, die schönsten phisikalischen Experimente mit größtem Glücke anstellte; eben diese Professoren, diese sachverständigen Männer in der Phisik, versagten dem Philadelphia ihren vollkommenen Beifall nicht“ (Joost 2004, 6).

Wer auch immer dieser Jakob Philadelphia also war, die *Rolle*, in der er auftrat, fasziniert(e), weil sie Eindeutigkeiten vermied und vielmehr an den Nahtstellen verschiedenster Phänomenkreise angesiedelt war: Im Erscheinungsbild des Zauberkünstlers vermischen sich amerikanische und europäische Partikel, Zitate des Judentums unter christlichen Vorzeichen sowie Referenzen an die Figur des Magus wie die des Naturwissenschaftlers. Diese Experimentierfreudigkeit hinsichtlich des „subjektiven Entwurfs“ (Bourdieu 1974, 40) ist es, die ich vorher mit dem Terminus der *kreativen Kombination* bezeichnet habe. Es ist mitnichten ein Phänomen, das sich allein am Beispiel Philadelphias konstatieren ließe.

Denn Philadelphia hat manchem Juden schon zu Lebzeiten als Vorbild gedient. Jüdische Zauberer mit exotischen Pseudonymen sind seit den 1770er Jahren, vor allem aber nach 1800 in vielen europäischen Ländern in großer Zahl nachweisbar.²² Auch eine Generation nach Philadelphias Tod lassen sich jüdische Zauberkünstler ausmachen, die sich offenkundig dezidiert am Meister orientierten. Dies gilt etwa für den Juden Levi Goldkette, dem 1821 in Schaumburg-Lippe eine Konzession zur Vorführung physikalischer, magnetischer und Theateraufführungen erteilt wurde (Wagner-Fimpel 2006, 276).

Um zu klären, weshalb eine herausragende „Bedeutung der Juden in der Zauberkunst“ (Buchberger 2007, 174) seit Philadelphias Zeiten festzustellen ist, müssen m. E. kaum „kulturelle oder sozioökonomische Ursachen“, die gar „in der jüdischen Identität der Künstler“ (Buchberger 2007, 152) zu suchen seien, angenommen werden. Die Zauberkunst bot jüdischen Zeitgenossen vielmehr eine eminente Möglichkeit, höchst individuelle biographische Lebensentwürfe abseits zeitgenössischer Schemata zu verwirklichen. Philadelphias Karriere hatte eindrücklich bewiesen, dass die Fiktionalisierung der Autobiographie und ihre kreative Anreicherung eine Chance darstellten, die in der öffentlichen Meinung so zentrale Kategorie des Judentums gewissermaßen auszuhebeln und zu suspendieren, ohne dass dies wiederum für den Zauberkünstler einen Verzicht auf die private, mithin sogar öffentliche Ausübung des Judentums impliziert hätte. Philadelphia hatte dies eindrücklich durch sein Wirken als *Parnas* bewiesen.

Auch die Biographien von Epigonen Philadelphia wie etwa dem jüdischen Zauberer Jonas, der 1783 in Wien nachweisbar ist und auf seinen Ankündigungen ausdrücklich angab, dass er am Sabbat pausiere (Buchberger 2007, 162), oder seinem Kollegen

21 Preßburger Zeitung vom 1.6.1774 (Buchberger 2007, 151).

22 Alleine Dammann (Dammann 1933) weist über 60 prominente Biographien nach.

Abraham Romaldi, der 1789 in der Donaumetropole wirkte und Mitglied der jüdischen Gemeinde gewesen sein muss (Buchberger 2007, 164), bestätigen dies.

Vor dieser Folie also muss die in der Neuzeit so auffällige Beliebtheit des Zauberberufes unter Juden gesehen werden. Und vielleicht nicht ausschließlich dieses Berufes: Die von der Forschung erst in jüngster Zeit allmählich aufgearbeitete Bedeutung von Juden im Zirkusbetrieb (Otte 2006) und in der Kleinkunst verweist auf die Attraktivität des von Philadelphia *par excellence* verkörperten Modells der Erfindung von vielschichtigen Biographien. Solche Biographien ermöglichten, durch das engmaschige Netz traditioneller Vorurteile und Ressentiments zu schlüpfen. Vielleicht ist somit, wie künftige Forschungen erhärten könnten, Juden wie Philadelphia am Ende die Harmonisierung jüdischer Existenz mit dem spezifischen Profil einer überwiegend christlichen Gesellschaft weitaus umfassender gelungen als den meisten *Maskilim*, aber auch als vielen getauften Juden. Es ist nicht bekannt, wie ein Moses Mendelssohn die Tatsache aufnahm, dass sein prominenter Glaubensbruder und Zeitgenosse, der Zauberkünstler Jakob Philadelphia, von judenfeindlichen Angriffen in weitaus höherem Maße verschont wurde als er selbst, der Verfechter der vernunftorientierten *Haskala*. Vermutlich hat Mendelssohn die Erfolge Philadelphias, dem er bei dessen Auftritten in Dessau, Berlin oder Potsdam begegnet sein könnte, mit Argwohn gesehen. Mendelssohns rigorose Forderung jedenfalls, es gelte, die Vernunft zu verteidigen, „weil Aberglaube, Pfaffenlist, Geist des Widerspruchs und Sophisterei uns durch vielerley Spitzfindigkeiten und *Zauberkünste* [Hervorhebung D. J.] den Gesichtskreis verdreht [...] haben“ (Battenberg 1990, Bd. 2, 73) ist unmissverständlich. Der Aufruf zur Vernunft könnte geradezu mit Blick auf *enfants terribles* wie Philadelphia verfasst sein.

Vieles deutet übrigens darauf hin, dass das am Beispiel Philadelphias umrissene Phänomen der kreativen Konstruktion einer Biographie auch in der Gegenwart aktuell ist. An die niederländisch-jüdische Familie Bamberg (Buchberger 2007, 158), aus deren Reihen sich über sieben Generationen hinweg Zauberkünstler rekrutieren, die im 20. Jahrhundert zum Beispiel unter Künstlernamen wie *Okito* und *Fu-Manchú* auftraten, gilt es hier ebenso zu erinnern wie an den international bekannten Magier David Copperfield (geb. 1956 als David Seth Kotkin). Ob sich diese Künstler für ihre biographische Kombinatorik nun auf fernöstliches Kolorit oder auf Charles Dickens stützen, sie alle dürfen sich mithin auf Jakob Philadelphia als Vorbild berufen. Die Wirkmächtigkeit seines Vorbilds, auch unter Nichtjuden, ist nicht zu unterschätzen, sie reicht möglicherweise sogar bis in den Wilden Westen: Dort trat der 1868 geborene „Cowboy Magician“ Adelpia J. Brown seit 1883 vielleicht als Hommage an den berühmten Meister aus Europa als *Del Adelpia* auf (Caveney 2006).

Seine legendenumwitterten Künste, die Generationen von Zauberern fasziniert haben, stellt Philadelphia im übrigen jedenfalls bis in die Gegenwart unter Beweis: Das Geheimnis seiner wahren Biographie zumindest hat er für Historiker auf fast schon magische Weise versiegelt.

LITERATUR

Battenberg, Friedrich (1990): Das europäische Zeitalter der Juden. Zur Entwicklung einer Minderheit in der nichtjüdischen Umwelt Europas, 2 Bd., Darmstadt.

- Behr, Isachar Falkensohn (2002): Gedichte von einem polnischen Juden. Mit Behrs Lobgedicht auf Katharina II., Goethes Rezension der ‚Lehrgedichte‘ und einem Nachwort, hrsg. von Gerhard Lauer, St. Ingbert.
- Börne, Ludwig (1964): Aphorismen und Miscellen, in: Sämtliche Schriften, hrsg. von Inge und Peter Rippmann, Bd. 2, Düsseldorf.
- Bourdieu, Pierre (1974): Zur Soziologie der symbolischen Formen, Frankfurt am Main.
- Buchberger, Reinhard (2007): Jüdische Taschenspieler, kabbalistische Zauberformeln. Jakob Philadelphia und die jüdischen Zauberkünstler im Wien der Aufklärung, in: Brigitte Felderer, Ernst Strouhal (Hg.), Rare Künste. Zur Kultur- und Mediengeschichte der Zauberkunst, Wien, 151-166.
- Caveney, Mike (2006): Del Adelpia. The Cowboy Magician, in: Gibecière. Journal of the Conjuring Arts Research Center, 2, 171-196.
- Dammann, Günther (1933): Die Juden in der Zauberkunst, Berlin.
- Ebstein, Erich (1911): Jacob Philadelphia in seinen Beziehungen zu Goethe, Lichtenberg und Schiller, in: Zeitschrift für Bücherfreunde, 3, 22-28.
- Geiger, Ludwig (1907): Jacob Philadelphia and Frederick the Great, in: Publications of the American Jewish Historical Society, 16, 85-94.
- Goethe, Johann Wolfgang von (1998): Tagebücher, hrsg. von Jochen Golz, Bd. I, 2, Stuttgart.
- Goethe, Johann Wolfgang von / Schiller, Friedrich (1977): Der Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe, hrsg. von Emil Staiger, Frankfurt a. M.
- Heine, Heinrich (1981): Lutetia, in: Sämtliche Schriften, hrsg. von Klaus Briegleb, Bd. 9, Frankfurt a. M.
- Heymann, Fritz (1963): Der Erzmagier Philadelphia, in: Ders.: Der Chevalier von Geldern. Eine Chronik der Abenteuer der Juden, Köln [Amsterdam 1937], 360-383.
- Hoffmann, Ernst Theodor Amadeus (2001): Die Serapionsbrüder, hrsg. von Wulf Segebrecht, Frankfurt a. M.
- Jersch-Wenzel, Stefi und Reinhard Rürup (Hg.) (1999): Quellen zur Geschichte der Juden in den Archiven der neuen Bundesländer, 6 Bd., München.
- Joost, Ulrich (2004): Georg Christoph Lichtenberg, ‚Avertissement‘ gegen Jakob Philadelphia 1777. Faksimile des Erstdrucks. Mit einer Einführung von Ulrich Joost, o. O.
- Jütte, Daniel (2005a): Abramo Colorni, jüdischer Hofalchemist Herzog Friedrichs I., und die hebräische Handelskompanie des Maggino Gabrielli in Württemberg am Ende des 16. Jahrhunderts. Ein biographischer und methodologischer Beitrag zur jüdischen Wissenschaftsgeschichte, in: Aschkenas. Zeitschrift für Geschichte und Kultur der Juden, 15, 435-498.
- Jütte, Daniel (2005b): Schiller und die Juden. Bestandsaufnahme zu einem problematischen Verhältnis, in: Tribüne. Zeitschrift zum Verständnis des Judentums, 174, 118-125.
- Katz, Jacob (1986): Aus dem Ghetto in die bürgerliche Gesellschaft. Jüdische Emanzipation 1770-1870, Frankfurt a. M.
- Kedar, B. (1934): Die Juden in der Zauberkunst (hebr.) [Rezension von Günther Dammann, Die Juden in der Zauberkunst], in: Bama 5/6, 69.
- Knigge, Adolph (1791): Benjamin Noldmann's Geschichte der Aufklärung in Abyssinien oder Nachricht von seinem und seines Herrn Veters Aufenthalte an dem Hofe des großen Negus, oder Priester Johannes, Zweyter Theil, Göttingen.
- Lichtenberg, Georg Christoph (1998): Schriften und Briefe, hrsg. von Wolfgang Promies, Frankfurt a. M.
- Musäus, Johann Karl August (1799): Moralische Kinderklapper für Kinder und Nichtkinder, Wien.
- Musäus, Johann Karl August (1829): Richilde, in: Ders.: Volksmärchen der Deutschen, 2 Bd., Stuttgart, Bd. 1, 60-106.
- N.N. (1971): Philadelphia, Jacob, in: Encyclopaedia Judaica, Jerusalem, Bd. 13, Sp. 376.

- Oellers, Norbert (1988): Goethe und Schiller in ihrem Verhältnis zum Judentum, in: Hans Otto Horch, Horst Denkler (Hg.): *Conditio Judaica. Judentum, Antisemitismus und deutschsprachige Literatur*, Bd. 1, Tübingen, 108-130.
- Otte, Marline (2006): *Jewish Identities in German Popular Entertainment 1890-1933*, Cambridge.
- Paul, Jean (1974): *Vorschule der Ästhetik*, hrsg. von Norbert Miller, München.
- Sachse, Julius (1907): *Jacob Philadelphia, Mystic and Physicist*, in: *Publications of the American Jewish Historical Society*, 16, 73-83.
- Samarkin, Viktor (1998): Köthen/Anhalt, in: Jutta Dick, Marina Sassenberg (Hg.): *Wegweiser durch das jüdische Sachsen-Anhalt*, Postdam, 114-123.
- Schiller, Friedrich (2004): *Sämtliche Werke*, hrsg. von Peter-André Alt, Albert Meier und Wolfgang Riedel, München.
- Scholem, Gerschom (1984): *Die Stellung der Kabbala in der europäischen Geistesgeschichte*, in: Ders.: *Judaica IV*, hrsg. von Rolf Tiedemann, Frankfurt a. M., 7-18.
- Wagener-Fimpel, Silke (Bearb.) (2006): *Quellen zur Geschichte der Juden in Schaumburg, Göttingen*.
- Wieland, Christoph Martin (2005): *Schriften zur deutschen Sprache und Literatur*, hrsg. von Jan Philipp Reemtsma sowie Hans und Johanna Radspieler, 3 Bd., Frankfurt a. M.
- Wolff, Eberhard (1998): *Antijudaismus als Teil der Judenemanzipation. Die Auseinandersetzung des Göttinger Geburtshelfers Friedrich Benjamin Osiander mit seinem Schüler Joseph Jacob Gumprecht um 1800*, in: *Medizin, Gesellschaft und Geschichte*, 17, 57-100.

Oral History auf chinesischen Dörfern

Am Beispiel von ländlichen Erinnerungen an die „Große Sprung“-Hungersnot

Felix Wemheuer

1958 verkündete die chinesische Regierung mit dem „Großen Sprung nach vorne“ eines der radikalsten Modernisierungsprogramme in der Geschichte des Landes. Innerhalb weniger Jahre sollte China zur modernen Industrienation werden. Um Großbritannien in der Stahlproduktion zu überholen, wurden Hunderte Millionen von Bauern in einer Arbeitsarmee organisiert. Mit der Gründung der Volkskommunen und Volksküchen auf den Dörfern sollte das Leben auf dem Land revolutioniert und vollständig in den Dienst der Produktion gestellt werden. Der Staat zog massiv Getreide und Arbeitskräfte von den Dörfern ab, um die Schwerindustrie in Rekordzeit zu entwickeln. Die Kommunistische Partei glaubte, dass der Übergang zum Kommunismus unmittelbar bevorstehe. Der „Große Sprung“ endete aber in einem Desaster. Zwischen 1959 und 1961 verhungerten in China ca. 15 bis 40 Millionen Menschen (zur Debatte um die Opferzahlen siehe Wemheuer 2004, 26-28). In den letzten Jahren hat in der Volksrepublik China eine vorsichtige Aufarbeitung dieser Katastrophe begonnen. In diesem Artikel wird analysiert, wie sich chinesische Dorfbewohner in der Provinz Henan in Zentralchina heute an die Hungersnot erinnern.¹ 2005 führte ich über 30 Oral-History-Interviews mit Bauern und lokalen Kadern auf drei Dörfern durch. Die Thematisierung von gesellschaftlichen Katastrophen wie Krieg, Bürgerkrieg oder Hungersnöten ist für Zeitzeugen besonders schwierig. Für Oral History stellen daher Interviews mit Überlebenden eine besondere Herausforderung dar.

Die Durchführung von Oral-History-Interviews auf chinesischen Dörfern wirft für den Forscher besondere Probleme auf. In theoretischer Hinsicht stellt sich die Frage, ob westliche Theorien zu Erinnerungen einfach auf chinesische Bauern übertragen werden können. Praktisch stehen chinesische wie westliche Forscher vor der Herausforderung, der Kontrolle durch den Staat, der immer noch eine Ein-Parteien-Diktatur der Kommunistischen Partei Chinas (KPCh) ist, zu entgehen. Nur ohne offizielle Beobachter können die Interviewpartner in einer angstfreien Atmosphäre sprechen (Erfahrungsbericht siehe Friedman 2006). Dieser Artikel reflektiert zunächst den Stand von Oral History in der Volksrepublik China und methodische sowie theoretische Probleme der Anwendung dieser Methode. In diesem Zusammenhang wird auch die Übertragbarkeit von Maurice Halbwachs' Theorie des kollektiven Gedächtnisses thematisiert. Anknüpfend an Halbwachs' These vom sozialen und schichtspezifischen Charakter von Erinnerungen wird untersucht, ob sich lokale Kader, Bauern,

¹ Dieser Artikel basiert zum Teil auf meiner Doktorarbeit „Steinnudeln: Ländliche Erinnerungen und staatliche Vergangenheitsbewältigung der ‚Großen Sprung‘- Hungersnot in der chinesischen Provinz Henan“, die bei Peter Lang erschienen ist (Wemheuer 2007)

Frauen und Männern sowie Dorfintellektuelle unterschiedlich an die Hungersnot erinnern. Schwerpunkte sind dabei die Machtstrukturen im Dorf und die Erinnerungen an den Überlebenskampf während der Hungersnot. Am Ende werden Schlussfolgerungen formuliert bezüglich der Erinnerungskollektive auf den Dörfern.

Oral History in China

Die Reflektion über den möglichen Eurozentrismus der Theorien zu Erinnerungen wird vor allem dadurch erschwert, dass Oral History (koushu shi) als wissenschaftliche Methode in der Volksrepublik China noch in den Kinderschuhen steckt. Erst nach dem Beginn der Reform- und Öffnungspolitik von 1978 konnten in China sozialwissenschaftliche oder anthropologische Studien auf Dörfern durchgeführt werden, die nicht vollständig von der staatlichen Propagandamaschine kontrolliert wurden. Seit den frühen 1980er Jahren wurden Artikel von einigen westlichen Oral-History-Experten wie Paul Thompson ins Chinesische übersetzt. In den 1990er Jahren begann eine Debatte um die Etablierung einer spezifisch chinesischen Oral-History-Forschung (Xu Guoli/Wang Zhilong 2005, 119). In den letzten Jahren erschienen schließlich methodische Lehrbücher, die von Chinesen geschrieben wurden (z.B. Yang Xiangjing 2004). Zhou Xinguo bemängelt, dass die chinesische Oral History im internationalen Vergleich hinterherhinkt. Kritisiert werden Mängel bei Aufnahmetechnik, Institutionalisierung und Archivierung sowie der Umstand, dass Oral History zwar vermehrt eingesetzt wird, um bekannte Persönlichkeiten zu interviewen, aber zu wenige Forscher an die Basis der Gesellschaft gehen und gewöhnliche Menschen zum Gegenstand der Forschung machen (Zhou Xinguo 2005, 24).

Die chinesische Geschichtsschreibung hat traditionell eine besonders starke Ausrichtung auf die Regierungsebene und politische Führer. In der „Resolution über einige Fragen in unserer Parteigeschichte seit Gründung der Volksrepublik“ des Zentralkomitees der KPCh von 1981 ist bis heute festgelegt, wie die Geschichte seit 1949 zu betrachten ist (Näheres zur Parteigesichtsschreibung siehe Weigelin-Schwiedrzik 1993). Vor diesem Hintergrund hegt die offizielle Geschichtsschreibung den Wunsch, dass eine „marxistische Oral History mit chinesischer Besonderheit“ als Ergänzung zu diesem Kanon eingesetzt wird, diesen aber nicht in Frage stellt (z.B. Zhu Jiashu 2005, 5). Akademiker von chinesischen Universitäten, die auf den Dörfern Oral-History-Interviews durchführen, kommen jedoch zu völlig anderen Ergebnissen als die offizielle Parteigesichtsschreibung, da die befragten Bauern die staatliche Geschichtsschreibung nicht verinnerlicht haben. Besonders die Geschichte des „Großen Sprungs“ und der Hungersnot kann so neu geschrieben werden, wobei diese alternative Forschung aber nur teilweise veröffentlicht werden kann (siehe z.B. Gao Wangling 2006).

Selbst chinesische Forscher, die auf eigene Kosten auf die Dörfer gehen und Oral-History-Methoden einsetzen, sind nicht selten mit dem Problem konfrontiert, dass sie von den Bauern mit der Staatsmacht verbunden werden oder sogar als staatliche Untersuchungskommission betrachtet werden (Fang Huirong 2001). In den Kampagnen der Mao-Ära (1949-1976) mussten sich die Bauern auf Versammlungen regelmäßig an die „Bitternis“ der vorsozialistischen Vergangenheit erinnern und die „Süße“ der neuen Gesellschaft preisen (yiku sitian). „Niemals den Klassenkampf vergessen“ war ein zentrales Erinnerungsgebot der Mao-Ära. Wie unter Mao bei Untersuchungs-

kommissionen aus der Stadt so bringen Bauern nicht selten den chinesischen Forschern ihre Anliegen vor und hoffen auf Unterstützung gegenüber den Behörden. Oral History in China muss vor dem Hintergrund der „dualen Gesellschaft“ gesehen werden, in der die Stadt lange durch den Staat subventioniert und privilegiert wurde, während die Dörfer auf sich allein gestellt waren. Die Bauern durften durch das Haushaltsregister-System (hukou) seit 1958 ihre Scholle nicht verlassen und in die Städte übersiedeln. Die Herausforderung besteht also für chinesische Forscher darin, als Außenstehende im Dorf einen Zugang zu den Dorfbewohnern zu bekommen, ohne sich vereinnahmen zu lassen.

Die Interviewpraxis auf den Dörfern: methodische Reflektionen

Mit meinem Interviewprojekt auf den Dörfern wollte ich untersuchen, wie sich die Dorfbewohner heute an die Hungersnot erinnern, nicht was damals „wirklich“ passiert ist. Ralph Thaxton (2005) und Kimberley Manning (2005) führten in der Provinz Henan ebenfalls Interviews zum „Großen Sprung“ und zur Hungersnot durch. Zwar konnten sie den Mao-zentrierten Ansatz der westlichen Chinaforschung zum „Großen Sprung“ überwinden und bisher kaum beachtete Gruppen wie Bauern und – im Fall von Manning – weibliche Dorfkader einbringen. Jedoch betrachtet vor allem Thaxton die Aussagen der Bauern als historische Wahrheit im Gegensatz zur staatlichen Geschichtsschreibung und reflektiert kaum über seine Interviewmethoden. Gail Hershtatter (2002) hat die Erinnerungen von chinesischen Bäuerinnen an die 1950er Jahre untersucht, allerdings ohne besonderen Fokus auf die Hungersnot. Bei früheren westlichen Studien über chinesische Dörfer besaßen die Autoren auf Grund des damaligen Kenntnisstandes (siehe Becker, 1996, 285-305) häufig wenig Problembewusstsein bezüglich der Bedeutung der Hungersnot (z.B. Potter/Potter 1990 und Chan/Unger/Madsen 1992).

Mit der Methode der Oral History kann man nur bedingt das Ereignis als solches rekonstruieren. Gegenstand der Analyse sind dagegen vor allem die Erinnerungen, die durch das Interview ausgesprochen werden. Dabei bildet nicht nur die Gesellschaft den „sozialen Rahmen“ für die Erinnerungen, sondern auch das Interview selbst. Harald Welzer bezeichnet das Interview mit Zeitzeugen – wie im Übrigen jede andere Gesprächssituation auch – als Artefakt, sprich: Kunstprodukt. „Es ist eine einmalige, nicht replizierbare Situation der gemeinsamen Verfertigung eines Textes, eine Kette aufeinander bezogener Sprechhandlungen“ (Welzer 2000, 53). Es sei falsch, bei der Analyse des Gesprächs von „Forscheffekt“, „Intervieweinfluss“ oder „Verzerrung“ zu sprechen, weil dies voraussetzen würde, dass es etwas „Reines“ und „Gegebenes“ im Verborgenen gebe, das mit Hilfe der richtigen Technik ans Tageslicht kommen könnte (ebenda, 54). Den Einfluss der Gesprächssituation, der keinen Bezug zum historischen Ereignis selbst hat, kann man auch mit noch so wissenschaftlichen Methoden nicht ausschalten, sondern nur kritisch reflektieren und in die wissenschaftliche Analyse der Erinnerungen einbeziehen.

Deshalb sollen an dieser Stelle kurz meine eigene Rolle als Interviewer sowie die Interviewsituation reflektiert werden. Bei meinen Interviews mit Dorfbewohnern in China prallten Welten aufeinander. Ich, männlich, damals Mitte 20, europäischer Akademiker, traf auf alte chinesische Bauern und Bäuerinnen. Zu den sozialen und kulturellen Unterschieden kamen sprachliche Barrieren, da ich den lokalen Dialekt

nicht immer vollständig verstehen konnte. Zweimal wurden Antworten ganz offensichtlich dadurch beeinflusst, dass den Zeitzeugen ein westlicher Ausländer gegenüber saß. Ein Bauer drückte seine Machtlosigkeit in der Mao-Ära so aus: „Damals gab es keine Menschenrechte“ (renquan). Wollte er mit diesem Begriff einem Ausländer seine Situation veranschaulichen, oder übertrug er die Konzeption der Menschenrechte von heute auf die Mao-Ära? Die Erzählungen der Zeitzeugen sind, wie Kommunikation generell, immer Adressaten bezogen (s. a. Welzer 2000, 62).

Insgesamt würde ich meine Rolle als Ausländer eher als Vorteil bewerten, da ich nicht mit der chinesischen Staatsmacht verbunden wurde. Außerdem freuten sich die alten Leute häufig über einen jungen Zuhörer, da chinesische Jugendliche, die nach den Reformen von 1978 geboren sind, in der Regel kein Interesse an den Leidensgeschichten der Eltern und Großeltern zeigen. Bis auf einen pensionierten Kader waren alle Zeitzeugen bereit, über die Hungersnot zu sprechen und sich interviewen zu lassen. Meine Interviewpartner erzählten mir, dass sie es vor den Reformen von 1978 nicht gewagt hätten, über die Hungersnot zu sprechen.

Viele Dorfbewohner sind mit der heutigen wirtschaftlichen und politischen Situation unzufrieden. Durch die Interviews erfuhr ich, ohne danach gefragt zu haben, von Bestechung bei den Dorfwahlen, Arbeitslosigkeit, Beschlagnahmung von Land oder Zunahme von Verkehrstoten durch den Abriss einer Brücke. In den Erinnerungen vermischen sich die Missstände der Vergangenheit und der Gegenwart. Der heutige Zugang zur eigenen Vergangenheit bestimmt die Bewertung. Empfinden die Dorfbewohner die vergangenen Leiden als notwendiges Übel für die spätere Verbesserung ihrer Lage oder sehen sie darin eine sinnlose Verschwendung, so bewerten sie diese Leiden völlig unterschiedlich. Die gegenwärtige Lage muss deshalb mit einbezogen werden, um die Erinnerungen verstehen und einordnen zu können. Die Provinz Henan war nicht nur besonders stark von der Hungersnot betroffen, sondern gilt auch heute als einer der sozialen Brennpunkte Chinas. Die Wanderarbeiter aus Henan haben im ganzen Land einen schlechten Ruf und werden häufig als „Betrüger“ (pianzi) diskriminiert (Ma Shuo 2002).

Die Oral-History-Untersuchungen wurden in insgesamt drei Dörfern durchgeführt. Im Frühjahr und Sommer 2005 führte ich Interviews in den Kreisen Xin'an und Yiyang in der Region um die alte Hauptstadt Chinas Luoyang in Osthenan durch. Ausgangspunkt waren die familiären Kontakte auf dem Dorf Baotou durch die Großmutter meiner Frau. Das Dorf Judong im Kreis Runan, das im Süden der Provinz liegt, besuchte ich im August 2005. Es gehörte während des „Großen Sprungs“ zum Xinyang-Gebiet, in dem nach Angaben einer chinesischen Expertin für die Geschichte Henans 2,4 Millionen der ca. 10 Millionen Bewohner starben. Diese lokale Hungersnot ging als „Zwischenfall von Xinyang“ (Xinyang Shijian) in die Geschichte ein. Eine befreundete chinesische Professorin hatte mir die Kontakte vermittelt. Ich wohnte bei dem Bruder eines ihrer Doktoranten. Auch wenn mir in diesem Dorf die familiäre Bindung fehlte, die mir in den beiden zuvor besuchten Dörfern geholfen hatten, ging die Auswahl der Interview-Partner ähnlich vonstatten. Erst interviewte ich die Familienmitglieder meiner Kontaktperson, und dann besuchte ich zusammen mit einem der Söhne andere Verwandte und Bekannte im Dorf. Auch in Judong suchten also die Dorfbewohner selbst für mich die Interviewpartner aus.

Schon bei dem ersten Interview musste ich die Idee aufgeben, Einzelinterviews führen zu können. Es waren immer noch andere Familienangehörige oder Nachbarn

in dem Raum anwesend. Besonders im Dorf Wangcun kamen auch Nachbarn, um sich den „Ausländer“ anzusehen. Manchmal hörte jemand zu, sagte seine Meinung zum Thema und ging dann nach einiger Zeit wieder. Kleine Kinder tobten durch die Zimmer, oder Jugendliche setzten sich dazu, bis es ihnen langweilig wurde. Ebenso entstand bei der „Übersetzung“ ins Hochchinesische eine nicht zu kontrollierende Interaktion. Ein junger Student, der zum Frühlingsfest nach Hause gekommen war, sagte immer wieder ungläubig: „Aber das waren doch die drei Jahre der Naturkatastrophen“, obwohl von den Interviewpartnern keiner über das Wetter redete. „Drei Jahre der Naturkatastrophen“ (sannian ziran zaihai) war bis Anfang der 1990er Jahre die offizielle Bezeichnung für die Hungersnot, mit der das Versagen der Regierung heruntergespielt wurde. Andere Bauern fingen als „Übersetzer“ an, selber Fragen zu stellen und mitzudiskutieren.

Nach einiger Zeit wurde mir klar, was geschehen war: Ich hatte durch meine Interviews Diskussionsgruppen zur „Großen-Sprung“-Hungersnot hervorgerufen. Wahrscheinlich haben die meisten Dorfbewohner vorher nie, jedenfalls nicht so intensiv über das Thema gesprochen. Alle meine Interviews waren, mehr oder weniger ausgeprägt, Gruppeninterviews. Froschauer und Lueger weisen darauf hin, dass Mehrpersonengespräche den Vorteil haben, dass sie eine Dynamik entwickeln, in der die sozialen Beziehungen zwischen den Teilnehmern reproduziert werden (Froschauer/Lueger 2003, 55). Bei jeder der gestellten Fragen müssen die Zeitzeugen entscheiden, wer antwortet. Der Redner weiß, dass andere seinen Antworten widersprechen können und kann daher nicht einfach irgendetwas erzählen. Angewandt werden kann die Methode des Gruppeninterviews nur auf eine soziale Gruppe, die real besteht und deren Mitglieder Beziehungen zueinander haben (Mucchielli 1973, 6.). In meinem Fall waren diese Gruppen die Familien und die Nachbarschaft. Die Dauer der Interviews belief sich auf 45 Minuten bis zu einer Stunde. Die Konzentrationsfähigkeit der Dorfbewohner war wesentlich geringer als die der städtischen Intellektuellen in Beijing, die ich 2002 im Rahmen meiner Magisterarbeit problemlos zwei bis zweieinhalb Stunden interviewen konnte (Wemheuer 2004).

Keinesfalls waren die Dorfbewohner nur ausgebeutetes „Rohmaterial“ für meine Forschung; sie hatten, wenn auch nicht immer von mir geplant, einen höchst aktiven Anteil daran: Sie suchten die nächsten Zeitzeugen aus, konnten über ihre Geschichte sprechen, stellten selber Fragen und diskutierten untereinander. Derzeit ist es in China gar nicht möglich, nach statistischen oder repräsentativen Kriterien Dörfer und Interviewpartner für eine Befragung zu einem so sensiblen Thema auszusuchen. Interviews müssen unmittelbar und umgehend dort durchgeführt werden, wo sich die Möglichkeit ergibt und man einen Zugang findet, anstatt darauf zu warten, bis die Behörden die Kontrolle übernehmen oder man aus ihrem Zuständigkeitsgebiet verwiesen wird.

Halbwachs' Theorie vom kollektiven Gedächtnis und die Dorfbewohner: theoretische Reflektionen

Bei der theoretischen Reflektion der Erinnerungen der Dorfbewohner soll an die Theorie des kollektiven Gedächtnisses von Maurice Halbwachs angeknüpft werden. In seiner zentralen Schrift „Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen“ von 1925 kommt er zu dem Schluss, dass „das gesellschaftliche Denken wesentlich ein

Gedächtnis ist, und daß dessen ganzer Inhalt nur aus kollektiven Erinnerungen besteht, daß aber nur diejenigen von ihnen und nur das an ihnen bleibt, was die Gesellschaft in jeder Epoche mit ihrem gegenwärtigen Bezugsrahmen rekonstruieren kann“ (Halbwachs 1985, 390). Geschichte wird von jeder Epoche neu konstruiert, um sie den aktuellen Bedürfnissen der Menschen und ihren Geschichtsvorstellungen anzupassen (ebenda, 231). Verschiedene Gruppen der Gesellschaft wie Familie, Religionsgemeinschaften oder Klassen besitzen ihr eigenes kollektives Gedächtnis. Das Individuum kann sich nur innerhalb dieses sozialen Rahmens erinnern und übernimmt den Standpunkt der Gruppe (ebenda, 199). Zerfällt eine dieser Erinnerungsgruppen, können die mit ihr verbundenen Erinnerungen nicht mehr abgerufen werden. Die Konstruktion der Erinnerungen passt sich immer den veränderten sozialen Rahmen an (ebenda, 350). Die Erinnerungen nehmen eine solche Form an, dass sich die Mitglieder der Gruppe mit ihnen identifizieren können und sie ihren Konventionen entsprechen.

Die Geschichte ist laut Halbwachs nicht das universelle Gedächtnis der Menschheit, weil jedes kollektive Gedächtnis eine räumlich und zeitlich begrenzte Gruppe als Träger hat (Halbwachs 1967, 72). Eine besondere Rolle spielt die räumliche Bindung von Erinnerung in Agrargesellschaften. Die Erinnerungen von Bauern sind an den Boden und den Familienbesitz gebunden. Ihre Erinnerungen bleiben besonders gut erhalten, weil sich die Umgebung, mit der sie verbunden sind, kaum verändert (ebenda, 139). Die von mir interviewten Bauern wohnen noch in den gleichen Häusern, in denen sie 1958 gehungert hatten. Die Familien bestehen als feste Kollektive weiter. Neue Mitglieder sind hinzugekommen, andere verstorben. Die Bauern mussten oft noch Jahrzehnte mit den Kadern zusammenarbeiten, die sie in die Hungersnot geführt hatten.

Für Halbwachs spielt das individuelle Gedächtnis keine eigenständige Rolle, da es nur im Bezug zu einem Kollektiv konstruiert werden kann. In den 1990er Jahren wurde diese Auffassung in Deutschland unter anderem in zwei von Clemens Wischermann herausgegebenen Sammelbänden (1996 und 2002) in Frage gestellt. In der heutigen Zeit habe ein Paradigmenwechsel vom kollektiven Gedächtnis zur Individualisierung der Erinnerungen stattgefunden. Anknüpfend an den Soziologen Ulrich Beck, vertritt Wischermann die Auffassung, dass die Menschen durch die Individualisierungsprozesse von den kollektiven Identitäten und Strukturen der industriellen Gesellschaft wie ständisch geprägten Klassenstrukturen, Kleinfamilie oder nationaler Identität freigesetzt wurden. Somit wird der Einzelne zur „lebensweltlichen Reproduktionseinheit des Sozialen“ (Wischermann 1996, 82). Die Halbwachs'schen Kollektive der Gedächtniskonstruktion spielten demnach nicht mehr die ausschlaggebende Rolle.

An dieser Stelle sei einmal dahingestellt, ob die Individualisierungsthese von Beck in dieser Form für die modernen westlichen Gesellschaften zutreffen. In jedem Fall dürfte es schwierig, wenn nicht unmöglich sein, diese Thesen auf die Untersuchung von Erinnerungen chinesischer Dorfbewohner zu übertragen, um die es in diesem Artikel geht. Die Familie als eine Erinnerungseinheit des kollektiven Gedächtnisses ist in China noch intakt. Ihre ökonomischen Funktionen sind durch die Wiedereinführung der Familienwirtschaft auf staatlichem Boden seit Anfang der 1980er Jahre und durch das weitgehende Fehlen eines Sozialstaates gestärkt worden. Außerdem existiert in China immer noch ein Staat, der sehr darauf bedacht ist, ein einheitli-

ches geschichtliches Gedächtnis zu schaffen. Aus einer Auswahl von verschiedenen Erinnerungsangeboten auswählen zu können, davon kann für die Dorfbewohner Chinas nur sehr begrenzt die Rede sein.

Halbwachs' These vom kollektiven Gedächtnis soll anhand der Interviews mit den chinesischen Dorfbewohnern überprüft werden. Die Fragen sind in diesem Zusammenhang, ob es auf den chinesischen Dörfern Erinnerungskollektive gibt oder ob sich die Erinnerungen individuell unterscheiden. Wenn es kollektive Erinnerungen gibt, welches sind dann die Kollektive, auf denen sie beruhen? Sind es die Familien, die Nachbarschaft, Männer und Frauen, oder unterscheiden sich die Erinnerungen nach Bildung und Rolle in der damaligen Machtstruktur? Erinnern sich Kader, Bauern und Dorfintellektuelle also anders an die „Große Sprung“-Hungersnot? Außerdem soll untersucht werden, ob die Dorfbewohner ihre Erinnerungen so harmonisch konstruieren, wie es Halbwachs' Theorie unterstellt oder ob sie eine konfliktreiche Auseinandersetzung über verschiedene Interpretationen der Vergangenheit führen.

Meine Interviewfragen forderten die Dorfbewohner auf, sich an die Kampagnen des „Großen Sprungs nach vorne“ sowie an den Alltag und den Überlebenskampf während des Hungers zu erinnern. Eine zentrale Rolle spielte die Gründung der Volkskommunen und Volksküchen 1958, in denen alle Bauern essen mussten und durch die der Staat die Versorgung übernahm. Eine große Veränderung stellte auch die landesweite Kampagne zum Stahlschmelzen dar, in der China innerhalb weniger Jahre mit Hilfe von ländlichen Hochöfen Großbritannien überholen wollte. Außerdem wurden die Zeitzeugen gefragt, ob und wie sich ihre Einstellung zu Mao Zedong als Führer des Landes während der Hungersnot verändert hat.

Die Hierarchie des Hungers: die Erinnerungen der Dorfbewohner

Die Dörfer in der Mao-Ära zeichneten sich durch eine klare hierarchische Gliederung aus. Mit der Bodenreform von 1949/50 bekam jeder Mensch einen Klassenstatut zugewiesen, der in der Regel seine Stellung im Dorf bis Anfang der 1980er Jahre bestimmen sollte und der nur in wenigen Ausnahmefällen geändert wurde. Als politisch am zuverlässigsten galten die „armen“ und „unteren Mittelbauern“. Die „reichen Mittelbauern“ wurden von der Partei als schwankende Elemente betrachtet und als eines der „schlechten vier Elemente“ („Reiche Bauern“, „Großgrundbesitzer“, „Konterrevolutionäre“ und „Bösewichte“) ebenso wie „Rechtsabweichler“ unter permanenter Überwachung gestellt. Wegen des niedrigen Bildungsstandes galten damals Menschen mit Oberschulabschluss in China offiziell als Intellektuelle (zhishifenzi).

Von 1962 bis 1983 waren die Volkskommunen in Brigaden unterteilt. Die unterste Einheit bildeten die Produktionsgruppen, in denen jede Bauernfamilie erfasst wurde. In den Machtstrukturen nahmen die Kader eine andere Stellung ein als die Bauern. Sie waren für die Umsetzung der Regierungspolitik verantwortlich. Gemäß der Rangordnung besaßen sie besondere Privilegien. Die Kader des Kreises standen auf der Gehaltsliste des Staates, und auch die Brigadekader bekamen jeden Monat ein Einkommen. Im Gegensatz dazu waren die Kader auf der Ebene der Produktionsgruppen von der Produktion ihres Kollektivs abhängig. Sie bekamen kein staatliches Gehalt, sondern wurden wie die Bauern durch Arbeitspunkte entlohnt, die gegen Getreide und sehr geringe Geldbeträge eingetauscht werden konnten.

Vor dem Hintergrund dieser damaligen sozialen Schichtungen sollen die Erinnerungen von Kadern, Bauern, Männern und Frauen sowie Dorfintellektuellen verglichen werden.

Erinnerungen der Kader: privilegiert aber bemitleidenswert

Als Beispiel eines Kader sollen an dieser Stelle die Erinnerungen von Li Pengkui aus dem Dorf Baotou analysiert werden, der 1958 mit 35 Jahren Sekretär der Parteizelle in der Brigade wurde. Er zeigte sich sehr gesprächig und kam in der ersten Antwort gleich auf die Hungersnot zu sprechen. Damals hätten die Menschen gehungert und die Wasserkrankheit bekommen, besonders die „schlechten Elemente“. Es seien viele Menschen verhungert. Die Hungersnot sei aber nicht so schlimm wie in Xinyang gewesen, betonte Li drei Mal.

Ohne Umschweife thematisierte er seine eigene Macht:

Damals hatten die Kader eine Position wie der Kaiser. Du wurdest bekämpft, wenn sie es wollten, oder musstest die Straßen fegen. Du hattest einfach das zu machen, was sie sagten. Damals war ich der Parteisekretär in der Brigade und sehr machtbewusst. Ich habe mich um einige tausend Menschen in diesem Dorf gekümmert.

Während des „Großen Sprungs“ seien die Kader privilegiert gewesen. Sie verwalteten Geld, Getreide und bestimmten die Arbeitspunkte. Damit konnten sie die Bauern kontrollieren. Die einfachen Leute hatten damals keine Freiheit und keine Menschenrechte (renquan). Am meisten fürchteten die Bauern die Kritiksitzungen, berichtete Li. Wenn jemand etwas „Rechtsopportunistisches“ gegen die Regierungspolitik sagte, bestrafte Li ihn, indem er ihm nichts zu essen gab. Aus den Privilegien der Kader machte Li Pengkui keinen Hehl. Er gab offen zu, dass die Kader mehr zu Essen bekamen als die hungernden Bauern, die er sogar mit Wasserkrankheit zum Arbeiten in die Felder schickte. Mit Bezug auf die Gegenwart betonte er, dass er im Gegensatz zur Partei heute nicht korrupt gewesen sei.

Li Pengkui, der einst mächtige Mann, unterstrich im Interview mehrfach seine damalige Macht im Unterschied zu seiner heutigen Lage. Meine Frage, ob der Druck von oben auf ihn als Kader damals groß gewesen sei, nutzte er, um sein Leid zu klagen. Von 1954, als er Leiter der halbsozialistischen Genossenschaft wurde, bis 1990 diente er der Partei als Kader, doch die Partei habe ihn vergessen. Heute bekommt er keine Rente.

Heute kümmert sich niemand um die Dorfkader. Hör dir die Nachrichten über den Volkskongress (in Beijing) an. Sie sprechen über die Probleme der Bauern, Dörfer und Landwirtschaft, aber nicht über die Angelegenheiten der pensionierten Kader (...). Ich habe den Posten mehrere Jahrzehnte ausgeübt. Jetzt kümmert sich keiner mehr um mich. Keiner gibt mir auch nur einen Pfennig (...). Selbst wenn ich verhungerte, würde ich nie wieder als Kader arbeiten.

Auf Grund seiner Krankheit geht Li nicht zu den Parteiversammlungen und bezahlt den Mitgliedsbeitrag nicht. Er betonte: „Ich glaube nicht an die Kommunistische

Partei.“ Die Parolen vom Übergang in den Kommunismus hätten sich 1958 schön angehört. Er sei aber betrogen worden. Auch die damaligen Konflikte in seiner Familie sprach er offen an. Seine Mutter habe ihn, den damals 35-Jährigen, kritisiert, als er den häuslichen Wok während der Stahlkampagne konfiszierte. Unter der Parole „England überholen, die USA einholen“ (ganying chaomei) wurden auf den Dörfern überall kleine Hochöfen errichtet. Um die Planvorhaben zu erfüllen, konfiszierten die Kader in vielen Dörfern alle metallischen Gegenstände, um sie zu Stahl zu schmelzen, was häufig nicht gelang, da die Temperatur in den selbstgebauten und mit Holz betriebenen Hochöfen zu niedrig war. Li Pengkui erzählte, dass seine Mutter gesagt habe, er sei kein guter Mensch. Ohne den Wok konnte sie zu Hause nicht mehr kochen. Damals sei er gegenüber der Politik der Kommunistischen Partei päpstlicher als der Papst gewesen und habe mit der „Hühnerfeder Kommandos gegeben“. „Bis heute hassen mich meine Verwandten, Freunde und Kinder dafür.“

Das Interview mit dem Parteisekretär der Brigade ist ein gutes Beispiel dafür, wie Erinnerungen durch die heutige Lebens- und Interviewsituation beeinflusst werden. Li Pengkui sieht sich heute als Opfer, das sich sein Leben lang für die Partei eingesetzt und dafür keinen Dank erhalten hat. Er hält sich für bemitleidenswerter als die Bauern, weil ihre Probleme von der Regierung in Beijing zumindest angesprochen werden. Ein „Ausländer“ scheint die richtige Person zu sein, vor der er seine „Bitternis“ zum Ausdruck bringen kann. Offensichtlich haben weder die Bauern noch seine eigene Familie Verständnis für ihn. Li ist sich seiner damaligen Macht bewusst und bezeichnete die Bauern sogar als Sklaven (nuli) und die Kader als Sklavenhalter. Zumindest im Interview zeigte er weder Schuldgefühle noch idealisierte er die Vergangenheit.

Die Bedeutung der Interaktion wurde auch in einem anderen Interview deutlich. Bei der Befragung des Kaders Chen Chuwu im Dorf Baotou entstand eine spontane Diskussion zwischen dem Interviewten und dem „Übersetzer“ um die Privilegien der Kader. Der Bauer Li Bin half mir, den lokalen Dialekt zu verstehen. Li Bins Vater war ein führender Intellektueller des Kreises Xin'an und wurde 1957 von der Partei als „Rechtsabweichler“ verurteilt. Lin Bin, sein Bruder und seine beiden Schwestern lebten bis zur Rehabilitierung des Vaters Anfang der 1980er Jahre als einfache Bauern. Als Entschädigung bekam Lin dann eine Stelle als Buchhalter im Wasserwerk. Mittlerweile ist das Wasserwerk aber geschlossen und Li Bin arbeitslos. Wie bei dem Interview mit Li Pengkui half mir also ein Sohn eines „Rechtsabweichlers“ als „Übersetzer“. Beide hatten den Kader jeweils selbst als Interviewpartner ausgesucht. Die Beziehung zwischen den ehemaligen „Parias“ des Dorfes und den damals Mächtigen scheint demnach zumindest gut genug, um die Kader nach Hause einzuladen und ein Interview mit einem „Ausländer“ über die Hungersnot zu führen.

Der Kader Chen Chuwu, der während des „Großen Sprungs“ die Mittelschule beendete, arbeitete zuerst als Lehrer. Einige Jahre später wurde er Kader der Produktionsgruppe. Im Interview sagte er, dass die Kader während der Hungersnot nicht leiden mussten. Darauf unterbrach Li Bin: „Er gehörte damals doch auch zu den Kadern und musste auch nicht leiden.“ Chen bestritt zunächst, dass er damals schon Kader war. Li Bin ließ aber nicht locker und versuchte mir zu erklären, dass es damals nicht viele Leute mit Mittelschulabschluss auf dem Dorf gab und sie später fast alle als Kader eingesetzt wurden.

Chen erzählte dann aber doch eine Geschichte, die seine Privilegierung deutlich machte. Von 1959 bis 1961 ging er mit den Schülern auf mehrere Dörfer in der Umgebung von Baotou. Nach dem Ende der abendlichen Sitzungen, als alle nach Hause gegangen waren, aß er zusammen mit dem Verwalter des Speichers und dem Produktionsgruppenleiter gekochte Süßkartoffeln. Sofort erklärte Li Bin, dass dies damals die wichtigsten Personen der Produktionsgruppen gewesen seien. Heimlich Süßkartoffeln der Produktionsgruppe zu essen, das konnten nur Kader tun. Auch bei der Frage, wie sich die Menschen während des „Großen Sprungs“ ernährt hätten, schien der 1956 geborene Li Bin ein Konkurrenzverhältnis zu dem Kader zu entwickeln. Jeder fragte den anderen, ob er ungenießbare Dinge wie Steinnudeln (shitou mian) schon einmal gegessen habe. Während der Hungersnot hatten die Bauern versucht, aus Steinen Nudeln zu machen.

Im Dorf Wangcun interviewte ich Huang Liang, noch einen Kader der Ein- und Verkaufsgenossenschaft des nahen Marktfleckens Xizhuang, der heute wieder in seinem Heimatdorf lebt. An der Stahlkampagne brauchte Huang Liang nicht teilzunehmen. Auf meine Frage zur Lebenssituation während des „Großen Sprungs“ antwortete er ausweichend. Gao Jiefang, der Übersetzer ins Hochchinesische, erklärte, dass Huang die Situation auf den Dörfern nicht vollkommen verstehen würde. Nach den Vorstellungen des Kadern gehört schon der Marktflecken nicht mehr zum Dorf. Diese Aussage macht das große Gefälle zwischen Staat und Dorf in China deutlich. Während der „drei bittereren Jahren“ bekam der Kader Huang 26 Pfund Getreide pro Monat zugeteilt (ca. 430 g pro Tag). Später habe man ihm 2 Pfund pro Monat weniger geben, um die Dörfer zu unterstützen. Gao Jiefang, der 1958 14-jähriger Schüler war und bei der Übersetzung des Interviews in Hochchinesisch half, erzählte daraufhin, dass er in Baotou nur 18 Pfund Getreide pro Monat bekommen hätte (ca. 300 g pro Tag). Einige Orte hätten drei Monate überhaupt kein Getreide gesehen und sich von Gras oder Maisschalen ernährt. Manche Bauern hätten sogar weiße Erde (baitu) gegessen und daraus Nudeln gemacht. Diese Dinge hätte man aber nicht verdauen können, so Gao.

Auch an diesem Interview wird durch die Interaktion zwischen Interviewtem, Übersetzer und Interviewer die Privilegierung der Kader deutlich. Chinesische Dorfbewohner können sich oft genau an die Menge der Rationen erinnern. Durch die Erinnerung an die exakte Pfundzahl pro Monat wird auch der Unterschied der Rationen je nach Status der Dorfbewohner deutlich.

Der Kader Huang Liang kam aber trotz seiner Privilegierung mit der Hungersnot in Berührung. Als er sich einmal frei nahm, um bei seiner Frau auf dem Dorf zu schlafen, bemerkte er, wie flach ihr Bauch war, als er ihn berührte. Erstaunlich ist, wie offen Huang Liang über sexuelle Dinge sprach. Auf die Frage, ob er Hungertote gesehen hätte, antwortete er zunächst ausweichend. Außerdem erklärte er mir:

Ich habe gelernt, einen deutschen Traktor zu fahren, eine Rapsölmaschine, einen Luoyang Traktor ‚Rot leuchtet der Osten‘, und ich kann ein Wasserrad und eine Wasserpumpe bedienen. In jenen Jahren fuhr ich mit dem Traktor östlich von dieser Gegend zu der Baumwollfabrik. Ich fuhr damals mit dem Traktor Tag und Nacht und entkernte die Baumwolle (...). Abends wusstest du, dass in allen Himmelsrichtungen auf den Gräbern Lichter brannten. Für die Toten wurden Gräber ausgehoben. Das waren alles Verhungerte.

In dieser Erinnerung mischte sich der Stolz Huang Liangs, Traktor fahren zu können, mit dem Schrecken der Hungersnot. Erwähnte er den deutschen Traktor nur meinetwegen? Der Kader der Konsumgenossenschaft des Markfleckens sah die Hungersnot praktisch von oben – vom Traktor aus. Er selber wurde vom Staat versorgt und kam mit dem Hunger persönlich erst in Kontakt, als er seine Frau auf dem Dorf besuchte.

Erinnerungen der Bäuerinnen und die Sorge um die Kinder

In den Gruppeninterviews meldeten sich auch Frauen zu Wort. Unter den über 70-Jährigen sind auch heute noch mehr Frauen als Männer. Interviewpartnerinnen, die in den 1930er Jahren geboren wurden, sind häufig nicht schriftkundig und haben nie eine Schule besucht. Nachdem ich betonte, dass mich vor allem der Alltag während des „Großen Sprungs“ interessierte, waren die meisten bereit, mit mir zu sprechen. Exemplarisch werden an dieser Stelle die Interviews mit den Bäuerinnen Li Xiaolong aus Baotou und Wu Peixi aus Wangcun analysiert.

Beim Interview mit Frau Li Xiaoliang waren die dominierenden Themen Essen und Kinder. Gleich bei der ersten Antwort kam sie auf den Hunger zu sprechen. Jede Familie hätte nur eine Kelle dünner Suppe in der Volksküche bekommen.

Wir waren damals sehr bemitleidenswert. Einer unserer Töchter schwollen vor Hunger die Beine dick an, und sie bekam die Wasserkrankheit. Ich habe sie in eine andere Familie gegeben, damit diese sie aufzog. In dieser Familie gab es wenig Personen, und sie konnte dort etwas essen.

Auf das Weggeben ihrer Tochter an eine andere Familie kam sie im Interview wiederholt zu sprechen und erklärte diese Maßnahme: „Wir waren damals so hungrig, dass wir nicht aus dem Bett aufstehen konnten.“ Die schmerzhafteste Erfahrung des Verlustes eines Kindes beschrieb Frau Li nur in einigen Sätzen und wechselte dann schnell das Thema. Dass sie den Verlust aber mehrfach ansprach, zeigt, dass er ihr immer noch nahe geht.

Von selbst begann Li Xiaoliang, über das Thema Diebstahl während der Hungersnot zu sprechen: „Damals waren von zehn Leuten neun Diebe. Egal wie begabt die Menschen waren, sie mussten sich Methoden einfallen lassen, um etwas zu stehlen.“ Auch sie selbst ging auf die Felder, um rohen Mais zu stehlen, den sie im Hosenbein versteckte. Neben rohem Gemüse und Getreide wurde aber auch Rinderfutter entwendet. Außerdem aß Frau Li während der Hungersnot Erde aus dem Flussbett, Blätter und Gras, das man aber nicht verdauen konnte, so dass man davon krank wurde. Ein Kloß, dessen Mehl aus einem Maiskolben ohne Maisfrucht gemahlen wurde, wurde „Sprung nach vorne“-Kloß (dayue mo) genannt, eine Bezeichnung, die die paradoxe Situation auf den Punkt bringt, dass die Bauern unter der Parole des „Großen Sprungs nach vorne“, der ihnen ein besseres Leben versprach, tatsächlich hungern mussten.

Wie andere Interviewpartner berichtete Frau Li, dass sie damals Angst hatte, im eigenen Haus Feuer zu machen. Entdeckten die Kader Rauch, kamen sie gleich, um die Wohnung nach versteckten Lebensmitteln zu durchsuchen. Auf die Frage, was die Kader während des Hungers essen konnten, antwortete sie, dass die Kader besser versorgt waren.

Die Lebensmittel haben sie alle von den anderen geholt. ‚Auch wenn der Himmel drei Jahre lang trocken bleibt, verhungert der Küchenchef nicht.‘ Sie hatten immer genug zu essen. Eine Bekannte arbeitete in der Küche, deshalb konnte sie ihr viertes Kind bekommen. Die anderen hatten in dieser Zeit keine Nachkommen.

Diese Erinnerung macht die Privilegierung der Verwalter und Köche der Volksküchen deutlich, die über alle Lebensmittelreserven verfügen konnten. Während Li Xiaoliang ihre Tochter weggeben musste, bekam die Köchin der Volksküche sogar noch ein Kind. Diese Privilegierung drückt sie auch in dem Sprichwort aus, dass auch bei drei Jahren Dürre die Verwalter der Volksküche nichts befürchten mussten. Sind die drei Jahre auf den Ausdruck der Regierungspropaganda von „drei Jahren Naturkatastrophen“ bezogen?

Wie andere Bauern so konnte sich auch Frau Li an wichtige Parolen des Großen Sprungs „England überholen und die USA einholen“ (ganying chaomei) nicht mehr erinnern. Eine Erklärung, warum sie wichtige Parolen vergessen oder schon damals nicht wahrgenommen hatte, gab sie vielleicht selbst. In ihrer Familie war niemand in die Partei eingetreten:

Mein Alter [ihr Mann] hatte vor allem Angst. Er hat nie an irgendetwas teilgenommen. Ich habe ihn auch nicht veranlasst, Kader zu werden. Er hat nicht sehr wohlklingend gesprochen. Ich hatte Angst, dass er Leute beleidigt. Für die Kinder wäre es noch nicht gut gewesen. Als ich [einmal] die Leiterin einer kleinen Gruppe war, habe ich auch beide Augen zugedrückt. Ich hatte nicht den Mut, jemanden zu beleidigen.

Ihre Familie hatte versucht, sich möglichst aus politischen Dingen herauszuhalten und keine Verantwortung zu übernehmen – zum einen aus Angst, sich unbeliebt zu machen, zum anderen, weil die Betreuung der Kinder schwierig gewesen wäre. Ihre Erinnerungen machen die schwierige Lage von lokalen Kadern deutlich, die zwar Macht über die Dorfbewohner hatten, aber ihnen ausgeliefert waren, wenn sie ihren Posten wieder verloren.

Im Dorf Wangcun im Kreis Yiyang führte ich ein längeres Gespräch mit Frau Wu Peixi. Während der Stahlkampagne zog der Staat die männlichen Arbeitskräfte vom Dorf ab. Nach Aussage von Frau Wu waren die Frauen mit Kindern und die Alten fünf Monate überwiegend alleine. Sie begann ihre Ausführungen zum „Großen Sprung“ mit den Problemen bei der Kinderbetreuung. Als Tag und Nacht auf den Feldern gearbeitet werden musste, übernahmen einzelne Frauen die Betreuung von über zehn Kindern. In Folge der schlechten Betreuung durch die Arbeitsüberlastung wurden viele Kinder krank. Wu, die damals schon über 30 Jahre alt war, übte während des Interviews Kritik an den Jugendlichen und damit wahrscheinlich auch an der Übersetzerin des Interviews ins Hochchinesische und mir:

Viele Jugendliche wissen überhaupt nichts. Sie wissen nicht, wie es ist, aus dem Großen Topf zu essen. Sie mussten auch noch kein Leid ertragen und haben noch nie körperlich gearbeitet.

An dieser Stelle kam wieder das Unverständnis zwischen den Generationen zum Vorschein. Mit dem Ausdruck aus dem „Großen Topf essen“ meinte Wu, die gemeinsamen Speisung in der Volksküche. Während des „Großen Sprungs“ wurde den Bauern verboten, zu Hause zu kochen. Doch die zu Beginn von der Partei als Frauenbefreiung gefeierten Volksküchen konnten schon bald die Versorgung nicht mehr gewährleisten. Der Ausdruck aus dem „Großen Topf essen“ steht hier für eine Zeit des Hungers.

Durch die Interaktion während des Interviews kam plötzlich der politische Terror zur Sprache. Wu Peixi fühlte sich durch meine Frage, ob die Kader ihr während der Hungersnot geholfen hätten, provoziert und sagte ärgerlich.

Wobei sollen sie dir geholfen haben? (...) Sie haben dir die schwarzen Fahnen zugeteilt und dich bekämpft. So haben sie dir geholfen. Niemand wagte es, zu spät in die Felder zu gehen. Wenn sie die Glocke läuteten, musstest du in die Felder laufen wie ihre Schüler zum Unterricht (...). Wenn du zu spät gekommen bist, bekamst du die schwarze Fahne zugeteilt und wurdest bekämpft.

Unter bekämpfen (pidou) versteht die Bäuerin die verbalen Angriffe von Kadern gegen Bauern auf Versammlungen und Kritiksitzungen in der Mao-Ära. Mao Zedong sah in einer permanenten Kritik der bürgerlichen Ideologie ein wichtiges Mittel einen neuen sozialistischen Menschen zu schaffen. Bei den staatlichen Massenkampagnen gegen definierte Ziele wie „versteckte Konterrevolutionäre“ oder bürgerliche Intellektuelle wurden Versammlungen einberufen, um die „schlechten Elemente“ zu kritisieren. Die Kritisierten mussten sich häufig mit gesenktem Kopf auf eine Bühne oder in die Mitte des Publikums stellen und wurden dann für ihr „kleinbürgerliches“ oder „konterrevolutionäres“ Verhalten kritisiert. Neben den offiziellen Versammlungen konnten Kader Bauern aber auch gleich an Ort und Stelle kritisieren. Obwohl das Prügeln von Bauern durch Kader offiziell von der Zentralregierung nicht gebilligt wurde, war diese Strafe in Henan der 1950er und 1960er Jahre Normalität.

Die Praxis, die Produktionsergebnisse durch Zuteilung von roten, schwarzen und weißen Fahnen an die Produktionsgruppen zu bewerten, war während des „Großen Sprungs“ relativ weit verbreitet. Wie auch andere Interviewpartner beschwert sich Wu über die Militarisierung der Arbeit. Durch die Einführung der Arbeitsarmee 1958 erhöhte sich der Leistungsdruck auf die Bauern enorm. Gleichzeitig wurde ihnen damit eine Arbeitsweise aufgezwungen, die im Widerspruch zu den dörflichen Traditionen stand.

Wu Peixi berichtete ausführlich von Folter. Die Frau ihres Onkels und die ihres älteren Bruders verhungerten, und sie musste sich um deren insgesamt vier Kinder kümmern. Es war schwierig, während der Hungersnot noch Essbares zu organisieren, da das Getreide von den Kadern verwaltet wurde. Deshalb stahl sie Getreide von einem Feld und kochte morgens um fünf heimlich für die Kinder.

Es haben mich andere bei der Brigade angezeigt, deshalb bin ich bekämpft worden. Die Kader hielten Reden, um mich zu bekämpfen.

Wu Peixi musste sich in eine Harke knien, die zwischen zwei Holzbänken auf den Boden gelegt wurde. „Während der Sitzung wurdest du bekämpft und geschlagen.“

Beim Erzählen fing Wu an zu weinen. Wenn sie nicht so gehandelt hätte, wären alle in der Familie gestorben, so Frau Wu. Dafür sei sie auch noch geschlagen worden.

Das war wirklich so. Was ich sage, können Himmel und Gott hören. Ich habe ein solches Leben gelebt. Ich habe niemandem Unrecht getan. Geschlagen und kritisiert haben nur die Kader. Die Kommunarden hatten keine Rechte.

Fast alle Interviewpartner sprachen über die Macht der Kader, aber nur wenige so vorwurfsvoll wie Frau Wu. Noch heute verspürt sie Wut und Trauer, wenn sie die Geschichte erzählt. Ihr Überlebenskampf und die Folter durch die Kader erschienen ihr für die Zuhörer so unglaublich, dass sie auf Himmel und Gott verwies, um zu unterstreichen, dass sie die Wahrheit sagte. Im Unterschied zu dem pensionierten Kader Li Pengkui kritisierte sie weder Staat noch Partei und stellte auch keine Ansprüche. In diesem Moment war es ihr wahrscheinlich einfach nur wichtig, dass ihr überhaupt geglaubt wurde. Offenbar erwartet sie, wenn überhaupt, Gerechtigkeit nur von den himmlischen, nicht von den irdischen Kräften.

An dieser Stelle wird deutlich, wie wichtig die Interaktion im Interview ist. Manchmal führt gerade eine – vielleicht sogar unabsichtliche – Provokation dazu, schmerzhaftere Erinnerungen hervorzubringen. Möglicherweise hätte Wu Peixi die Geschichte von der Folter mit einer Harke gar nicht erzählt, wenn sie sich nicht über die Frage geärgert hätte, ob die Kader geholfen hätten. Diese Reaktion zeigt, wie stark durch die Erfahrungen des „Großen Sprungs“ das Selbstwertgefühl der Bauern und Bäuerinnen verletzt wurde. Dass Wu öffentlich an den Pranger gestellt und gefoltert wurde, zeigt, dass ihre körperliche Unversehrtheit in dem sozialistischen Kollektiv nicht mehr gewährleistet war. Für sie gab und gibt es keine weltliche Instanz mehr, auf die sie sich in ihrer Suche nach Gerechtigkeit berufen könnte.

Erinnerungen eines Dorfintellektuellen: Inszenierung der eigenen moralischen Integrität

Der Übergang zwischen Kader und Intellektuellen war auf den Dörfern in den 1950er Jahren häufig fließend, da qualifizierte Kräfte für die Verwaltung gebraucht wurden. Als Beispiel für die Erinnerungen eines Dorfintellektuellen soll das Interview mit Chen Lixin dienen. Chen wurde wegen verwandtschaftlicher Beziehung zu dem Vater von Lin Bin, dem „Rechtsabweichler“, 1958 das Studium verwehrt. Wegen seines Oberschulabschlusses wurde er dennoch Buchhalter der Brigade und Anfang der 1980er Jahre Rektor der Dorfschule.

Besonders auffällig war im Interview mit Chen, dass er mehrfach seine eigene moralische Integrität unterstrich. „Damals gab es nur wenige Abiturienten auf dem Dorf. Wir waren besonders ehrlich und übertrieben nicht.“ Ausführlich berichtete er von anderen Kadern, die 1958 durch die Meldungen von gefälschten Rekordergebnissen Hunger in ihren Produktionsgruppen verursachten. „Ich habe die Wahrheit in den Tatsachen gesucht“, sagte er mehrfach und erzählte zwei Mal die Geschichte, wie er einen Teil seiner Getreidekarten – und damit sein Recht auf Versorgung – für einen Monat verloren hatte und nicht seine Macht als Brigadekader ausnutzen wollte.

Ich hatte sie eben verloren, da konnte ich nichts machen. Ich war damals der Buchhalter der Brigade. Ich suchte den Buchhalter für Getreide auf und fragte

ihn, ob er mir ein paar Karten leihen könnte. Es waren noch acht Tage, also [fehlten mir] 24 Karten. Ich sagte: „Gib mir erst mal zehn Karten. Ich esse pro Tag nur zwei Mahlzeiten“ (...). Er hat mir nicht geglaubt und mich ausgelacht. Er dachte, ich bin als Kader der Brigade ein relativ hoher Beamter und sollte nichts zu essen bekommen? Aber ich wollte nicht einfach in die Volksküche gehen und sagen: „Gebt mir etwas zu essen.“ Ich dachte, das wäre einfach gewissenslos. Ich konnte es so einfach nicht machen. Am dritten Tag hatte ich einen hungrigen Bauch und am Abend war ich so hungrig, dass ich nicht mehr gehen konnte. Da war nichts zu machen.

Schließlich hätte er bei seinen Verwandten ein bisschen gegessen und etwas im staatlichen Laden gekauft.

Er habe erst später verstanden, warum die anderen Kader der Brigade nicht hungerten. Sie nahmen ihn abends um 23 Uhr mit zu einer Ölmühle, wo sie heimlich Süßkartoffeln aßen. Danach ging er jeden Abend mit ihnen dorthin. Auf die Frage, ob er als Brigadekader an körperlicher Arbeit teilnehmen musste, antwortet Chen:

Die Menschen im Dorf mussten alle an körperlicher Arbeit teilnehmen. Die Kader dieser Brigaden beteiligten sich nur sehr wenig daran. Sie hatten zu viele Aufgaben. Wir hatten über 4.000 Menschen [zu verwalten] und somit viele Angelegenheiten. Unter mir standen 19 Buchhalter der Produktionsgruppen. Die Finanzen der 19 Produktionsgruppen mussten vom Buchhalter der Brigade alle nach oben gemeldet werden. Er hatte sehr viele komplizierte Angelegenheiten [zu erledigen].

Diese Begründung stand natürlich im Widerspruch zum idealen Kader der Partei. Besonders 1958 und während der „Kulturrevolution“ kritisierte die Parteiführung die Trennung von Hand- und Kopfarbeit und wollte, dass die Kader an der Produktion teilnahmen, damit diese sich nicht von den Massen entfernten.

In seinen Erinnerungen stellte sich Chen so dar, als habe er für seine Ehrlichkeit gehungert und von Privilegien nur durch Zufall erfahren. An körperlicher Arbeit konnte er als Brigadekader nicht teilnehmen, da er für Finanzen und Buchhaltung zuständig war. Die anderen Kader, die ich interviewte, machten aus ihren Privilegien keinen Hehl und versuchten nicht, sich selbst in ein positives Licht zu rücken.

Die Mao-Ära als Verschwendung: Erinnerungen des Sohnes eines „schlechten Elements“

Als Letztes sollen auch die Erinnerungen des Sohnes eines „Rechtsabweichler“ betrachtet werden. Li Zhuru, dem älteren Bruder von Lin Bin, wurde wie seinen Geschwistern der Zugang zu höherer Schulbildung auf Grund seines Familienhintergrundes verwehrt. Bis heute lebt er in Baotou als Bauer, aber er betreibt auch eine kleine Dorfapotheke.

Li Zhuru berichtete zu Beginn des Interviews ausführlich von den Zerstörungen, die durch die Stahlkampagne angerichtet wurden. Die gesamten Wälder um Baotou wurden in kurzer Zeit abgeholzt. „In Wirklichkeit waren die Bewegungen, die Mao Zedong durchführte, eine Verschwendung von Geld und Arbeitskräften“ (laomin shangcai). Diesen Ausdruck benutzte Li vier Mal im Interview. Für ihn scheint die

gesamte Mao-Ära verlorene Zeit gewesen zu sein. In den Erinnerungen wird der Bezug zu anderen Kampagnen und der heutigen Situation hergestellt. Mehrfach betonte Li im Interview, dass die Chinesen früher sehr ehrlich gewesen seien. Seit der Anti-Rechtskampagne von 1957 hätten die Menschen gelernt, dass Ehrlichkeit zu Kritik und Repressionen führte und hätten sich nicht mehr getraut, ihre Meinung zu sagen. In Lis Augen haben die Kampagnen die Menschen charakterlich verdorben.

Die Kulturrevolution und ‚aus dem großen Topf essen‘ verursachten für den Staat zu große Verluste. Sonst würde sich die chinesische Wirtschaft nicht in der Situation befinden, in der sie heute ist. Stell dir vor, viele Fabriken standen für zehn Jahre still, und die Kader der Industrie mussten trotzdem etwas zu essen und zu trinken bekommen. Du kannst sagen, dass der Staat einen riesigen Verlust erlitten hat. Wenn die Roten Garden die rote Armbinde am Ärmel trugen, brauchten sie für den Zug noch nicht einmal eine Fahrkarte. Überall, wo sie hingekommen sind, haben sie [umsonst] gegessen.

Li meinte mit aus „dem großen Topf essen“ an dieser Stelle nicht die Volksküchen des „Großen Sprungs“, sondern die Versorgung der städtischen Rotgardisten auf Kosten des Dorfes. Bei mehreren Interviewpartnern rief die Thematisierung der Kampfsitzungen des „Großen Sprungs“ Erinnerungen an die der „Kulturrevolution“ (1966-1976) wach. Bei Li Zhuru ist es das Thema Verschwendung, das die Verbindung von der Volksküche zu den Roten Garden herstellt. Die von ihm als schlecht empfundene Lage der Wirtschaft wird als Erblast der verschwenderischen Kampagnen der Mao-Ära betrachtet. Sicher ist es fraglich, ob die Industriebetriebe der Region wirklich zehn Jahre lang nichts produzierten. Die Roten Garden empfand Bauer Li als Belastung, weil sie die Richtung angeben konnten und weil sie häufig auf Kosten der Dörfer versorgt werden mussten.

Der Sohn des „Rechtsabweichlers“ gehört sicher zu den Verlierern der Mao-Ära. In Baotou traf ich niemanden, der zugab, aus Überzeugung Mao unterstützt zu haben. Li Zhuru war aber einer der wenigen, die trotz ihrer persönlichen Erfahrungen mit staatlichen Repressionen die Ereignisse des Dorfes in einen größeren geschichtlichen Zusammenhang stellten. Im Gegensatz zur offiziellen Geschichtsschreibung bewertete Li Zhuru Mao so:

Dass er den Staat gründete, ist ein Verdienst, sonst hat er viele Verbrechen begangen. Er hat so viele Bewegungen durchgeführt wie die ‚Anti-Drei‘ und ‚Anti-Fünf‘ [-Bewegung]. Besonders viele der damaligen Großgrundbesitzer und reichen Bauern hätte man nicht töten sollen (...). Diese Leute waren fleißig und haben selber etwas Getreide geerntet und es selber verkauft. Sie haben etwas Geld genommen, um sich Land zu kaufen (...). Viele waren nur sehr kurze Zeit wohlhabend und sind trotzdem als reiche Bauern und Großgrundbesitzer abgestempelt worden (...). Damals wurden sehr viele Menschen erschossen.

Li Zhuru ging von seiner Bewertung Maos, die seine Politik nach 1949 als Verbrechen bezeichnet, direkt zur Kritik an der Bodenreform über. Er stellte das gesamte Geschichtsbild der KPCh in Frage, für die die Bodenreform eine Befreiung der Bauern von der Knechtschaft der Großgrundbesitzer war.

Eine der größten Gemeinsamkeiten in allen Interviews sowohl im Kreis Xin'an als auch im Kreis Runan war, dass die Dorfbewohner den Staatspräsidenten und späteren Rivalen von Mao Zedong, Liu Shaoqi, als ihren Retter ansahen, da sie ihn mit der Wiedereinführung der Parzellen zur privaten Nutzungen von 1961 in Verbindung brachten, die zur Verbesserung der Ernährungssituation führte. Li Zhuru berichtete von Problemen bei den Sitzungen während der „Kulturrevolution“, wo die Bitternis erinnert und Liu Shaoqi verurteilt werden sollten.

Beim Aussprechen der Bitternis gab es bei uns einen, der Liu hieß. Wenn während der Kulturrevolution dazu aufgerufen wurde, Bitternis auszusprechen, wurden nur die armen und unteren Mittelbauern angesprochen. Wir Kinder der Rechtsabweichler wurden nicht dazu geholt. Er [Liu] sagte weinend: „Hätte uns nicht Liu Shaoqi in jenem Jahr etwas Boden gegeben, wären wir alle verhungert. Meine Mutter ist verhungert.“ Kaum hatte er das gesagt, wurde er von einigen Leuten vom Podium herunter gestoßen. „Hau ab! Hau ab!“ Sie ließen ihn nicht weiter klagen.

Dieses Beispiel zeigt, dass der Staat die inszenierte Erinnerung an die Vergangenheit nicht immer kontrollieren konnte. Erinnerungen an Bitternis wurden mit der Hungersnot des „Großen Sprungs“ verbunden, und damit wurde auch die Person Liu Shaoqi anders bewertet, als die Partei es damals wollte. Für den Sohn des „Rechten“ steht Liu Shaoqi als Verkörperung des Guten dem bösen Mao gegenüber. Diese Vereinfachung der Geschichte ist eine Umkehrung des Paradigmas vom „Kampf zweier Linien“ der „Kulturrevolution“, wonach Mao die „gute“ revolutionäre und Liu die „böse“ revisionistische Linie vertrat.

Erinnerungen im Xinyang-Gebiet: der Kampf ums Überleben und die gemeinsame Flucht

Wie schon erwähnt, nahm die Hungersnot im Xinyang-Gebiet ein viel schlimmeres Ausmaß an als in Osthenan in der Region um Luoyang. Im August 2005 führte ich in der damaligen Xinyang-Region im Dorf Judong Interviews durch. Nach Angaben der Dorfbewohner verhungerte die Hälfte der Menschen an diesem Ort. Als sich die Lage 1959 zuspitzte, flohen die Männer der Produktionsgruppe, Kader wie Bauern, in die Provinz Qinghai in Westchina und kamen erst 1961 in ihr Heimatdorf zurück. Frauen, Kinder und Alte wurden zurückgelassen und überlebten in den meisten Fällen nicht. Das schlimmere Ausmaß der Hungersnot und die gemeinsame Fluchterfahrung unterscheiden die Erfahrungen der Zeitzeugen der beiden Regionen.

Der leitende Kader der Produktionsgruppe Wu Tiancheng gestand ein, dass während des Hungers niemand mehr dem anderen half. Die Bauern stahlen auch in Judong, um zu überleben. Wu berichtete, dass er in den Feldern Süßkartoffeln stahl und in der Erde geheime Verstecke anlegte. Da die Woks schon eingezogen worden waren, machte er einfach ein kleines Feuer und legte die Kartoffeln in die Glut, bis sie gar waren. 1959 organisierte der Kader Wu schließlich die Flucht der Männer. Auf Grund von Beziehungen des Kadern kamen die Männer in der Provinz Qinghai in einer staatlichen Farm unter. Einen Teil der Strecke scheinen sie mit dem Zug gefahren zu sein. Trotz mehrmaligen Nachfragens schilderten die Interviewpartner die Flucht nicht im

Detail. Wie wir heute wissen, wurde die Xinyang-Region abgeriegelt. Tausende von Bauern wurden bei ihren Fluchtversuchen totgeschlagen. Wie schafften es die Bauern aus Judong, diese Straßenkontrollen und Wachposten zu umgehen? Die zwei Jahre in Qinghai müssen eine sehr außergewöhnliche Periode im Leben der Bauern dargestellt haben, da sie sich weit weg von zu Hause aufhielten und nicht wussten, ob ihre Angehörigen noch am Leben waren.

Die gemeinsame Flucht steht im Gegensatz zum Bild des egoistischen Überlebenskampfes Mann gegen Mann. Egoistisch war die Flucht jedoch gegenüber Frauen und Kindern, die alleine zurückgelassen wurden. Die weiblichen Zeitzeugen machten den Männern in den Gruppeninterviews deshalb aber keine Vorwürfe. Die Erinnerungen der Interviewten wurden relativ harmonisch konstruiert. Die Bauern stellten dem Leiter der Produktionsgruppe keine kritischen Fragen, und die Frauen beschwerten sich nicht über die Männer. Im Gegensatz dazu kam es bei den Interviews in Baotou häufig zu kritischen Fragen der Bauern an die Kader bezüglich deren Privilegierung. Direkte persönliche Anschuldigungen wurden in Judong nur gegen Personen außerhalb des Dorfes erhoben. Zhu Bin, der während der „Kulturrevolution“ Bürgermeister war, beschwerte sich über einen Mann, der ihn auf Kampfsitzungen misshandelt hatte und heute im Nachbardorf lebt.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die Schuldfrage bezüglich der lokalen Kader und des Staates bei den Interviews in beiden Regionen kaum thematisiert wurde. Bauern und Dorfkader fürchteten die Repressionen des Staates und wissen, dass die Hungersnot durch eine falsche Politik verursacht wurde. Daraus folgen heute aber dennoch keine Anschuldigungen oder Forderungen nach Entschädigung. Die Hungersnot bleibt in den Erinnerungen die schlimmste Zeit ihres Lebens. Die Kader sprachen in ihren Erinnerungen ihre Privilegierung bei der Versorgung zwar offen an, waren sich aber keiner eigenen Schuld gegenüber den Bauern bewusst. Wu Tiancheng erinnerte sich vor allem an den Terror, unter dem er zu leiden hatte, wenn er die Vorgaben der Brigade nicht umsetzte. Der Hunger spielte vor diesem Hintergrund auch in den Erinnerungen der Kader eine Rolle.

Zusammenfassung und Schlussfolgerungen

Das kollektive Gedächtnis der Dorfbewohner

Haben die Dorfbewohner ein kollektives Gedächtnis, und wenn ja, wie verhält sich dieses zu den individuellen Erinnerungen? Haben ihre Erinnerungen sozialen Charakter und unterscheiden sie sich nach damaligem Klassenstatus oder Familie?

Jeder Interviewpartner erzählte seine eigene Geschichte und erinnerte sich an die Hungersnot auf seine Weise. Jedoch gab es in den Erinnerungen der Dorfbewohner in den drei verschiedenen Kreisen Gemeinsamkeiten, und zwar sowohl bei Kadern als auch bei einfachen Bauern sowie bei Frauen und bei Männern. Halbwachs' These von einem schichtspezifischen Charakter von Erinnerungen kann für die untersuchten Dörfer Henans nicht bestätigt werden.

Die Gemeinsamkeiten der Erinnerungen der Interviewten waren folgende: Sie haben erstaunlich politischen Charakter. Kader wie Bauern thematisierten die Privilegien der Kader. Durch die Volksküche kontrollierten die Kader die Verwaltung der Lebensmittel und konnten so ihre eigene Ernährung meistens absichern. Der Hunger wurde als Waffe eingesetzt, um die Bauern zu kontrollieren und sie trotz Krankheiten

in die Felder zum Arbeiten zu schicken. Kader und Bauern erinnerten sich an diese Machtstrukturen, aber aus unterschiedlicher Perspektive – von oben und von unten. Der Kader der Konsumgenossenschaft des Marktfleckens, Huang Liang, fuhr mit dem Traktor nachts die Baumwollernte ein und sah gleichsam von oben die Lichter an den Gräbern der Hungertoten. In Judong war die Hungersnot allerdings so schlimm, dass Wu Tiancheng als Leiter der Produktionsgruppe die kollektive Flucht nach Qinghai organisierte. Keiner der Kader äußerte Schuldgefühle oder ein schlechtes Gewissen wegen seiner Privilegierung. Nur Li Pengkui, der Parteisekretär der Brigade in Baotou, bedauerte, dass ihn seine Familie für seine harte Haltung als Kader hassen würde und die Partei ihn als treuen Anhänger vergessen habe. Damit steht er heute ohne jegliche Unterstützung dar. Deshalb sagte er, dass er aus heutiger Sicht lieber verhungern würde, als den Posten des Kader noch einmal zu übernehmen.

Die Thematisierung des politischen Terrors und der Kampfsitzungen machten deutlich, dass sich bei allen Zeitzeugen die Erinnerungen nicht nur auf eine Zeitperiode beschränken lassen. Erinnerungen an die Kritiksitzungen während des „Großen Sprungs“ leiteten häufig zur „Kulturrevolution“ über. Schmerz und Leid erschienen als Kontinuität in der Lebensgeschichte. Die Erinnerungen waren auch insofern von der „Kulturrevolution“ geprägt, dass alle Zeitzeugen Lui Shaoqi als den Retter der Bauern ansahen, da sie ihn mit der Wiederzulassung der Parzellen zur privaten Nutzung verbanden. Dass die Dorfbewohner schon 1961 die Flügelkämpfe in Beijing durchschauten, ist unwahrscheinlich. Vielmehr führte die ständige Kritik Lui Shaoqis während der „Kulturrevolution“ dazu, ihn mit den rettenden Maßnahmen von 1961 zu verbinden.

Übereinstimmend berichteten die Dorfbewohner, dass während des Hungers niemand den anderen half. Stehlen während der Hungersnot ist bis heute akzeptiert und führte nicht zu Schamgefühlen, da jeder daran beteiligt war. Meiner Meinung nach sehen sich die Dorfbewohner als aktive Opfer. Sie stellen sich als Objekte der Politik des Staates dar, die keine Wahl gehabt haben als mitzumachen und deren eigene Ansichten keine Rolle spielten. Trotzdem mussten sie aktiv werden, indem sie stahlen, flüchteten oder auf den Schwarzmarkt gingen, um nicht zu verhungern.

Die Dorfbewohner waren kaum in der Lage, Gefühle zu thematisieren und ihr Leiden während der Hungersnot zu beschreiben. Krankheiten wie die Wassersucht wurden zwar angesprochen, die damit verbundenen Gefühle und Schmerzen konnten die Dorfbewohner jedoch nicht in Worte fassen. Auch die Hungertoten in der eigenen Familie wurden von den Zeitzeugen zwar genannt oder wurden mir von Nachbarn mitgeteilt. Gerade in Runan, wo so viele verhungerten, fiel es den Zeitzeugen jedoch schwer, ins Detail zu gehen. Den Frauen sah man an, wie schmerzhaft es für sie war, ihre Kinder verloren zu haben. Welche Gefühle sie damit verbanden, sprachen sie jedoch nicht aus.

Im Bezug auf den Überlebenskampf wurden die Erinnerungen relativ harmonisch konstruiert. In Runan warfen die Frauen den Männern nicht vor, dass sie alleine gelassen worden waren. Egoistisches Verhalten, das zum Tod von anderen Familienmitgliedern geführt haben könnte, wurde nicht thematisiert. Es wurde zwar offen angesprochen, dass Kader Bauern schlugen, aber in der Regel wurden keine Namen genannt; und auch die Kader, die ich interviewte, wurden nicht dafür verantwortlich gemacht. Nur in Baotao stellte ein Bauer kritische Fragen an einen Kader und wollte mir dessen Privilegien bei der Lebensmittelversorgung klarmachen. Auf der anderen

Seite scheint mir, dass sich Zeitzeugen auch gegenseitig bemitleideten. Li Pengkui, der Parteisekretär der Brigade, thematisierte die damaligen Ungerechtigkeiten gegenüber den Kindern der „Rechtsabweichler“, und Li Zhuru bemitleidete den Kader, weil er nach jahrzehntelanger Arbeit keine Rente bekommt. In Judong präsentierten sich die Bauern und Kader in ihren Erinnerungen sogar als Schicksalsgemeinschaft. Dieses Verhalten kann man zwar als reines Harmoniebedürfnis abtun. Es bleibt jedoch erstaunlich. Wie Weigelin-Schwiedrzik gezeigt hat, sind die Intellektuellen und die diversen Fraktionen der Rotgardisten in ihren Erinnerungen an die „Kulturrevolution“ heute nicht in der Lage, Menschen anderer Gruppen überhaupt als Leidende wahrzunehmen (Weigelin-Schwiedrzik 2005, 33). Die Dorfbewohner können hingegen Mitleid für andere empfinden. Sie führen die fraktionellen Auseinandersetzungen heute nicht weiter fort. Das schließt aber nicht aus, dass unter anderen gesellschaftlichen Rahmenbedingungen alte politische Konflikte vermischt mit privaten Rivalitäten zu Racheaktionen führen könnten.

Der Zentralstaat spielte in ihren Erinnerungen keine große Rolle. Die Auseinandersetzungen wurden in erster Linie als solche zwischen Kadern und Bauern dargestellt. Die Dorfkader wurden hauptsächlich von der Brigade oder dem Kreis unter Druck gesetzt. Keiner stellte sich als Anhänger der Politik Maos dar. In Judong erinnerten sich meine Interviewpartner, die überwiegend arme Bauern waren, noch positiv an die Befreiung und die Bodenreform. Für sie war der Bruch die Hungersnot, mit der sie den Glauben an Mao verloren. In Baotou bewerteten einige Interviewpartner, die unter der Verurteilung von Verwandten als „Rechtsabweichler“ zu leiden hatten, die gesamte Mao-Ära negativ und sahen sie als eine „Verschwendung von Arbeitskräften und Geld.“ Der „Große Sprung“ erscheint sinnlos und nicht erklärungsbedürftig zugleich. Ralph Thaxton berichtet von einer neuen Mao-Nostalgie in den 1990er Jahren auf dem Dorf, das er in Henan untersucht hat – besonders bei Dorfbewohnern, die von den damaligen Machtstrukturen geschützt wurden (Thaxton 2005). Diese Dorfbewohner sehnen sich nach Massenkampagnen, um die Korruption der Kader einzudämmen. Bei meinen Interviewpartnern konnte ich weder bei Bauern noch bei Kadern den Hauch einer Mao-Nostalgie feststellen.

Die dörfliche Nachbarschaft als Erinnerungskollektiv

Die Dorfbewohner haben ein Geschichtsbewusstsein, das weit über das Dorf hinausgeht. Sie hörten alle von dem „Zwischenfall von Xinyang“ und dem Massensterben in diesem Gebiet. Dieses Wissen wurde durch mündliche Überlieferung weitergeben – nicht durch die Propaganda und Erziehung des Staates. Diese Art von Erinnerungen nennt Jan Assmann kommunikatives Gedächtnis im Unterschied zum kulturellen Gedächtnis, das der von Experten geschaffene schriftliche Kanon ist (Assmann 1997, 56). Erinnerungen an die Hungersnot wurden von den Großeltern an ihre Kinder weitergegeben. Auch die Generation der Kinder meldete sich in den Interviews zu Wort und konnte die Geschichten ergänzen. Hier unterscheiden sich die Dorfbewohner von vielen Intellektuellen, die ihre schmerzhaften Erinnerungen an die Erlebnisse der „Kulturrevolution“ häufig nicht an die Kinder weitergeben. Die Enkelkinder der Zeitzeugen scheinen dagegen nur begrenzt über die Hungersnot Bescheid zu wissen. Gerade wenn mir Studenten oder Oberschüler bei dem Verstehen des lokalen Dialektes halfen, prallte oft der offizielle Kanon, den sie im Geschichtsunterricht gelernt haben, mit dem kommunikativen Gedächtnis des Dorfes zusammen.

Wahrscheinlich braucht die Weitergabe von Erinnerungen immer einen konkreten Anlass. Für die Kinder, die in den 1950er und Anfang der 1960er Jahre geboren wurden, ist ihre Kindheitsgeschichte mit der Hungersnot verbunden. Ihre Eltern konnten nicht ehrlich mit ihnen über die Kindheit sprechen, ohne die Katastrophe zu erwähnen. Ein Gefühl von Sicherheit und Stabilität konnte nach 1961 durch die verschiedenen politischen Kampagnen und Machtkämpfe innerhalb der Partei nicht aufkommen. Da in vielen Teilen Chinas die Ernährungsfrage bis Ende der 1970er Jahre nicht gelöst war, konnten die Bauern nicht davon ausgehen, dass es nicht wieder zu einer großen Hungersnot kommen würde. Daher mussten sie ihren Kindern von der Hungersnot erzählen.

Bisher gab es noch keinen wichtigen Anlass, das Wissen über die Hungersnot an die nach 1978 geborenen Enkelkinder weiterzugeben. Seit Beginn der 1980er Jahre ist die Versorgung mit Nahrungsmitteln für die große Mehrheit der chinesischen Bauern stabil. Wie die Interviews gezeigt haben, sind die Erinnerungen an das Massensterben bei zwei Generationen aber jederzeit abrufbar.

Insgesamt hatte ich den Eindruck, dass die Bauern bei der Konstruktion ihrer Erinnerungen auf Selbstschutz bedacht waren. In Baotou erinnerten sich ein Kader und der Sohn des „Rechtsabweichlers“ gemeinsam daran, dass sein Vater trotz seines negativen Status im Dorf als ehemaliger Rektor der Kreis-Schule dennoch ein hohes Ansehen hatte. Das Schreckliche kann erinnert werden, aber in einer Form, die das Leben in den Familien und im Dorf nicht negativ beeinflusst. Die Frage der eigenen Verantwortung wird umgangen, indem alle sagen, dass man mitmachen musste, und keiner sich als Anhänger der Politik Maos zu erkennen gibt. Vielleicht lag diese relative Harmonie auch darin begründet, dass die Bauern mir als Interviewpartner nicht ihre Erzfeinde aussuchten, sondern Nachbarn, zu denen sie ein gutes Verhältnis haben. So ist es durchaus möglich, dass ich in allen drei Dörfern Vertreter von jeweils einem Erinnerungskollektiv interviewte.

In diesem Sinn könnte man mit Halbwachs übereinstimmend sagen, dass sich jede Gruppe ihre Erinnerung nach den eigenen Bedürfnissen schafft. Die Trägergruppe der kollektiven Erinnerungen ist in diesem Fall die dörfliche Nachbarschaft, die pensionierte Kader, arme Bauern, aber auch die Kinder der „schlechten Elemente“ einschließt. Der ehemalige Klassenstatus spielte bei den Erinnerungen nur eine geringe Rolle. Zwar bewerteten die beiden Söhne des „Rechtsabweichlers“ in Baotou die gesamte Mao-Ära negativer als die meisten anderen. Es waren aber der pensionierte Kader Li Pengkui und der ehemalige Rektor der Dorfschule Chen Lixin die glauben, die Kommunistische Partei habe sie verraten. Die Partei zeigte sich trotz ihrer Loyalität nicht dankbar genug. Auch die Erinnerungen von Frauen und Männern unterschieden sich nur geringfügig. Frauen thematisierten das Problem der Kinderbetreuung stärker, sprachen aber auch über Politik und Machtstrukturen.

Für mich spricht vieles dafür, die dörfliche Nachbarschaft als Erinnerungskollektiv zu betrachten. Sie besitzt ein kollektives Gedächtnis von der Hungersnot. Um mit Jan Assmans Worten zu sprechen, wurde durch mündliche Weitergabe dieses kommunikative Gedächtnis von den Eltern an die Kinder überliefert. Sollte dieses Wissen nicht an die Enkel weitergegeben werden, so besteht die Gefahr, dass dieses kommunikative Gedächtnis schon nach zwei Generationen verschwindet. Damit wäre auch das Wissen darum, wie man in einer Hungersnot überleben kann, nicht mehr abrufbar.

Interviews in den Kreisen Xin' an und Yiyang (Alle Namen wurden verändert.)

Name	Jahrgang (Alter im Jahr 1958)	Ehemaliger Klas- senstatus	Bildung- sniveau	Damalige politische Funktion	Datum und Ort des Inter- views
<i>Bauern</i>					
Li Zhuru	1941 (17)	Unterer Mittel- bauer (Vater Rechtsabweich- ler)	Mittelschule	-	11.2.05 Baotou
Li Bin (Bruder von Li Zhuru)	1956 (2)	Unterer Mittel- bauer (Vater Rechtsabweich- ler)	Mittelschule	-	12.2.05 Baotou
Wu Peixi	-	Arme Bäuerin	Nicht zei- chenkundig / kein Schul- besuch	Köchin der Volks- küche	12.2.05 Wangcun
Li Xiaoliang	-	Arme Bäuerin	Nicht zei- chenkundig / kein Schul- besuch	-	13.2.05 Baotou
<i>Kader</i>					
Li Pengkui	1923 (35)	Armer Bauer	Mittelschule	Parteisek- retär der Brigade	11.2.05 Baotou
Zhang Xianliang	1921 (37)	Mittelbauer	-	Vize- Leiter der Produkti- onsgruppe	14.2.05 Xizhuang
Chen Chuwu	1940 (18)	Armer Bauer	Mittelschule	Lehrer / später Kader der Produkti- onsgruppe	12.2.05 Baotou
Huang Liang	1921 (37)	Armer Bauer	-	Kader der Ein- und Verkaufs- genossen- schaft	12.2.2005 Wangcun
<i>Dorfintellektuelle</i>					
Gao Jiefang	1944 (14)	Armer Bauer	Gymnasium	Ehemali- ger Lehrer einer von den Ein- wohnern	11.2.05 Baotou

				betriebe- nen Schule	
Chen Lixin (Cousin von Li Zhuru)	1936 (22)	Armer Bauer (1958 als "kleiner Rechter" behan- delt)	Gymnasium	Rektor der Dorfschule	14.2.05 Baotou

Interviews im Kreis Runan (Alle Namen wurden verändert.)

<i>Name</i>	<i>Geburts- jahr (Alter 1958)</i>	<i>Ehemaliger Klassenstatus</i>	<i>Jahr des Eintritts in die Partei</i>	<i>Damalige politische Funktion</i>	<i>Zeit und Ort des Interviews</i>
<i>Bauern</i>					
Liu Wei	1933 (25)	Sohn eines „Großgrundbe- sitzers“	-	-	8.8.05 / Judong
Lu Minghui	-	Armer Bauer	-	-	9.8.05 / Judong
Wu Dajun	1941 (17)	Armer Bauer	-	-	8.8.05 / Judong
Zhu Yuhua	-	Arme Bäuerin	-	-	8.8.05 / Judong
Liu Chuiyu	-	Arme Bäuerin	-	-	8.8.05 / Judong
Liu Xinghong	-	Arme Bäuerin	-	-	9.8.05 / Judong
Wu Huilin	-	-	-	-	8. u. 9.8. 05 / Ju- dong
Li Xiaolong	-	Arme Bäuerin	-	-	8.8.05 / Judong
Zhang Hongli	-	Armer Bauer	-	-	8.8.05 / Judong
<i>Kader</i>					
Wu Tiancheng	1935 (23)	Armer Bauer	-	Leiter der Produkti- onsgrup- pe	8.8.05 / Judong
Zhu Bin	-	Armer Bauer	-	Bürger- meister während der „Kul- turevolu- tion“	8.8.05 / Judong

Li Minghu	-	Armer Bauer	1970	Verwalter der Volkskü- che	9.8. 05 / Judong
-----------	---	-------------	------	-------------------------------------	---------------------

LITERATUR

- Assmann, Jan (1997): *Das kulturelle Gedächtnis – Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*, München
- Becker, Jasper (1996): *Hungry Ghosts – China’s Secret Famine*, London
- Chan, Anita, Richard Madsen and Jonathan Unger (1992): *Chen Village under Mao and Deng*, Berkeley
- Fang Huirong (2001): “Wu shijian jing” yu shenghou shijie de “zhenshi“ – Xincun nongmin tugai shiqi shenghou de jiyi (Die Grenze der Ereignislosigkeit und die „Wahrhaftigkeit“ der Lebenswelt – Die Erinnerungen der Bauern aus Xicun an das Leben in der Periode der Bodenreform), in: Yang, Nianqun: *Kongjian, jiyi, shehui dianxing* (Freiräume, Erinnerung und Gesellschaftsmodelle), Shanghai
- Froschauer, Ulrike und Manfred Lueger (2003): *Das qualitative Interview*, Wien
- Friedman, Edward (2006): Learning about a Chinese Village in a Leninist-Party Authoritarian State, *Journal for Contemporary China*, 15, 47, 369-387
- Gao Wangling (2006): *Renmin gongshe shidai Zhongguo nongming fan xingwei diaocha* (Untersuchungen zu alltäglichen Widerstandsformen der chinesischen Bauern in der Epoche der Volkskommune), Beijing
- Halbwachs, Maurice (1967): *Das kollektive Gedächtnis*, Stuttgart
- Halbwachs, Maurice (1985): *Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen*, Frankfurt (M)
- Hershatter, Gail (2002): The Gender of Memory: Rural Chinese Women and the 1950s, *Journal of Women in Culture and Society*, 28, 43-70
- Ma, Shuo (2002): Henan ren re shei le? (Wen haben die Henaner belästigt?), Haikou
- Manning, Kimberley Ens (2005): Marxist Maternalism, Memory, and the Mobilization of Women in the Great Leap Forward, *The China Review*, 5, 1, 81–108
- Mucchielli, Roger (1973): *Das Gruppeninterview – I. Theoretische Einführung*, Salzburg
- Potter, Jack and Sulamith H. Potter (1990): *China’s Peasants: The Anthropology of a Revolution*, Cambridge
- Thaxton, Ralph (2005): *China’s Hidden Crisis: Memory, Voice and Contention in the Aftermath of the Catastrophe of Maoist Rule*, unpublished book
- Verlag für fremdsprachige Literatur (Hg.) (1981): *Resolution über einige Fragen in unserer Parteigeschichte seit Gründung der Volksrepublik*, Beijing
- Weigelin-Schwiedrzik, Susanne (1993): Party Historiography, in: Unger, Jonathan (Ed.): *Using the Past to Serve the Present – Historiography and Politics in Contemporary China*, London
- Weigelin-Schwiedrzik, Susanne (2005): *Coping with the Trauma: Official and Unofficial Histories of the Cultural Revolution*, unpublished paper
- Welzer, Harald (2000): Das Interview als Artefakt – Zur Kritik der Zeitzeugenforschung, *BIOS*, Jg. 13, 51-63
- Wemheuer, Felix (2004): *Chinas „Großer Sprung nach vorne“ (1958-1961). Von der kommunistischen Offensive in die Hungersnot – Intellektuelle erinnern sich*, Münster
- Wemheuer, Felix (2007): *Steinnudeln: Ländliche Erinnerungen und staatliche Vergangenheitsbewältigung der „Großen Sprung“- Hungersnot in der chinesischen Provinz Henan*, Bern u.a.
- Wischermann, Clemens (Hrsg.) (1996): *Die Legitimität der Erinnerungen und die Geschichtswissenschaften – Studien zur Geschichte des Alltags*, Stuttgart

- Wischermann, Clemens (Hrsg.) (2002): Vom kollektiven Gedächtnis zur Individualisierung der Erinnerungen – Studien zu Geschichte des Alltags, Stuttgart
- Wang, Junyi (2004): Koushu lishi (Oral History), Beijing
- Xu Guoli und Wang Zhilong (2005): Dangdai zhongguo de koushushi xue lilun yanjiu (Forschungen zur Theorie von Oral History im gegenwärtigen China), Lixue lilun yanjiu, Nr.1, 118-125
- Yang, Xiangyin (2004): Yu lizhi duihua: koushu shixue de lilun yu shijian (Dialog mit der Geschichte: Theorie und Praxis von Oral History), Beijing
- Zhou Xinguo (2005): Zhongguo koushushi xue zhi huigu yu fawang (Ausblick und Überlegungen zur chinesischen Oral History), Yangzhou Daxue xuebao (renwen shehuixue bao), Vol. 9, Nr.2, 24-25
- Zhu Jiamu (2005): Nuli jianshe Zhongguo tese de makesizhuyi koushushi xue (Fleißig die marxistische Oral History mit chinesischer Besonderheit aufbauen), Zhongguo difangzhi, Nr. 2, 3-5

Westmigration von ABF-Lehrkräften

„... wenn die Schmiede selbst dann schon republikflüchtig sind.“

Enrico Lippmann und Martina Schiebel

1. Einleitung

Den thematischen Schwerpunkt dieses Artikels bildet die Westmigration von Lehrkräften der Arbeiter-und-Bauern-Fakultät (ABF) der DDR am Beispiel der ABF Greifswald. Obwohl Abwanderungs- und Fluchtbewegungen größerer Bevölkerungsanteile von Ost nach West, die gegen Ende des Zweiten Weltkrieges einsetzten, auch allgemeines Kennzeichen über den gesamten Zeitraum der SBZ/DDR blieben, ist doch das Verlassen der SBZ/DDR durch Angehörige dieser Bildungseinrichtung zunächst überraschend, weil die ABF gewissermaßen eine ideologische Prestigeinstitution der DDR darstellte, die die politischen Vorstellungen der SED nach außen verkörperte und zur Erziehung von systemloyalen Nachwuchskräften beitragen sollte. Da die ABF als „Kaderschmiede“ galt und einen sowohl politischen als auch sozialen Anspruch vertrat, die somit zugleich die ideologischen Grundlagen des neu aufzubauenen Arbeiter-und-Bauern-Staates repräsentierte und Vorzeigecharakter besaß, stellte die „Republikflucht“ ihrer Angehörigen und insbesondere aus den Reihen des Lehrkörpers eine Bedrohung dar: Nicht nur der Bildungsbetrieb wurde gestört, sondern die ideologische Legitimation der Institution ABF sowie gleichermaßen des Staates DDR wurden damit infrage gestellt. Die titelgebende Formulierung eines früheren Dozenten der ABF: „... wenn die Schmiede selbst dann schon republikflüchtig sind“ bringt dieses durch die Westmigration verursachte Bedrohungspotential für die Bildungsinstitution ABF zum Ausdruck. Folgende Fragen stehen im Fokus des Artikels: Wie geht die ABF mit diesem Dilemma um, wie beurteilen die in der DDR verbliebenen Lehrkräfte die Westmigration ihrer Kolleginnen und Kollegen und welche Motive für das Verlassen der DDR lassen sich bei den migrierten ABF Dozentinnen und Dozenten herauskristallisieren? Dabei werden Gründe und Begründungen für „Republikflucht“ aus den Reihen der „Schmiede“ aus unterschiedlichen Perspektiven – einer institutionellen, die nicht unabhängig von einer gesellschaftspolitischen bzw. zeithistorischen Betrachtungsweise zu sehen ist, und einer biografischen – beleuchtet und miteinander in Beziehung gesetzt.¹ Bevor auf Ergebnisse aus dem empirischen

1 Die nachfolgend präsentierten empirischen Befunde zur Westmigration aus den Reihen des Lehrkörpers der ABF Greifswald gehen auf das laufende, von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) geförderte Projekt „Die Arbeiter-und-Bauern-Fakultät (ABF) Greifswald. Eine biografische Institutionenanalyse“ zurück, das von Prof. Dr. Ingrid Miethe (Evangelische Fachhochschule Darmstadt) geleitet wird und in dem Autor und Autorin dieses Artikels als wissenschaftliche Mitarbeiter(innen) tätig sind. In der Studie wird einerseits auf historische Archivrecherchen und die Analyse von Sach- und Personalakten, die zusätzlich statistisch aufbereitet wurden, zurückgegriffen. Andererseits werden schriftliche

Beispiel der ABF Greifswald näher eingegangen wird, folgt nach Begriffsklärungen ein allgemeiner Überblick zur Struktur und zum Umfang von Westmigrationen für den Zeitraum 1949 bis 1961 unter besonderer Berücksichtigung der Berufsgruppe der Pädagoginnen und Pädagogen.

2. Westmigration oder Republikflucht?

Flucht oder Abwanderung aus der SBZ/DDR, ob auf legalem oder illegalem Weg, setzte nicht erst mit der Verankerung des Straftatbestandes der „Republikflucht“ im DDR-Recht 1958 (vgl. Werkentin 1998) ein², sondern war eine kontinuierliche Erscheinung nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges. Allerdings änderten sich im Laufe der Zeit sowie je nach Betrachtungsperspektive die Begrifflichkeiten, die außerdem zumeist nur einen Teilbereich des Gesamtphänomens umschrieben. So beinhaltet etwa der Terminus der *Flucht* in seinen verschiedenen Varianten und Verwendungsweisen³ keine legalen Ausreisen, während der entgegengesetzte Begriff der *Übersiedlung* allein das legale per Ausreisegenehmigung legitimierte Verlassen der DDR ausdrückt und den politischen Druck, repressives Vorgehen gegen Ausreisewillige und systemkritische Personen oder ähnliches ausblendet und insofern die Westmigration ebenso einseitig erscheinen lässt. Genauso problematisch ist es, von „illegalen Grenzgängern“ zu sprechen, wie mitunter in offiziellen Dokumenten oder Statistiken zu lesen ist (vgl. Heidemeyer, 1994), da sich dieser Begriff lediglich auf die Gesetzgebung der DDR bezieht. Eine weitere begriffliche Unschärfe besteht darin, dass in Statistiken der Bundesrepublik vor allem bis zum Jahr 1950 vielfach nicht zwischen Vertriebenen aus den ehemaligen deutschen Ostgebieten und einheimischen Bewohnern der SBZ/DDR, die sich zum Verlassen des Staates entschlossen hatten,

Lebensläufe und andere „Ego-Dokumente“ textanalytisch ausgewertet. Neben verschriftlichten Dokumenten werden narrativ-biografische Interviews, die mit Lehrkräften der ABF Greifswald geführt wurden, sowohl soziologisch als hermeneutische Fallrekonstruktionen (Rosenthal 1995) als auch historisch – im Sinne der Oral-History – ausgewertet. Das konkrete methodische Vorgehen ist nachzulesen in Miethe/Schiebel (2008).

- 2 Das politische Strafrecht der DDR wurde im Verlauf der 1950er Jahre entscheidend verändert. Enthielt die Verfassung der DDR noch das Recht auszuwandern (Artikel 10 der DDR-Verfassung von 1949), das freilich auch bei Personen, die beim Fluchtversuch festgenommen wurden, ausgehebelt werden konnte (vgl. Werkentin 1998, 44), so drohte Fluchtwilligen ab 1957 explizit eine Haftstrafe. Das wurde zum einen durch eine Novellierung des Passgesetzes (1957) und zum anderen durch die Verabschiedung eines neuen Strafgesetzes, des so genannten Strafrechtsergänzungsgesetzes (StEG), im Februar 1958 markiert. Darin war der Tatbestand der Republikflucht enthalten, der später wieder gestrichen und 1968 durch den § 213: „Ungesetzlicher Grenzübertritt“ ersetzt wurde. Demnach bestand die Möglichkeit, in „schweren Fällen“ langjährige Freiheitsstrafen zu verhängen. Der „Erfolg“ dieses strafpolitisch verschärften Kurses gegenüber Ausreisewilligen zeigte sich in einem beträchtlichen Anstieg der Verhaftungszahlen innerhalb eines Jahres (von 22.760 Fällen im Jahr 1957 auf 31.850 im Jahr 1958). Die grundsätzliche Illegalität des Verlassens der DDR wurde im Laufe der 1980er Jahre teilweise relativiert, z.B. aus Gründen der Familienzusammenführung. Einige migrationswillige DDR-Bürger(innen) wählten aufgrund dieser Situation nicht die Möglichkeit einer oft sehr langwierigen und vielfach am Ende erfolglosen offiziellen Antragsprozedur, sondern sie verließen die DDR illegal durch Flucht oder nutzen Reisen als Ausreisegenenheit, womit sie nach DDR-Recht den Straftatbestand der Republikflucht erfüllten (vgl. Mohr 1971).
- 3 Im politischen, alltäglichen oder auch wissenschaftlichen Sprachgebrauch der Bundesrepublik Deutschland wurden Bürger(innen), die die SBZ/DDR verlassen hatten, als Flüchtlinge oder auch Sowjetzonenflüchtlinge bezeichnet. In der SBZ/DDR wurde auch der Begriff der *Flucht* verwendet, dort jedoch zu meist als *West-* oder *Republikflucht* umschrieben.

differenziert wird. Hintergrund ist das Bundesvertriebenengesetz von 1953, auf dessen Grundlage auch zugewanderte DDR-Bürger(innen) – als anerkannte politische (Sowjetzonen-)Flüchtlinge – finanzielle Vergünstigungen beanspruchen konnten. So heißt es im Bundesvertriebenengesetz in Paragraph 3, Absatz 1:⁴

Sowjetzonenflüchtling ist ein deutscher Staatsangehöriger oder deutscher Volkszugehöriger, der seinen Wohnsitz in der sowjetischen Besatzungszone oder im sowjetisch besetzten Sektor von Berlin hat oder gehabt hat und von dort vor dem 1. Juli 1990 geflüchtet ist, um sich einer von ihm nicht zu vertretenden und durch die politischen Verhältnisse bedingten besonderen Zwangslage zu entziehen. Eine besondere Zwangslage ist vor allem dann gegeben, wenn eine unmittelbare Gefahr für Leib und Leben oder die persönliche Freiheit vorgelegen hat. Eine besondere Zwangslage ist auch bei einem schweren Gewissenskonflikt gegeben. Wirtschaftliche Gründe sind als besondere Zwangslage anzuerkennen, wenn die Existenzgrundlage zerstört oder entscheidend beeinträchtigt worden ist oder wenn die Zerstörung oder entscheidende Beeinträchtigung nahe bevorstand.

Im vorliegenden Artikel wird der Begriff der Migration mit und ohne Richtungsangabe „West“ verwendet, da er umfassend und neutral ist⁵. Obwohl weder im DDR- noch im bundesrepublikanischen Sprachgebrauch die Bezeichnung Migrant bzw. Migrantin für Zuwanderer oder Zuwanderin aus der SBZ/DDR üblich war und genauso wenig den Selbstbeschreibungen dieser Personengruppe entspricht, ist doch der Vorgang der Abwanderung soziologisch gesehen durchaus als Migration zu begreifen und wird in wissenschaftlichen Untersuchungen daher auch des Öfteren verwendet (vgl. etwa Heidemeyer 1994; Ronge 1986, 1991; Pratsch/Ronge 1985).

2.1 Ost-West-Wanderungsbewegungen im Licht der Statistik

Schon kurz vor Ende des Zweiten Weltkriegs und mit dem Vordringen der Sowjetischen Roten Armee auf das Gebiet des damaligen Deutschen Reiches flohen viele Einwohner deutscher Nationalität aus den Gebieten östlich der Oder-Neiße-Linie in

4 Den in die Bundesrepublik zugewanderten (Heimat-)Vertriebenen und ehemaligen DDR-Bürgern wurden im Unterschied zu anderen Migranten relativ weit reichende sozialpolitische Unterstützungsmaßnahmen und Integrationshilfen zur Verfügung gestellt (dazu zählen beispielsweise Arbeitslosen- oder Sozialhilfe, die Zuweisung von Wohnraum, etwa in Übergangwohnheimen sowie Anerkennung von Rentenansprüchen usw.). Diese Bevorzugung gegenüber Zuwanderern anderer Nationalität basiert auf dem im Grundgesetz verankerten bundesdeutschen Staatsbürgerschaftsrecht. Sofern die erforderlichen Anerkennungsverfahren erfolgreich absolviert wurden, stand der Gewährung der oben genannten finanziellen Leistungen nichts im Weg. Neben der Staatsangehörigkeitsprüfung, die bei den Migranten, die gebürtig aus Ostdeutschland stammten, eine reine Formalität darstellte, mussten sich die Zuwanderer einem Aufnahmeverfahren in der Bundesrepublik unterziehen (vgl. Goldbeck 1993; Schumann et al. 1996), deren Genehmigungsquote allerdings schon in den 1950er Jahren sehr hoch lag und sich, insbesondere nach dem Mauerbau, noch erhöhte, so dass selbst formal abgelehnte Zuwanderer vielfach „geduldet“ wurden (vgl. Schumann et al. 1996). Als Ausschlussgründe, die einer Anerkennung als Sowjetzonenflüchtling nach dem Bundesvertriebenengesetz entgegenstehen, werden vor allem die politische Unterstützung des DDR-Regimes, Beteiligung an Verbrechen gegen die Menschlichkeit sowie Bekämpfung der Verfassung der Bundesrepublik Deutschland genannt.

5 Der Sprachgebrauch in den Dokumenten wird jedoch, sofern daraus wörtlich zitiert wird, beibehalten und beispielsweise der Begriff „republikflüchtig“ nicht durch „migriert“ ersetzt.

Richtung Westen. In der unmittelbaren Nachkriegszeit siedelten sich einige dieser Flüchtlinge und so genannte „Heimatvertriebene“ zunächst in der SBZ an, andere zogen weiter westlich und wurden auf dem Gebiet der späteren Bundesrepublik Deutschland sesshaft. Doch blieb die Ost-West-Migration „über den Eisernen Vorhang“ hinweg in die Bundesrepublik Deutschland ein prägender Bestandteil der gesamten Nachkriegsgeschichte. Zwischen 1945 und 1948 wanderten viele Personen über die „grüne Grenze“ zwischen den einzelnen Besatzungszonen, deren quantitativer Anteil nur geschätzt werden kann. Dazu gehörten neben Zivilpersonen auch entlassene deutsche Kriegsgefangene. Zwar erfassten auch die alliierten Militärregierungen Bevölkerungswanderungsbewegungen, doch wurden bei der Erfassung jeweils unterschiedliche Definitionskriterien zugrunde gelegt, so dass für den Zeitraum 1945 bis 1949 keine präzisen Angaben gemacht werden können (vgl. Heidemeyer 1994, 42).

Bis zum Mauerbau 1961 verließen über 2 Millionen Menschen die SBZ/DDR (vgl. Heidemeyer 1994; Schumann et al. 1996; Kowalczyk 2003). Seit der Gründung beider deutscher Staaten im Jahr 1949 wurden Ab- bzw. Zuwanderungen behördlicherseits systematisch registriert: in der Bundesrepublik etwa von den Aufnahmedienststellen in den Aufnahmelagern erstellt, in der Notaufnahmestatistik, in Volkszählungsdaten sowie vom Statistischen Bundesamt in der Wanderungsstatistik erfasst. Allerdings enthalten die vorliegenden Daten eine gewisse Unschärfe, da etwa die Weggegangenen von 1949 bis 1961 mitunter als Flüchtlinge ausgewiesen wurden, obwohl auch in diesem Zeitraum noch legale Ausreisen stattfanden (vgl. Ammer 1989; Zwahr 1994). Eine weitere Schwierigkeit der vorhandenen Datengrundlage ist in der mitunter vorgenommenen Zusammenfassung von Vertriebenen und DDR-Flüchtlingen zu sehen. Von den über zwei Millionen Menschen, die bis zum Jahr 1961 aus der SBZ/DDR migrierten (vgl. Heidemeyer 1994; Schumann et al. 1996), hatten einige bereits Fluchterfahrungen, da sie zu den Vertriebenen bzw. Umsiedlern zählten, deren prozentualer Anteil in der SBZ besonders hoch war und in manchen Ländern, wie etwa Mecklenburg, über 40% betrug (vgl. von Plato 1993). Im SBZ-Handbuch wird die Zunahme der Bevölkerung Mecklenburgs von 1946 im Vergleich zu 1939 mit 52,2 % angegeben (Broszat/Weber 1993, 1070).⁶

Darüber hinaus stellt Heidemeyer (1994) so genannte „Fortschreibungsfehler“ in den Wanderungsstatistiken fest, die auf der Grundlage polizeilicher Melderegister entstanden, die für sich genommen schon fehleranfällig sind und lediglich Momentaufnahmen darstellen, da sie zum Beispiel nicht die Fälle erfassen, in denen Personen nach einem zeitlich begrenzten Aufenthalt (Studium etc.) in die DDR zurückkehrten. Auch die Notaufnahmestatistiken registrierten keine Rückwanderungen oder Fälle

6 Das 1948 in den Westzonen in Kraft tretende Soforthilfegesetz und die damit verbundenen Ansätze der Lastenausgleichspolitik werden in der Literatur (vgl. Bundesministerium des Inneren 1982, 28; Schilling 1985, 184; Schumann 1996, 16) als Anreiz definiert, woraufhin sich ein beträchtlicher Teil der Heimatvertriebenen bessere Lebenschancen in den Westzonen versprach und die SBZ verließ: „Der Anteil weitergewanderter Heimatvertriebener an allen Wegzügen aus der SBZ/DDR war nach Kriegsende am höchsten und sank bis zum Jahr 1954 auf 30,6% und danach kontinuierlich weiter bis auf 22% im Jahr 1960“ (Wirtschaft & Statistik 1961, 521, zit. nach Schumann et al. 1996, 17).

von DDR-Zuwanderern, die keinen Aufnahmeantrag stellten, der die gesetzliche Voraussetzung darstellte, um das Aufnahmeverfahren juristisch einzuleiten.⁷

Trotz der potentiellen Fehlerquellen in den einzelnen Statistiken, lassen sich doch – bei zum Teil etwas unterschiedlichen Zahlenangaben – deutliche Trends herausarbeiten:

Insbesondere in den Jahren, die durch politische Zäsuren gekennzeichnet waren, bzw. in den jeweiligen Folgejahren traten erhöhte Abwanderungen auf. Im Jahr 1950, dem ersten Jahr nach der Gründung der beiden deutschen Staaten, verließen knapp 200.000 Personen die DDR (vgl. Ammer 1989; Zwahr 1994). Mit Beginn des Jahres 1953 (ca. 330.000 Flüchtlinge) setzte bis zum Mauerbau im August 1961 eine erhöhte Ausreise- bzw. Fluchtwelle ein, mit einem Umfang von durchschnittlich 200.000 Personen pro Jahr (vgl. Ammer 1989; Zwahr 1994). Die politischen Ereignisse der 1950er Jahre in der DDR⁸ infolgedessen es zu einer Verschärfung des politischen Kurses kam und verschiedene Disziplinierungsmaßnahmen bis hin zu Verhaftungen durchgeführt wurden, stehen insofern in einem unmittelbaren Zusammenhang mit der Zunahme der Flüchtlingszahlen in diesem Zeitraum, die durch den Bau der Mauer (1961) eingedämmt werden sollten. Kowalczuk (2003, 77) kommt insofern zu dem Schluss, dass „die Geschichte der DDR (...) ohne die permanente Fluchtbewegung nicht erklärbar“ ist.

2.2 Pädagogen verlassen die SBZ/DDR

Auch Pädagogen und Pädagoginnen entschlossen sich, der DDR den Rücken zu kehren. So gibt Hohmann (2000, 14) an, im Zeitraum von 1949 bis 1961 dürften ca. 20.000 Lehrer die DDR verlassen haben. Selbst die in der DDR ausgebildeten Neulehrer, bei denen „unumwundene Loyalität“ (Hohmann, 2000, 17) vorausgesetzt wurde, stellten in dieser Hinsicht keine Ausnahme dar. Vor allem ab dem Jahr 1958 hatten sich die Schulbehörden mit steigenden Zahlen republikflüchtiger Lehrer auseinandersetzen, wobei – nach einer bis 1953 zurückreichenden Statistik der Abteilung Volksbildung im ZK der SED – „der höchste prozentuale Anteil republikflüchtiger Lehrer“ (Geißler 1992, 470) bei Oberschullehrern zu verzeichnen war. Nach Angaben von Geißler (1992) erreichte die Lehrerflucht zum Ende des Jahres 1958 mit 2049 Personen, von denen jeder vierte SED-Mitglied war, ihren vorläufigen Höchststand. Die Zahl sank im Jahr 1959 ab und nahm im Jahr 1960 wieder deutlich zu. Bemerkenswert ist, dass ein Drittel der Flüchtlinge Neulehrer waren (vgl. Geißler 1992, 471).

Die Abwanderung der Pädagogen war für die DDR und das politische System besonders schwerwiegend, oblag doch jener Gruppe die Erziehung der Kinder und Jugendlichen zu „sozialistischen Persönlichkeiten“. Somit bedeutete jede westmigierte Lehrkraft in mehrfacher Hinsicht eine Einbuße und Belastung für die DDR:

⁷ Der Anteil derjenigen, die kein Aufnahmeverfahren durchliefen, wurde vom Bundesvertriebenenministerium im Jahr 1956 auf 10-15% geschätzt (vgl. Heidemeyer 1994, 41). Zu den Anerkennungsverfahren vergleiche auch Fußnote 4.

⁸ Hierunter sind folgende zeithistorische Ereignisse zu verstehen: 17. Juni 1953, Ungarnaufstand 1956/57, Revisionismus, Kollektivierung der Landwirtschaft, Kampf gegen die Junge Gemeinde/Kirche sowie justizielle Veränderungen im Umgang mit systemkritischen und/oder Ausreise willigen Personen.

- (1) in ökonomischer Hinsicht, da die Investitionen in ihre Ausbildung verloren waren (bei Lehrkräften, die in der SBZ/DDR ausgebildet worden waren, wie etwa die Neulehrer),
- (2) in schulorganisatorischer Hinsicht, da der Mangel an Lehrkräften ausgeglichen und ein regelmäßiger Schulunterricht gewährleistet werden musste, und
- (3) in politisch-ideologischer Hinsicht, weil jede Westmigration eine „erhebliche Niederlage im Kampf gegen den ‚Klassenfeind‘“ (Hohmann, 2000, 21) darstellte.

Aus diesem Grund wurde zunächst seitens der Schulbehörden versucht nachzuweisen, dass es sich bei den Geflüchteten um Personen mit „dunkler Vergangenheit“, etwa ehemalige NSDAP- oder SA-Mitglieder oder Personen mit krimineller Vorgeschichte (vgl. Hohmann 1997a, b, 2000) gehandelt habe.⁹ Der Tatsache, dass sich besonders viele junge Leute unter den republikflüchtigen Lehrern befanden, auf die diese Merkmale gar nicht zutreffen konnten, standen die DDR-Staatsorgane insgesamt recht hilflos gegenüber. Die eingeleiteten Maßnahmen, sowohl politische als auch ökonomische, erwiesen sich durchgängig als erfolglos und konnten die Abwanderung der Pädagogen nicht stoppen.

Zu den Maßnahmen zählten sowohl präventive als auch Maßnahmen post festum. So wurden Versammlungen, auf denen Genossen mit hohem politisch-ideologischen Niveau über die tatsächlichen Verhältnisse in Westdeutschland sprechen sollten, durchgeführt, mit dem Ziel, falschen Eindrücken und feindlichen Argumenten von vornherein entgegenzutreten. Des Weiteren wurde auf Versammlungen mit den Sicherheitsorganen das Ziel verfolgt, „Aufklärung zu geben über die verbrecherische Arbeit und die Methoden der westlichen Agentenzentralen und das Vertrauen unserer Universitätsangehörigen zu den Sicherheitsorganen zu stärken.“ (Connelly 1994, 337) Außerdem wurde versucht, die Intelligenz mit der Beschaffung von angemessenem Wohnraum, aber auch mit der Entwicklung eines den Wünschen der Intelligenz entsprechenden geistigen und kulturellen Lebens (etwa Bildung von Klubs) in der DDR zu halten (vgl. Connelly 1994, 342 f.). Geißler (1992, 473) nennt bei den Maßnahmen zusätzlich vor allem die finanziellen Anreize (Erhöhung der Gehälter, Vergabe von Titeln, Geldzulagen, verbesserte Altersversorgung), die neben der Verbesserung der

9 Damit ist allerdings nicht ausgeschlossen, dass unter den migrierten Lehrkräften auch Personen waren, die eine NS-Belastung aufwiesen und aus Angst vor bzw. in Erwartung von Konsequenzen für ihr Verhalten während des Nationalsozialismus die SBZ/DDR verließen, da dort die Entnazifizierungsbestrebungen vergleichsweise rigoros gehandhabt wurden. In der SBZ wurde die Entnazifizierung von allen vier Besatzungszonen am rigorosesten durchgeführt. Von den drei westlichen Besatzungszonen wurde die Entnazifizierung in der US-amerikanischen (dazu zählen u.a. Bayern, Hessen und Baden-Württemberg) am umfassendsten und stringentesten durchgeführt – obwohl auch dort schon Ende der 1940er Jahre viele ehemalige NSDAP-Mitglieder, nachdem sie „entnazifiziert“ waren, wieder in öffentlichen Ämtern und Ministerien eingestellt wurden. Als prominentes Beispiel dafür kann der mit Beginn der Adenauer-Regierung amtierende Ministerialdirigent im Bundeskanzleramt, Hans Globke, der ab 1953 als Staatssekretär tätig war, angesehen werden. In der US-amerikanisch besetzten Zone waren beispielsweise im Land Hessen 34% der öffentlichen Bediensteten wegen politischer Belastung entlassen worden, von denen alle bis auf 2% nach der Entnazifizierung wieder eingestellt worden waren. In bayrischen Ministerien waren nach einer amtlichen Statistik aus dem Jahr 1948 von den 49.121 dort zu diesem Zeitpunkt beschäftigten Beamten 41,5% ehemalige Nationalsozialisten, wohingegen der Prozentsatz der dort tätigen Angestellten mit 21,2% demgegenüber relativ niedrig lag (vgl. Niethammer, 1972). Im Vergleich dazu wurde die Entnazifizierung in der britischen und französischen Besatzungszone nicht mit derselben Intensität betrieben. Vergleiche zur unterschiedlichen Handhabung des Entnazifizierungsprozesses in den vier Besatzungszonen insgesamt Benz (2005).

Reisemöglichkeiten ins sozialistische Ausland geschaffen wurden. Zu den Maßnahmen post festum zählt die von Connelly (1994, 342f.) erwähnte Schaffung von Kommissionen an den Universitäten und Hochschulen zur Rückführung von Republikflüchtigen.

Dieser DDR-weite Trend, dass Pädagogen die Republik verließen und sich in Westdeutschland ansiedelten, betraf auch den Kreis Greifswald. Hohmann weist hinsichtlich der westmigrierten Lehrer und Erzieher für den Zeitraum vom 01.08.1952 bis 13.08.1961 die Zahl von 107 Pädagogen für diesen Kreis aus. Als Gesamtzahl für die im Kreis in diesem Zeitraum beschäftigten Erzieher und Erzieherinnen findet sich die Zahl von 649 (Hohmann, 2000, 14), das heißt, dass etwa ein Sechstel aller erzieherisch tätigen Personen aus dem Kreis Greifswald gen Westen migrierten.

3. Das empirische Beispiel der ABF Greifswald

Die Arbeiter-und-Bauern-Fakultäten (ABF) waren Bildungsinstitutionen der Nachkriegszeit in der Sowjetischen Besatzungszone und frühen DDR. Das erklärte Ziel der ABF war es, „... befähigte Bewerber aus Arbeiter- und Bauernkreisen auf das Hochschulstudium vorzubereiten ...“¹⁰ Es waren also Einrichtungen des Zweiten Bildungsweges, die ihren Absolventen das Ablegen des Abiturs ermöglichten. Allerdings wurde parallel zu diesen bildungspolitischen Zielsetzungen seitens der SED das Ziel verfolgt, mithilfe der ABF auch einen systemloyalen Nachwuchs an zukünftigen Führungskräften der Politik und Verwaltung zu schaffen. Am Beispiel der ABF Greifswald kann gefragt werden, wie eine Bildungsinstitution mit hohem politischen Anspruch mit der Westmigration ihrer Angehörigen umgeht, stellte doch der Weggang von Lehrerinnen und Lehrern nicht nur im Hinblick auf den Bildungsbetrieb eine Herausforderung für die ABF dar. Als ausgebildete pädagogische Fachkräfte waren sie einerseits nur schwer zu ersetzen. Andererseits stellte die „Republikflucht“ dieser Personengruppe, die die Studierenden zu systemloyalen Nachwuchskräften erziehen und die als Erzieher eine politische und moralische Vorbildfunktion erfüllen sollte, auch die Legitimationsgrundlagen der ABF bzw. der DDR insgesamt infrage.

Im Folgenden wird der Frage nachgegangen, wie sich die Westmigration aus den Reihen der Lehrkräfte der ABF Greifswald darstellt. Zunächst wird ein statistischer Überblick zum quantitativen Umfang, zum Ausmaß und zu den Zeitpunkten sowie zu den sonstigen Besonderheiten der Abwanderung von Dozenten der Institution gegeben (3.1). Anschließend stehen Gründe für Westmigrationen des ABF-Lehrkörpers und der institutionelle Umgang damit im Zentrum der Aufmerksamkeit (3.2), um daraufhin anhand zweier kontrastierender biografischer Fallbeispiele Begründungsmuster sowohl für den Weggang als auch für den Verbleib an der ABF und in der DDR herauszuarbeiten (3.2.1). Schließlich werden die Einschätzungen der Lehrkräfte, die an der ABF blieben, zur Westmigration ihrer Kolleginnen und Kollegen dargestellt (3.2.2) und die Ergebnisse im Fazit zusammengefasst.

3.1 Statistischer Überblick

Das Problem der Westmigration musste auch die ABF Greifswald verkraften. 16 Dozenten und Dozentinnen, d.h. 12,4% aller Lehrkräfte, sind während ihrer Anstel-

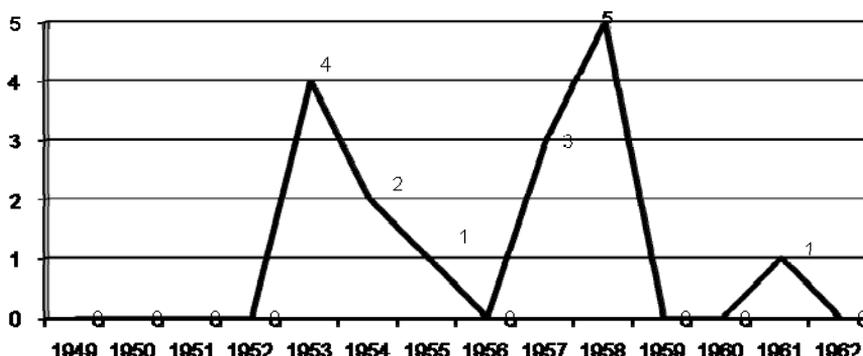
¹⁰ „Richtlinien für die Arbeiter- und Bauernfakultäten“ vom 21.05.1949 (Forum 3 (1949), Nr. 7, 263).

lung an der ABF „republikflüchtig geworden“. Wir konzentrieren uns im Folgenden auf diese 16 Fälle von ABF-Lehrkräften, die während ihrer Zeit an der Bildungsinstitution in die Bundesrepublik migrierten. Diese Fälle sind besonders interessant, weil bei ihnen ein möglicher Zusammenhang zwischen der Westmigration und ihrer Tätigkeit an der ABF besteht und der Umgang der Institution mit dem Weggang dieser Lehrkräfte deutlich gemacht werden kann.

3.1.1 Westmigration – Zwei Wellen

Stellt man die Fälle der Westmigration auf die Jahre verteilt dar, so ergibt sich folgende Grafik:

Diagramm 1: Anzahl Westmigration/Jahr



Es wird deutlich, dass sich über den Zeitverlauf zwei Wellen von Westmigration ausmachen lassen. In den Jahren 1953 bis 1955 haben sieben Lehrkräfte der ABF Greifswald die DDR verlassen. Diese Fälle müssen mit den politischen Ereignissen des Jahres 1953, d.h. den politischen Säuberungen in der Partei, nämlich die Fälle Herrstadt und Zaisser, den Ereignissen des 17. Juni 1953 (vgl. Malycha 1997, 39 ff.) und der einsetzenden Remilitarisierung¹¹ 1952 im Zusammenhang gesehen werden. Die nächste Welle betrifft die Jahre 1957/1958. Im Zusammenhang mit dem Mauerbau verließ eine weitere Lehrkraft die DDR. Sie weilte zum Zeitpunkt des Mauerbaus „illegal“ in (West-)Berlin und fürchtete die Wiedereinreise,¹² da dadurch der „Verstoß“ bekannt geworden wäre. Im Zeitraum nach 1956 migrierten neun Mitglieder des Greifswalder ABF-Lehrkörpers. Dies ist die Zeit des Revisionismus.¹³ Schauprozesse

11 Die Remilitarisierung setzte 1952 mit der Gründung der Gesellschaft für Sport und Technik (GST), der Kasernierten Volkspolizei (KVP) 1952 und mit der Gründung der Kampfgruppen 1953 ein (vgl. DDR-Handbuch, 725; Weber 1991, 48).

12 Vgl. Interview mit Herrn Z. vom 26.03.2001.

13 Mit „Revisionismus“ ist eine innerparteiliche „Säuberungsaktion“ in der DDR infolge der Geheimrede Chruschtschows auf dem XX. Parteitag der KPdSU gemeint. Nach seiner Rede kam es vor allem in Un-

und öffentlich verhandelte Formen von Degradierung schürten die Angst vor Repressalien und führten dazu, dass eine beachtliche Zahl von Lehrkräften die DDR verließ. Dies spiegelt sich auch in der Gesamtsituation der ABF in der DDR wider. DDR-weit verließen 2,8% aller ABF-Lehrkräfte den „Arbeiter-und-Bauern-Staat“.¹⁴ Weist Geißler (vgl. 1992, 471) unter den westmigrierten Pädagogen einen Anteil von 25 % SED-Mitgliedern nach, so ist für unser Beispiel zu konstatieren, dass ein hoher Anteil, nämlich neun der sechzehn ABF-Lehrkräfte (56,3%), der Westmigranten ein SED-Parteibuch besaßen.

3.1.2 Fächerspektrum der Westmigranten

Neben der Betrachtung der Fälle von Westmigration in den einzelnen Jahren ist es ebenfalls interessant, die Verteilung der Westmigranten nach ihren Unterrichtsfächern vorzunehmen. Man erhält folgende Übersicht:

Mathematik/ Naturwissenschaften	Sprachen	Sport
10	4	2

Tabelle 1: Westmigration nach Fachgruppen

Auffallend ist, dass keine Lehrkraft, die gesellschaftswissenschaftliche Fächer unterrichtete, die DDR verlassen hat. Weiterhin wird deutlich, dass mit zehn Personen ein großer Anteil an Naturwissenschaftlern „republikflüchtig“ geworden ist. Naturwissenschaftlich ausgebildete Lehrkräfte hatten in der Bundesrepublik Deutschland bessere Chancen auf Einstellung, da sie eher politisch „neutrale“ Fächer unterrichteten.¹⁵

garn und Polen zu Unruhen, in der DDR waren es in erster Linie Intellektuelle, die in diesem Zusammenhang eine Reform des DDR-Sozialismus forderten. Hier sind die Gruppen um Wolfgang Harich und Walter Janka zu nennen. Im Politbüro selbst stand Walter Ulbricht mit Karl Schirdewan eine Persönlichkeit gegenüber, die eine Änderung des politischen Kurses gefordert hatte (Weber 1988, 92). Woywodt (2000, 75) weist für Jena ebenfalls auf eine „Fluchtbewegung“ im Zusammenhang mit den Ereignissen des XX. Parteitages der KPdSU und dem Ungarnaufstand 1956 hin. Auch an der ABF Jena lassen sich insgesamt 16 Fälle, i.e. 7,4 % aller Lehrkräfte, von Westmigranten finden.

14 „Einschätzung der Situation an den ABF am Ende des SJ 1957/58“ vom 30.06.1958 (SAPMO-BArch, DY 30/ IV 2/ 9.04, 466, Bl. 109-114, hier Bl. 112).

15 Die Anerkennung „sowjetzonalen“ Lehrerexamen in der Bundesrepublik Deutschland wird von der Kultminister-Konferenz mit Beschluss vom 04.04.1959 geregelt. Prinzipiell wird dabei unterschieden, ob die Lehrer-Flüchtlinge vor oder nach dem 08.05.1945 ihre Ausbildung erhielten. Examen mit beiden Lehrerprüfungen, die vor dem 08.05.1945 abgelegt wurden, und Examen mit der Zweiten Lehrerprüfung bis zum 31.12.1950 wurden in vollem Umfang anerkannt. Erfolgte die Zweite Lehrerprüfung nach dem 31.12.1950 in der SBZ, konnte diese „nach den in den Ländern der Bundesrepublik geltenden Bestimmungen“ abgelegt werden. Bei den Hinweisen für die zusätzliche Ausbildung findet sich der prinzipielle Hinweis, dass die Lehrer, deren Examina nicht in vollem Umfang anerkannt werden konnten, „individuell zu behandeln“ seien. Lediglich bei den Mittelstufenlehrer wird auf die besonderen Erfordernisse in der Ausbildung hinsichtlich des Unterrichtsfaches hingewiesen: „Dauer und Art der Ausbildung sind unter Berücksichtigung des bisherigen Bildungsganges des Bewerbers und der besonderen Erfordernisse der gewählten Studienfächer festzulegen.“ (Beschluss der Kultminister-Konferenz vom 04.04.1959, Anhang des Schreibens der Ständigen Konferenz der Kultusminister der Länder in der Bundesrepublik an das Bundesministerium für gesamtdeutsche Fragen vom 08.05.1959, BArch, B 137, 1117, n.p.). Die sowjetzonalen Hochschulexamen der Zahnheilkunde wurden schon 1954 anerkannt (vgl. Schreiben des Bundesministers des Innern an E. Lehmann vom 04.03.1954 betreffend der Bewertung sowjetzonaler Hochschulexamen in der Bundesrepublik, BArch, B 137, 1135, 1, n.p.).

Darüber hinaus weisen sie zum größten Teil keine hohe Identifikation mit der Institution auf,¹⁶ weil sie sich – im Unterschied zu ihren gesellschafts- oder geisteswissenschaftlich orientierten Kolleginnen und Kollegen – weniger oder gar nicht für die gesellschaftspolitischen Belange und Ansprüche der ABF interessierten. Aufgrund der Betrachtung der Westmigration im Zusammenhang mit dem Fächerspektrum lässt sich vermuten, dass gesellschaftswissenschaftlich qualifizierte Lehrkräfte der ABF eher die Handlungsdisposition zeigten, sich in die Institution einzubringen und mit dem politischen Anspruch der ABF (kritisch) auseinanderzusetzen, als die DDR zu verlassen. Diese Strategie ist bei ihren naturwissenschaftlich qualifizierten Kollegen offensichtlich nicht bzw. in weitaus geringerem Maße anzutreffen. Aus diesem Grunde mag es dieser Personengruppe besonders schwer gefallen sein, sich den politischen Rahmenbedingungen und Loyalitätsbekundungen anzupassen, die die Institution ABF, vor allem in Krisenzeiten, von ihren Angehörigen erwartete.

3.1.3 Verteilung der Westmigration nach dem Geburtsjahr der Lehrkräfte

Wird das Jahr der Flucht mit dem Geburtsjahr¹⁷ der Lehrkräfte in Verbindung gebracht, so ergibt sich die folgende Aufstellung:

Geburt vor 1920	Geburt 1920-1930	Geburt nach 1930
8	7	1

Tabelle 2: Westmigration nach Geburtsjahr

Acht Personen sind vor 1920 geboren, sieben im Zeitraum von 1920-1930 und eine nach 1930. Diese Aufstellung korrespondiert mit der Unterscheidung nach der Ausbildungszeit und -art der Lehrkräfte, da davon ausgegangen werden kann, dass die Lehrkräfte, die zwischen 1920-1930 geboren wurden, entweder eine vor 1945 begonnene und in der SBZ/DDR fortgesetzte pädagogische Ausbildung absolvierten oder aber gänzlich in den Bildungseinrichtungen der DDR studierten. Im ersten Fall sind Personen gemeint, deren (Aus-)Bildung durch den Krieg nicht unterbrochen oder verhindert war. Zur zweiten Gruppe – die ebenfalls acht umfasst – zählen Personen, die ihre Schulbildung mit dem Jahr 1945 und später abschlossen und dann ausschließlich in Bildungsinstitutionen der SBZ/DDR (Pädagogische Fakultät, Lehrerstudium der DDR) ihre Hochschulbildung erhielten.

Setzt man die Verteilung der Ausbildungsarten mit den oben benannten Migrationswellen in Beziehung, so lässt sich folgendes detailliertes Bild zeichnen:

¹⁶ Diese Aussage basiert auf den Ergebnissen der hermeneutischen Fallrekonstruktionen und der Entwicklung einer genetisch-strukturalen Typologie zur biografischen Bedeutung der ABF für die Lehrkräfte, die entlang der Frage „Identifikation mit der Institution“ im Projektzusammenhang entwickelt wird. Es würde den Rahmen des Aufsatzes sprengen, an dieser Stelle detaillierter auf die drei gefundenen Typen und ihre konstitutiven Elemente einzugehen.

¹⁷ Aus Gründen der Anonymisierung ist für diese Darstellung auf die genauen Geburtsdaten verzichtet worden. Die Betrachtungen beziehen sich hier lediglich auf Geburtskohorten.

	Westmigration vor 1956	Westmigration nach 1956
Ausbildung vor 1945	3	5
Ausbildung in der DDR	4	4

Tabelle 3: Kreuztabelle Ausbildung/ Migrationswellen

Es wird deutlich, dass sich die Wellen der Westmigration in den 1950er Jahren in der Verteilung, ob die Ausbildung bereits vor 1945 abgeschlossen wurde oder erst in der DDR erfolgte, nicht unterscheiden. Die zweite Gruppe, d.h. nach 1945 ausgebildete Lehrkräfte, weist eine ähnliche hohe Verteilung von „Republikfluchten“ auf wie die vor 1945 Ausgebildeten. Es scheint eindeutig, dass sich für die ABF Greifswald für die einzelnen Fluchtwellen kein Unterschied in der Fluchtbereitschaft der Generationen feststellen lässt. In beiden Fluchtwellen ist die Verteilung der Geburtenjahrgänge gleich. Vor 1956 verlassen aus der Generation der vor 1920 Geborenen vier Lehrkräfte und drei der Generation „1920-1930 geboren“ die DDR. Dies ist kein großer Unterschied bei einer Gesamtzahl von sieben Westmigrationen für die erste Welle. Nach 1956 fliehen fünf Angehörige des Lehrkörpers der älteren Generation und vier der jüngeren ABF-Dozenten.

3.2 Gründe für Westmigration durch Lehrkräfte der ABF Greifswald und der institutionelle Umgang damit

Im Folgenden sollen die möglichen Gründe und Begründungen herausgearbeitet werden, die die Dozenten der ABF Greifswald veranlassten, die DDR zu verlassen sowie die Begründungen, die innerhalb der Bildungseinrichtung dafür gefunden und thematisiert wurden. In diesem Zusammenhang werden sowohl Informationen aus Akten herangezogen als auch auf Interviewmaterial zurückgegriffen. Deutlich wird, dass sich die Funktionsträger der ABF allgemeiner, zu dieser Zeit üblicher Begründungs- und Argumentationsmuster, bedienen.

Die Ursachen der „Republikflucht“ bei den Lehrkräften wie auch bei Wissenschaftlern wurden in den fünfziger Jahren durch die „Sicherheitsorgane“ der DDR vor allem mit Abwerbungsaktivitäten durch den Westen (sog. „organisierte Feindarbeit“) begründet (vgl. Connelly 1994; Geißler 1992; Hohmann 1997a, b, 2000). Darüber hinaus etablierte sich die Praxis innerhalb der zuständigen DDR-Staatsorgane, die Motive für ein Verlassen der DDR weitgehend zu ignorieren. Selbst beim Vorliegen von Abschiedsbriefen mit expliziten und eindeutigen Begründungen wurden vor allem Abwerbungsaktivitäten der Bundesrepublik Deutschland als Migrationsursachen in den Dokumenten notiert (vgl. Hohmann 1997a, b, 2000).

Zur Motivierung der Westmigration hielt man in der Abteilung Wissenschaften des ZK der SED fest, dass die politische Loyalität von den migrierten Lehrkräften schwer zu erbringen war. Dies wird vor allem in der Formulierung deutlich, dass Lehrkräfte Probleme „hinsichtlich der sozialistischen Erziehung“ hätten: „Die Mehrheit von ihnen ‚begründete‘ das damit, daß sie nicht in der Lage seien, den an sie gestellten Forderungen hinsichtlich der sozialistischen Erziehung gerecht zu werden. [...] Eine Massierung ergibt sich an der ABF Greifswald, wo sowohl Abwerbung

durch seit Jahren republikflüchtige ehemalige Lehrkräfte als auch gewisse Überprüfungen die Ursache zu sein scheinen.“¹⁸

Die unterstellten Abwerbungsversuche der Lehrkräfte lassen sich in den Dokumenten der ABF Greifswald beispielsweise in solchen Formulierungen wie „... mehr oder weniger offenen Aufforderungen des Lemmer-Ministeriums ...“¹⁹ finden. Die „Meldung“ über eine „Republikflucht“ erfolgte im internen Schriftwechsel der Kaderabteilung der Universität nach einem festgesetzten Schema. In den Dokumenten finden sich nach einer Kurzbeschreibung des „Republikflüchtigen“, welche die Angaben über Name, Adresse, Familienstand, soziale Herkunft, erlernten Beruf, Dienststellung, Zeitpunkt der Zugehörigkeit zur Universität und Parteizugehörigkeit enthielt, folgende thematische Abschnitte: „Kurze Einschätzung“, „Vermutbare oder tatsächliche Gründe“ und „Welche Maßnahmen wurden getroffen?“²⁰

Während aus Sicht der DDR-Führung vor allem die gezielten Abwerbungsversuche seitens der Bundesrepublik als Beweggründe, die DDR zu verlassen, angeführt wurden, thematisieren Lehrkräfte der ABF Anwerbungsversuche des MfS und die Verpflichtung zur Zusammenarbeit mit den „Sicherheitsorganen“ als konkreten Anlass zur Westmigration. Dies trifft für die ABF-Dozenten Heinrich U. und Otto B. zu.²¹ Während jener eine schriftliche Verpflichtung zur Zusammenarbeit abgab, erklärte sich dieser nur mündlich dazu bereit, Einschätzungen und Berichte zu geben.²² In beiden Fällen erfolgte die Westmigration kurze Zeit nach der Verpflichtung. Der ABF-Dozent U. ist bereits dreizehn Tage nach seiner Verpflichtung in die Bundesrepublik Deutschland gegangen.²³ Von dort schrieb er Briefe an seine in der DDR lebenden Verwandten, um sie über seine Entscheidung zu informieren. Darin legt er seine Beweggründe dar:

*Ja, da staunst Du, liebe Tante. Mit einem Schlage alles aufgeben, Existenz, Beruf u(nd) Heim. Aber es mußte sein. Ich sollte gemeine Spitzeldienste für den Staatssicherheitsdienst leisten. Was das bedeutet weißt du wohl. Da habe ich keine andere Wahl gehabt. [...] So werden unschuldige Menschen ins Unglück gejagt.*²⁴

18 „Einschätzung der Situation an den ABF am Ende des SJ 1957/58“ vom 30.06.1958 (SAPMO-BArch, DY 30/ IV 2/ 9.04, 466, Bl. 109-114, hier Bl. 112).

19 Protokoll der Direktionssitzung vom 02.07.1958, UAG, ABF I/ 2, 3, n.p. Ernst Lemmer (1898-1970) leitete das bundesrepublikanische Ministerium für gesamtdeutsche Fragen von 1957 bis 1962 (Brockhaus, Bd. 13, S. 278).

20 Vgl. die Unterlagen in den entsprechenden Personalakten (PA) im UAG.

21 Vgl. hierzu die Vorgänge in den Akten der BStU, MfS, BV Rostock, AIM 245/53 (PA) und BStU, MfS, BV Rostock, AIM 89/57 (PA)

22 Nach Angaben der Mitarbeiterin der BStU, Außenstelle Rostock, reichen die Vorgänge in der Personalakte und das konkludente Handeln Otto B.s aus, ihn als GI (Geheimen Informator) einzuordnen. Den Normalfall einer Übereinkunft über die Zusammenarbeit mit dem MfS bildet die schriftliche Verpflichtung, vor allem bei Mitgliedern der Intelligenz wurde darauf aber auch verzichtet.

23 Schriftliche Verpflichtung des ABF-Dozenten Heinrich U. vom 17.7.1953, BStU, MfS, BV Rostock, AIM 245/53 (PA), Bl. 25; Aktenvermerk über die Republikflucht U.s vom 10.09.1953, BStU, MfS, BV Rostock, AIM 245/53 (PA), Bl. 30. Heinrich U. ist nach eigenen Angaben in Briefen, die vom MfS abgefangen wurden, schon am 01.08.1953 mit seiner Familie nach West-Berlin gegangen, BStU, MfS, BV Rostock, AIM 245/53 (PA), Bl. 33.

24 Brief Heinrich U.s an seine Tante vom 04.09.1953 BStU, MfS, BV Rostock, AIM 245/53 (PA), Bl. 33.

Inwieweit die Zusammenarbeit mit dem MfS Auslöser für die Westmigration oder aber eine Forcierung eines schon vorhandenen Fluchtgedankens darstellte, kann anhand der überlieferten Akten für diesen Fall nicht beurteilt werden. Die Westmigration Otto B.s erfolgte ein halbes Jahr nach seiner Verpflichtung.²⁵ In dieser Zeit wurde er auf einer SED-Parteiversammlung dekonspiriert, woraufhin er die Zusammenarbeit mit dem MfS nicht mehr in der bis dahin durchgeführten Konsequenz erledigte und zu den vereinbarten Treffen mit seinem Führungsoffizier nicht mehr erschien.²⁶ Nach der erneuten „Verbindungsaufnahme“²⁷ durch das MfS am 25.01.1957 migrierte Otto B. zwei Tage später und verließ nicht nur die DDR, sondern auch seine Frau. Ist im Fall Heinrich U. die gesamte Kleinfamilie in die Bundesrepublik gegangen, bleibt Frau B. in der DDR und soll ihren Mann im Auftrage des MfS davon überzeugen, in die DDR zurückzukehren.²⁸

Um den argumentativen Umgang mit der Westmigration ihrer Lehrkräfte durch Vertreter der Institution detaillierter aufzuzeigen, wird nachfolgend der Fall der ABF-Lehrkraft S. betrachtet. Auf der Direktionssitzung vom 2. Juli 1958 wird seine Westflucht thematisiert.²⁹ Sie wird als „schändliche[s] Verlassen der Republik“ bezeichnet. Eine Erkrankung vor der Migration wird ihm als Vorbereitung der „Republikflucht“ ausgelegt. Es wird damit die Ernsthaftigkeit seiner Erkrankung angezweifelt, und daraus ergeben sich weitere Konsequenzen für Dritte, wie etwa dem behandelnden Arzt. Aus der Annahme, dass die Krankheit vom Dozenten S. nur vorgetäuscht war, wird die weitere Verfahrensweise abgeleitet, mit dem behandelnden Arzt zu sprechen: „... so daß die vom Arzt bestätigte Entschuldigung zumindest angezweifelt werden muß. Es wird vorgeschlagen, sich mit dem Arzt hierüber in Verbindung zu setzen.“³⁰ Als Gesamteinschätzung des Verhaltens des westmigrierten Kollegen und seiner Flucht wird von den Mitgliedern der Direktion „... festgelegt, daß es sich um eine organisierte Abwerbung handeln muß. Es kann auf keinen Fall mehr als Zufall angesehen werden, daß eine solche Anzahl von ABF-Dozenten der Fachgruppe Naturwissenschaften die Fakultät verlassen.“ Interessant ist weiterhin der Zusatz des Studiendirektors Loheit. Er weist darauf hin, dass neben den „Aufforderungen des Lemmer-Ministeriums“ bei der Einstellung des Dozenten S. „... zu sehr die privaten Empfehlungen des ehemaligen Koll. G[...] berücksichtigt wurden.“ Man anerkennt zwar einen Fehler bei der Einstellungspolitik, aber übernimmt dennoch keine Verant-

25 Protokoll über die durchgeführte Werbung des Otto B. vom 27.7.1956, BStU, MfS, BV Rostock, AIM 89/57 (PA), Bl. 41; Bericht über die Aussprache mit Frau B. vom 31.01.1957, BStU, MfS, BV Rostock, AIM 89/57 (PA), Bl. 56 f, hier Bl. 56.

26 Vgl. Dokument ohne Bezeichnung, Bericht über die mutmaßliche Zusammenarbeit mit dem MfS vom 02.11.1956, BStU, MfS, BV Rostock, AIM 89/57 (PA), Bl. 50.

27 Dokument ohne Bezeichnung, Betr.: Verbindungsaufnahme GI „Harry“ vom 25.01.1957, BStU, MfS, BV Rostock, AIM 89/57 (PA), Bl. 52.

28 Zu allen Informationen hinsichtlich Frau B. vgl. Bericht über die Aussprache mit Frau B. vom 31.01.1957, BStU, MfS, BV Rostock, AIM 89/57 (PA), Bl. 56 f, hier Bl. 56.

29 Soweit nicht anders angegeben, beziehen sich alle folgenden Angaben und Zitate auf das Protokoll der Direktionssitzung vom 02.07.1958, UAG, ABF I/ 2, 3, n.p.

30 In welcher Form dies vonstatten ging, kann hier nicht weiter geklärt werden. Es ist jedoch denkbar, dass auch die staatlichen Organe diesbezüglich eingeschaltet wurden. Recherchen über die genaue Erkrankung sind zu aufwendig, als dass hierüber eine Einschätzung gegeben werden könnte.

wortung dafür, sondern ist bemüht, ein schwarzes Schaf noch schwärzer zu machen. Der ABF-Dozent G., inzwischen nicht mehr an der ABF lehrend, der immerhin Studiendirektor gewesen war, wird rückwirkend, allein durch die Tatsache, dass er sich womöglich positiv über den Lehrer S. geäußert hat, für dessen Westmigration verantwortlich gemacht.

Für die Westmigration der Lehrkräfte werden seitens der institutionellen Akteure auf Direktionssitzungen neben der Bezeichnung „schändliches Verlassen“ auch andere Begriffe verwendet, so wird im Fall Sch. die Westflucht als „Verrat“ bezeichnet.³¹ Als Argument für den Weggang Sch.s wird abermals die „systematische Abwerbung“³² benutzt. Eine Reflexion des eigenen Handelns der institutionellen Akteure in der ABF bzw. das Nachdenken über die Unzulänglichkeiten der Institution oder der allgemeinen politischen Bedingungen in der DDR lässt sich in den betreffenden Akten nicht finden. Die Schuldzuweisungen sind einseitig auf den Westflüchtling gerichtet. Um mögliche Diskussionen innerhalb der Studentenschaft nach dem Weggang Sch.s zu unterbinden, soll den Studierenden gegenüber erklärt werden, dass Sch. nie eine klare Stellung zu den politischen Fragen bezogen habe und dass durch seine Flucht ein Beweis dafür erbracht sei, dass seine zuvor geübte Zurückhaltung bedeute, dass er „unsere Ziele“, d.h. die von der politischen Führung der DDR vorgegebenen, nicht teilte. Das Abwerbungsargument, so ein weiterer Beschluss, soll auch in der internen ABF-Kommunikation verwendet werden, da die ABF in dem Weggang einer Vielzahl von Naturwissenschaftlern eine Systematik erkennt.³³ Dies wird nur monokausal begründet, indem mit der „Verlockung“ des Westens argumentiert wird. Gründe für eine Westmigration werden systematisch in der Biografie und in den Verhaltensweisen der einzelnen Lehrkraft bis zum Weggang gesucht. Dem „Republikflüchtigen“ Sch. wird somit nach seinem Weggang seine mögliche Vorsicht oder einfach sein politisches Desinteresse als Indiz für seine Staatsfeindlichkeit ausgelegt.

Die Westmigration der Dozenten G. und K. werden auf der Versammlung der Fachgruppe Geisteswissenschaften mit dem Ziel, eine gemeinsame Erklärung der Fälle für die Studierenden zu finden, diskutiert. Als Hauptursache wird von einem Kollegen die Perspektivlosigkeit und das verloren gegangene Vertrauen in den Staat genannt.³⁴ In der Diskussion wird von den anwesenden Dozenten vor allem die Auswirkungen des Tauwetters, der Revisionismus in der DDR, als Beweggründe für die „Republikflucht“ ins Feld geführt. So zum Beispiel vom Dozenten P.: „Bis zum XX. Parteitag Dogmatismus, danach Umschwung. Seit Ungarn, Polen jedoch wieder [eine] argwöhnische Haltung gegenüber der Intelligenz (...)“³⁵ Bereits zu diesem Zeitpunkt ist innerhalb der Institution die Diskussion derart fortgeschritten, dass damals solch kritische Töne und Ansichten im Zusammenhang mit der Westmigration geäußert

31 Protokoll der Direktionssitzung vom 11.06.1958, UAG, ABF I/ 2, 3, n.p. Die Westmigration als „Verrat“ zu bezeichnen ist kein Einzelfall, der nur an der ABF Greifswald zu finden war, sondern wird von Kowalczyk (2003, 77) als seit Mitte der Fünfziger Jahre gängige allgemeine Einschätzung gegenüber „Republikflucht“ genannt.

32 Protokoll der Direktionssitzung am 28.05.1958, UAG, ABF I/ 2, 3, n.p.

33 Protokoll der Direktionssitzung am 28.05.1958, UAG, ABF I/ 2, 3, n.p.

34 Protokoll der Versammlung der Fachgruppe Geisteswissenschaften am 05.02.1958, UAG, ABF I/ 2, 3, n.p.

35 Protokoll der Versammlung der Fachgruppe Geisteswissenschaften am 05.02.1958, UAG, ABF I/ 2, 3, n.p.

wurden. Die ABF-Dozenten waren in der Lage, politische Missstände, die zur „Republikflucht“ führten, offen zu benennen, jedoch die Entscheidungsträger konnten oder wollten daraus keine Konsequenzen ziehen. Kannte man die vermeintlichen Gründe für das Verlassen der DDR, wurden diese seitens der ABF Greifswald oft nicht akzeptiert. Sie wurden ohne jede Prüfung für nicht glaubwürdig erklärt. Die Gründe, die der Dozent K. bei seiner Beantragung der Westreise angab, dass seine Eltern alt und kränklich seien, werden auch nicht als mögliche Beweggründe für seine „Flucht“ gewertet: „Der Grund [...] klingt unwahrscheinlich.“³⁶ Aus dieser „Republikflucht“ aber wurden auch Maßnahmen für die ABF abgeleitet: Die Gruppendozenten³⁷ mussten mit den Studierenden über die „... Republikfluchten und deren Folgen ...“³⁸ sprechen. Ebenfalls wurde der Fall K. auf einer Dozentenkonferenz und einer Parteiversammlung thematisiert.

Nicht immer sind die Beweggründe für den Weggang aus der DDR, trotz der Kenntnis durch die Kollegen, anerkannt und akzeptiert worden. Ganz im Gegenteil scheinen die Legenden, die konstruiert wurden, auch internalisiert worden zu sein. So hält sich die Legende bis heute, dass Willi H. Kontakt zum SPD-Ostbüro hatte und die „Alten Studienräte“ abwarb. Die Kontakte Willi H.s zum Ostbüro konnten nicht belegt werden³⁹, womit allerdings eventuelle Verbindungen nicht ausgeschlossen werden können. Völlig negiert werden die Probleme, die der Dozent Willi H. infolge seiner kritischen Äußerungen zur Politik der DDR-Führung hatte. Belege für seine kritische Haltung lassen sich in den Akten finden.

In der Diskussion traten große Unklarheiten des Gen. H.[...] über die Politik der SU gegenüber Jugoslawien und der Bundesrepublik auf, stark objektivistische Tendenzen. Die Parteileitung beschließt, wenn etwas mehr Luft ist, Anfang Juli mit der Parteigruppe eine Aussprache durchzuführen.⁴⁰

Unter den Westflüchtigen waren oftmals auch Lehrkräfte, die in ihrem Fach angesehen waren und die staatliche Auszeichnungen für ihre Verdienste bekommen hatten. So verließen drei ABF-Dozenten, die Träger der Pestalozzi-Medaille⁴¹ waren, die DDR. Die Direktion stellte nach der Flucht den Antrag, ihnen die Auszeichnung abzuerkennen.⁴² In der Begründung für die Aberkennung heißt es, dass der Weggang als: „... Ausdruck, daß er sich gegen unseren Arbeiter- und Bauernstaat stellt“ sowie als eindeutiges Zeichen, dass er sich „für die Remilitarisierung und Faschisierung des Bonner Staates“⁴³ einsetze, verstanden wird. Das Argument, der Grund seiner Flucht läge in der Unterstützungsbereitschaft für eine „Remilitarisierung Bonns“, das in der

36 UAG, PA , n.p.

37 Gruppendozenten erfüllten in der ABF die Aufgaben eines Klassenlehrers.

38 UAG, PA , n.p.

39 Schreiben des Archivs der sozialen Demokratie der Friedrich-Ebert-Stiftung vom 06. März 2002, im Besitz des Forschungsprojekts.

40 UAG, UPL 55, Protokoll der Leitungssitzung vom 10.6.1955, n.p.

41 Diese Medaille wurde für besondere Verdienste auf dem Gebiet der Volks- und Hochschulbildung verliehen.

42 UAG, ABF I/1, 26, Bl. 23, 30, 44.

43 UAG, ABF I/1, 26, Bl. 30.

Institution ABF Greifswald angeführt wird, lässt sich aufgrund der Aktenlage ad absurdum führen, da der Dozent Z. eben gerade wegen der Remilitarisierung der DDR in den Westen ging.⁴⁴ Es ist bemerkenswert, wie viel Verdrängungsarbeit von den Mitgliedern der Direktion geleistet werden konnte. In einer „Stellungnahme der Direktion zur Republikflucht von sechs Dozenten im Studienjahr 1957/58“⁴⁵ vom 08.08.1958 wird die „Republikflucht“ der SED-Mitglieder „... im Zusammenhang mit den Auseinandersetzungen in der Grundorganisation ABF der SED nach dem 35. Plenum ...“⁴⁶ gesehen. In der Stellungnahme wird als Motiv für den Weggang des Dozenten E. „... seine Streichung als Mitglied der SED und den gleichzeitigen Beschluß der Grundorganisation ansehen, daß er nicht länger als Erzieher an der ABF tätig sein könne.“⁴⁷ erkannt. In dem kurze Zeit später verfassten Antrag auf Aberkennung der Pestalozzi-Medaille wird all dies verschwiegen und negiert, und dem ehemaligen ABF-Dozenten wird eine Sympathisierung mit einem faschistoiden Gesellschaftssystem unterstellt.

Zusammenfassend kann hier festgehalten werden, dass seitens der Institution ABF keine Reflexion über mögliche Zusammenhänge zwischen den Erwartungen, die an die Lehrkräfte gestellt wurden, und dem Weggang stattgefunden zu haben scheint, zumindest sind solche Hinweise nicht aktenkundig. Verließen Dozenten die ABF, so wurde das als persönlicher Affront gegenüber der Institution und als Verrat an den gemeinsamen gesellschaftspolitischen Zielsetzungen gewertet.

3.2.1 Westmigration im Kontext zeithistorischer Ereignisse in der DDR: Zwei biografische Fallbeispiele

Wie der statistische Überblick verdeutlichen konnte, fanden die Westmigrationen von Greifswalder ABF-Lehrkräften in zwei Wellen statt und standen somit zeitlich im direkten Zusammenhang mit politischen Zäsuren und zeithistorischen Ereignissen in der DDR. Dass es sich dabei nicht lediglich um eine temporale Übereinstimmung handelt, wird am Fall des Herrn R. anschaulich deutlich, der infolge der im Jahr 1953 durchgeführten „Aktion Rose“ die DDR verlässt.⁴⁸ Allerdings führten die gleichen Zeitereignisse nicht zu identischen Handlungen innerhalb des Lehrkörpers, wie der Fall des Dozenten H., dessen Eltern ebenfalls enteignet wurden, zeigt. Im Folgenden werden beide Handlungsbegründungen pro und kontra Westmigration kurz gegenübergestellt.

Für Herbert R., einen naturwissenschaftlich qualifizierten Dozenten der ABF Greifswald, ist es völlig fraglos, nicht länger in der DDR bleiben zu wollen, als seine Eltern im Jahr 1953 infolge der „Aktion Rose“ nach Westdeutschland flüchteten. Herr

44 UAG, UPL 56, Protokoll der Mitgliederversammlung vom 1.6.1954, n.p.

45 UAG, R (nF), 58, Bl. 193-198.

46 UAG, R (nF), 58, Bl. 195.

47 UAG, R (nF), 58, Bl. 196.

48 Die so genannte „Aktion Rose“ war eine gezielte Enteignungsmaßnahme von Pensionsbesitzern der DDR, die offiziell wegen Wirtschaftsvergehen angezeigt wurden. Auf diese Weise kamen 440 Pensionen und Hotels sowie 1881 weitere Objekte wie Gaststätten, Kleinbetriebe und Grundstücke in Staatsbesitz (vgl. Staritz 1997, 103). Die biografischen Fallbeispiele werden hier in anonymisierter Form dargestellt. Die zitierten Interviewpassagen sind nicht als Zeitzugegenwissen zu verstehen, sondern sollen den unterschiedlichen biografischen Umgang mit politischen Zeitereignissen veranschaulichen.

R. und seine Ehefrau wurden am Morgen von einer Nachbarin der Eltern über die Ereignisse der vergangenen Nacht in Kenntnis gesetzt, als die Eltern das Haus an der Ostsee verlassen mussten. Herbert R., einziger Sohn der Familie, kann es nunmehr nicht verantworten, sein Leben weiterhin in der DDR zu verbringen und seine Tätigkeit als Dozent der ABF fortzusetzen, während seine Eltern in eine ungewisse Zukunft schauen. Dennoch wartet er zunächst noch das Ende des Semesters ab, bevor er seine eigene Westmigration umsetzt:

die Eltern sind nach Berlin, im Rahmen in der Aktion Rose, geflüchtet (2) dann bin ich geblieben, hab mir nichts anmerken lassen weiter, bin geblieben bis zum (2) 1. April (2) Semesterschluss, und dann (1) gleich (1) nach Semesterschluss am 31. in der Nacht noch alles zurechtgemacht was noch nicht, Teppich und Radio Freunden und Bekannten dort gegeben, und am (1) Morgen des 1. April (2) nach Westberlin (2) und meine Papiere von dort (1) korrekt zurückgeschickt (1) wegen (2) mich nicht entschuldigt, durch die Aktion Rose und meine Eltern und einziger Sohn (1) is=es, kann=ich=s nicht vertreten (1) sie allein zu lassen. (Interview Herr R.)⁴⁹

Diese Passage macht die besondere dilemmatische Situation, in der sich Herbert R. als ABF-Lehrkraft sowie als einziger Sohn von enteigneten und geflüchteten Pensionsbesitzern befindet, deutlich. So ist es zum einen unfraglich und selbstverständlich für ihn, seinen Eltern beizustehen und sie nicht „*alleine zu lassen*“. Diese familiale Zugehörigkeit und Verantwortung erscheint hier nicht nur darin zu bestehen, den Eltern räumlich nahe zu sein und sie etwa in anstehenden organisatorischen Fragen zu unterstützen, sondern zudem auf der Überzeugung zu basieren, nicht (mehr) für einen Staat und in dessen politisch und symbolisch hoch konnotierten Institution wie der Arbeiter-und-Bauern-Fakultät beruflich tätig sein zu können, der seinen Eltern den Besitz und ihre berufliche Existenz genommen hatte. Zum anderen hatte Herbert R. als Dozent der ABF eine Verantwortung für die Studierenden und deren Zukunftschancen übernommen. Vor diesem Hintergrund ist es als Form der beruflichen Verantwortung eines Lehrers zu interpretieren, wenn Herr R. das laufende Semester zunächst noch abschließt und sich erst nach dessen Abschluss auf den Weg gen Westen begibt. Darüber hinaus liegt ihm an der Erklärung für sein Verhalten. Zwar betont er, sich „*nicht entschuldigt*“ zu haben, jedoch zeigt die Interviewpassage, dass Herr R. offensichtlich mit seinen Papieren ein Erklärungsschreiben an die ABF schickte, in dem er seine Migration begründet. Insofern war Herbert R. nicht nur daran gelegen, sich „*korrekt*“ zu verhalten, sondern den Zusammenhang seines Weggangs aus der DDR mit der Aktion Rose aufzuzeigen.

In der damaligen Situation, als Herbert R. von der Enteignung und Flucht der Eltern erfuhr, mag sicherlich das Verhalten der DDR-Behörden ihm gegenüber noch

49 In den zitierten Interviewpassagen wird keine grammatikalische Interpunktion vorgenommen. Vielmehr bedeutet ein Komma ein kurzes Absetzen im Redefluss, längere Sprechpausen werden in Sekundenlänge als Zahlen in Klammern angegeben. Weitere Transkriptionszeichen: Unterstreichung bedeutet Betonung, = bedeutet schneller Wortanschluss, Worte in Doppelklammer, z.B. ((lachend)) stellen einen Kommentar des Transkribierenden dar, welcher bei einem im Text eingefügten Schrägstrich einsetzt. Ein von einem doppelten Schrägstrich gerahmtes Wort, z.B. //hm//, wurde an dieser Stelle im Interview vom Interviewenden gesprochen. Zur besseren Lesbarkeit wurden fehlende, d.h. nicht gesprochene Worte bzw. Wortteile ergänzt und durch eckige Klammern kenntlich gemacht, z.B. wurde[n].

zusätzlich dazu beigetragen haben, seinen Entschluss zur Westmigration zu beschleunigen und zu untermauern. Er berichtet, er habe seine Privatsachen, etwa Kleidung, vor allem jedoch wissenschaftliche Fachliteratur, die er noch im Haus seiner Eltern aufbewahrt hatte, abholen wollen, doch er durfte das Haus nicht mehr betreten mit der Begründung: „*nix mehr zu machen, versiegelt (2), nix*“. Herbert R. argumentiert im Interview, die Versiegelung als Schutzmaßnahme gegen Plünderungen „*richtig*“ gefunden zu haben, doch sei er „*enttäuscht*“ gewesen, dass er sich seine Privatsachen nicht habe holen dürfen.

Der Verlauf beider Geschehnisse wird wohl erst Herrn R.s Entschluss zur Westmigration begründet haben. Wäre ihm – neben der Enteignung der Eltern – diese persönliche Enttäuschung erspart geblieben und hätte er sich seine Bücher und Unterlagen aus dem Haus mitnehmen dürfen, so stellt sich die Frage, ob er dann auch die DDR verlassen und seine Stelle als ABF-Lehrkraft aufgegeben hätte. Diese Überlegungen müssen allerdings hinsichtlich des Herrn R. spekulativ bleiben, wohingegen sie im Fall des Dozenten H. zutreffen.

Auch Ludwig H. ist der Sohn von Pensionsbesitzern, die 1953 im Zuge der „Aktion Rose“ enteignet wurden und anschließend die DDR verließen. Zu diesem Zeitpunkt ist Herr H. seit einem Jahr an der ABF Greifswald tätig:

die Roseaktion, nich, dass die Eltern dann nach en Westen gingen, sind die alle verhaftet worden die Häuser hatten. Und deren Häuser sie haben wollten. ((räuspert sich)) Und das mussten wir auch noch alles mitorganisieren eigentlich. Ich war so 52 hab ich angefangen an der ABF, 53 war die Roseaktion, ich war also gerade etablierter Dozent an der ABF und musste subkutan die Eltern nach drüben expedieren, weil deren Existenz gefährdet war durch die Roseaktion. Und das war ja nun wirklich illegal nich. Dass man also denen noch nach drüben geholfen hat, zur Republikflucht verholffen. Nich hat, sondern das eigentlich musste. Weil einem blieb ja eigentlich gar nichts weiter übrig. (Interview Herr H., 11/24-32)

Zwar verspürt Herr H. ebenso wie Herr R. die Verantwortung gegenüber seiner Familie, ihnen beim Verlassen der DDR behilflich zu sein, und thematisiert diesen Umstand sogar als eine Art Ausweglosigkeit, in der er gar nicht anders handeln konnte, als den Eltern illegal „zur Republikflucht verholffen“ zu haben. Im Unterschied zum zuvor geschilderten Fall entschließt sich Ludwig H. jedoch dazu, in der DDR zu bleiben und seine Tätigkeit an der ABF fortzusetzen. So ist er insgesamt zehn Jahre als Dozent der ABF in Greifswald beschäftigt und hat die Zeit nach eigener Aussage bis auf wenige Ausnahmen, wozu auch die Aktion Rose zählt, genossen. Obwohl Ludwig H.⁵⁰ über den gesamten Zeitraum kein Mitglied der SED wurde, trägt er doch voller Überzeugung die politischen Leitideen der Arbeiter-und-Bauern-Fakultät mit. Er

50 Der Fall Ludwig H. wurde im Forschungsprojekt im Zuge der fallrekonstruktiven Auswertung der narrativ-biografischen Interviews auf der Grundlage einer globalanalytischen Auswertung seiner Biografie in die Entwicklung der genetisch-strukturalen Typologie einbezogen. Er gehört zum Typus der Dozenten, die in ihrer Tätigkeit an der ABF einen „Akt sozialer Gerechtigkeit“ sehen und die bildungspolitischen Zielsetzungen der ABF für unterstützenswert halten. Eine Übereinstimmung mit den politischen Prämissen der SED ist damit bei den Angehörigen dieses Typus nicht von vornherein gegeben.

betont, „da kann man wirklich stolz sein, dass man Lehrer war. Also das war wirklich was, was wir aus den jungen Leuten gemacht haben“.

Nach der Auswertung des Interviews mit Herrn H. lassen sich zwei Argumentationsmuster herausarbeiten, die er als Begründungen dafür anführt, nicht in die Bundesrepublik migriert zu sein:

1. war er permanent in Weiterqualifikationsprozesse eingebunden, die er nicht unterbrechen wollte, angefangen vom Abitur über Studium, Promotion bis zur Habilitation,
2. schreckte ihn die restaurative Politik der Bundesrepublik in den 1950er Jahren ab, so dass er darin „keine Alternative“ sah.

Obwohl eine Westmigration demnach für Herrn H. und seine Ehefrau, deren Eltern ebenfalls aufgrund der Aktion Rose im Westen lebten, nicht infrage kam, ließen sie sich nicht davon abhalten, familiäre Kontakte zu pflegen. Sie waren außerdem bereit, damit verbundene Schwierigkeiten in Kauf zu nehmen.⁵¹

In beruflicher Hinsicht konnte Ludwig H. trotz seiner Weigerung in die Partei einzutreten seine wissenschaftliche Karriere in der DDR fortsetzen, wenn er auch aufgrund seiner Kontakte in die Bundesrepublik mitunter Probleme bekam, etwa dass er unter Spionageverdacht geriet. Diese Schwierigkeiten blieben Herbert R. zwar erspart und er fand nach seiner Westmigration relativ rasch eine Stelle als Lehrer in einer Privatschule. Allerdings wurde ihm seine Qualifikation nicht vollständig anerkannt und er konnte lediglich als Realschullehrer arbeiten. Er hatte somit durch seine Migration einen sozialen Abstieg zu verkraften.

Diese Tendenz, zwar recht schnell einen Arbeitsplatz gefunden zu haben, der jedoch mit einer beruflichen Abqualifizierung verbunden war, wird auch in der Literatur zur deutsch-deutschen Ost-West-Migration vielfach beschrieben (vgl. Dietz/Kaspras 1995; Pratsch/Ronge 1985; Ronge 1985, 1986, 1991; Schumann et al 1996).

3.2.2 Einschätzung durch die Kollegen an der ABF

Nahezu durchgängig wird in den lebensgeschichtlichen Interviews mit ABF-Lehrkräften darauf hingewiesen, dass es vorkam, dass nach den Ferien Kollegen oder Studierende fehlten, da einige die Urlaubszeit dazu nutzten, die DDR endgültig zu verlassen. Westmigration im Kollegenkreis war demnach nichts völlig Ungewöhnliches, sondern gehörte, vor allem in den Phasen besonderer politischer Brisanz – 1953/54 und 1957/58 – zum Alltag. In der Bewertung dieser Abwanderung tauchen jedoch Unterschiede auf, wenn sich auch ein erstaunlich differenziertes Umgehen mit den Beweggründen der migrierten Kollegen herauskristallisiert. So äußert etwa eine Lehrkraft ihre ambivalenten Empfindungen gegenüber der „Westflucht“ ihrer ehema-

⁵¹ Im Übrigen gelang es den (Schwieger-)Eltern von Herrn H. später, ihr Haus an der Ostsee wieder zu bekommen, und auch Herr R. hat die Pension seiner Familie nach der deutschen Vereinigung zurückbekommen. Beide zeichnen sich durch eine auffällige Verbundenheit mit ihrer Herkunftsregion aus, die sie auch in ihrem Berufsleben bzw. als Rentner weiter wissenschaftlich, etwa in geographischer oder zeitgeschichtlicher Hinsicht, bearbeiten. Beide leben einige Monate des Jahres dort in ihren Zweitwohnsitzen.

ligen Kolleginnen und Kollegen an der ABF, bringt jedoch neben Entsetzen gleichzeitig auch ein Stück weit Verständnis zum Ausdruck:

ich hab das bei einer ganzen Reihe durchaus verstanden, dass sie weg gegangen sind (1) /bei manchen ((lachend)) war man auch entsetzt dass die weg gegangen sind (1) bei manchen bin ich mir nicht ganz sicher, ob die nicht abgeworben wurden das weiß ich nicht. (Interview Frau U. 23/1)

Wird hier schon durch Frau Ilse U. in Einzelfällen Toleranz und Verständnis für Kollegen geäußert, die sich zu einer Westmigration entschlossen haben, sieht Herr P. eindeutig die Schuld bei der ABF, die nicht genügend auf Bedürfnisse oder auch Abneigungen von Kollegen Rücksicht genommen hätte. Die Westmigration einiger gut qualifizierter Lehrkräfte sei insofern „zum Teil durch unkluge Politik bewirkt“ worden, indem jene durch repressive politische Erwartungen zum Verlassen der DDR motiviert worden seien:

das sind zum Teil Dinge gewesen die also einfach ein Zurechtstuckern der Bevölkerung waren oder eben durch Unklugheit, durch Dummheit, provoziert worden sind, die die Leute vertrieben. (Interview Herr P. 57/33-35)

Diese Einschätzung ist nicht nur eine Meinung eines einzelnen Dozenten, sondern wird auch von Kollegen geteilt. Auch Herr F. stellt einen Zusammenhang zwischen der politischen Praxis in der DDR nach 1953 und der Westmigration von Teilen des ABF-Lehrkörpers her:

und ganz schlimm wurde das dann, Mitte der fünfziger Jahre (1) noch ja wie Stalin auch noch, gestorben war aber noch immer, sich auswirkte und so, und das führte dazu (1) dass wir in, einem Jahr wie dieser ganz strenge Kurs kam wie diese, Aufrüstung dann kam, also (1) wieder auch bei uns in der DDR dann, wieder aufgebaut wurde das, Militär und so, und diese ideologische Richtung ganz streng betont wurde, das sollte alles ganz schnell gehen, wurde[n] dann derartig harte Methoden angewandt die, vielen zum Verhängnis geworden, sind (1) und wir haben damals in einem Jahr einmal sechzehn (1) gut bewährte, hoch qualifizierte Kräfte verloren die, es einfach nicht ertragen konnten, unter diesen Bedingungen weiterzuarbeiten. (Interview Herr F. 13/1-12)

Festzuhalten ist demnach, dass die an der ABF verbleibenden Lehrkräfte durchaus Verständnis für die verschiedenen Beweggründe ihrer Kollegen aufbrachten – zumindest in der Retrospektive gesehen –, selbst dann, wenn sie die Politik der DDR insgesamt guthießen und mittragen und eine Übersiedlung in die Bundesrepublik für sich selbst nicht in Erwägung zogen, da sie die Politik dort ablehnten. Die moderate Haltung findet sich sogar bei einem Funktionsträger der ABF Greifswald, obwohl er die durch den Weggang von Lehrkräften entstehenden Engpässe in der Unterrichtsplanung ebenfalls anspricht, wenn er argumentiert, „man kann=s ihnen nicht verübeln (...) bloß es war damals ein Einbruch ...“ (Interview Herr W. 20/12)

4. Zusammenfassung und Fazit

War die Westwanderung mancher Bevölkerungsgruppen für die DDR-Regierung zunächst tolerabel oder sogar begrüßenswert, etwa bei NS-belasteten Personen, so waren die steigenden Abwanderungszahlen vor allem in den 1950er Jahren Ausdruck einer sinkenden Akzeptanz gegenüber dem politischen Kurs der DDR:

Der 17. Juni und die gewaltsame Niederschlagung durch sowjetische Truppen hatten erhebliche Auswirkungen für die weitere Entwicklung der DDR: Zu den kurzfristigen Folgen gehörte zunächst einmal die bereits angesprochene Ausreisewelle in Richtung Westen, die bis zum Ende des Jahres 1953 rund 408100 Personen umfasste. Ein Jahr später kehrten insgesamt 295400 Bürgerinnen und Bürger der DDR den Rücken. Die schlechten wirtschaftlichen Bedingungen und die repressive Gewalt durch staatliche Organe der DDR sowie durch Einheiten der Roten Armee bewogen offensichtlich immer mehr Menschen dazu, ihre gewohnten Lebenswelten und angestammten Milieus aufzugeben und mit dem Übertritt in die Bundesrepublik einer zunächst ungewissen persönlichen Zukunft entgegenzusehen. Die massenhafte Abwanderung kann insofern als sinkende Akzeptanz des politischen Systems der DDR in der Bevölkerung verstanden werden. Auf der anderen Seite bedeutete die „Republikflucht“ für die SED-Führung jedoch nicht nur Legitimationsverlust. Sie besaß darüber hinaus auch eine Art Ventilfunktion: Diejenigen in der Bevölkerung, die der SED und der neuen politischen Ordnung ohnehin schon kritisch gegenübergestanden hatten, wurden nunmehr endgültig zur Flucht in den Westen bewogen. (Hoffmann 2003, 54.)

An der ABF Greifswald lassen sich ebenfalls, wie in der Literatur beschrieben, zwei (West-)Migrationswellen feststellen, die primär durch die innerpolitischen Ereignisse in der SBZ/DDR bedingt waren. Diese Tendenz, die DDR in Richtung Bundesrepublik zu verlassen, war, wie gezeigt werden konnte, auch innerhalb der Berufsgruppe der Pädagogen verbreitet. Das betraf sowohl im Allgemeinen als auch an der ABF Greifswald im Besonderen nicht nur vor 1945 ausgebildete Lehrkräfte, sondern war auch in der jüngeren Generation verbreitet, die ihre pädagogischen Qualifikationen in Einrichtungen der SBZ/DDR erworben hatten.

Damit lässt sich die These Zwahrs (1994, 449), dass innerhalb der Generation der zwischen 1920 und 1929 Geborenen eine besonders hohe DDR-Bindung vorgelegen habe und nur wenige Angehörige dieser Altersgruppe aus der DDR geflohen seien, für das Beispiel der ABF Greifswald nicht bestätigen. Trotz der in der Literatur vielfach konstatierten Bindung oder „Dankbarkeit“ der FDJ-Aufbaugeneration gegenüber der DDR (vgl. Wierling 1993, Zwahr 1994), die ihre durch den Zweiten Weltkrieg unterbrochenen Berufsausbildungen bzw. ihr Studium in der DDR fortsetzen und einen raschen Aufstieg in von Älteren verlassene Positionen wahrnehmen konnte, sind auch bei Angehörigen dieser Altersgruppe Westmigrationen zu verzeichnen.

Die statistischen Ergebnisse zeigen, dass von den ABF-Lehrkräften genauso viele Angehörige dieser Altersgruppe die DDR verließen wie von den älteren Dozenten. Anders verhält es sich jedoch bei der Differenzierung nach Fächern: in dieser Hinsicht ist der deutliche Trend festzustellen, dass Angehörige naturwissenschaftlicher

Fächer offensichtlich leichter bzw. schneller eine Westmigration ins Auge fassten als ihre Kollegen, die gesellschaftswissenschaftliche Fächer vertraten.

Während innerhalb des Kollegenkreises ein moderater Umgang mit dem Phänomen der Westmigration anzutreffen ist und Verständnis für die Gründe geäußert, ja sogar Kritik an politischen Entscheidungen geübt wird, setzt sich diese Haltung innerhalb der Institution der ABF nicht weiter fort. Im Unterschied zu den Äußerungen früherer ABF-Lehrkräfte in den lebensgeschichtlichen Interviews lässt sich anhand der Dokumente feststellen, dass die Institution offensichtlich die „Schuld“ für ein Verlassen der DDR allein den migrierten Personen zuschreibt. Die Stabilität der Institution wurde demnach durch eine Negation von Mitverantwortung seitens der ABF zu erreichen versucht. Ein Eingeständnis seitens der ABF, dass die Gründe für das Verlassen der ABF und der DDR auch politischer Natur sein konnten, sich mit den gesellschaftspolitischen Entwicklungen nicht einverstanden erklären zu können, hätte die ideologische Legitimationsgrundlage der Institution infrage gestellt. Um dieses Bedrohungspotential, dass durch die Westmigrationen entstand, nicht übermächtig werden zu lassen, wurden die Gründe ausschließlich in der Person und in ihrem Fehlverhalten gesucht. Zugleich zeigen die Auswertungen der Interviews, dass diese institutionelle Strategie der Stabilitätssuche auch kontraproduktiv sein konnte, denn Herr R. wäre möglicherweise trotz Enteignung seiner Eltern bei der „Aktion Rose“ an der ABF und in der DDR geblieben, wären ihm mehr Zugeständnisse gemacht worden, etwa die Abholmöglichkeit seiner Bücher.

Connelly (1994) hat in seiner Untersuchung zur Westmigration von Wissenschaftlern in den 1950er Jahren auf der Grundlage der Auswertung von Dokumenten der Abteilung Wissenschaft und Propaganda des ZK der SED sowie der Kaderabteilung des Staatssekretariats für Hochschulwesen der DDR festgestellt, dass neben der oben beschriebenen „gezielten Abwerbung“ vielfach die Begründung für eine Westflucht angeführt wurde, die Ehefrauen seien für die „Republikfluchten“ ihrer Ehepartner verantwortlich zu machen, da sie sich und ihren Kindern ein bürgerliches Leben bzw. einen „standesgemäßen Lebensstandard“ erhoffen würden. Seine Dokumentenanalyse zeigt darüber hinaus anschaulich, wie Begründungen und Argumente der Wissenschaftler – etwa als bürgerliche Ärzte keine Berufschance zu sehen, wenn die ABF-Studenten ihre Ausbildung abgeschlossen hätten oder aus einer pazifistischen Überzeugung heraus die von ihm erwartete Mitgliedschaft in der GST oder NVA abzulehnen – durchgängig negiert wurden (vgl. Connelly 1994, 338 ff.). Solche Argumentationsmuster finden sich auch in den Vorgängen zur „Republikflucht“ des Lehrkörpers der ABF Greifswald. Die oben angeführten Beispiele unterstreichen die Einschätzung, dass die DDR bzw. konkreter die ABF keine realen Begründungen für die Westmigration ihrer Mitglieder, Angehörigen und ihrer Funktionsträger suchte. Es wurden dagegen Sündenböcke gesucht, denen im Nachhinein nicht zu widerlegende Beweggründe zugeschrieben werden konnten.

Auch wenn die Gesamtzahl mit 16 Fällen nicht besonders hoch erscheint, so war doch die Tatsache, dass Westmigration im Lehrkörper der ABF vorkam und unter ihnen ein hoher Anteil an SED-Mitgliedern zu verzeichnen war, schon bedrohlich für die Institution, sollten ABF-Dozenten doch für die Studierenden politische und moralische Vorbilder sein. Die besondere Brisanz der „Westflucht“ der Lehrkräfte bringt ein ehemaliger Dozent mit den Worten zum Ausdruck:

Es sind ne ganze Menge abgehauen, erstaunlicher Weise eigentlich. Wenn man bedenkt dass das ja die Kaderschmiede ist. //hmhm// Also sein sollte, wenn die Schmiede selbst dann schon republikflüchtig sind. (Interview Herr H., 16/21-24)

Die Untersuchung an der ABF-Greifswald hat gezeigt, dass auch an einer symbolisch und politisch exklusiven Bildungsinstitution der DDR Westmigration, vor allem in den aus anderen Studien bekannten Migrationswellen, vorkam. Für die 1950er Jahre lassen sich sowohl der Ausbildungsweg – und damit vermutet eine höhere Loyalitätsbindung – als auch die Mitgliedschaft in der SED nicht als migrationshinderndes Moment benennen. Allein die Kategorisierung der Lehrkräfte in Naturwissenschaftler vs. Nicht-Naturwissenschaftler führte zur Benennung eines möglichen Moments zur Erhöhung der Migrationsbereitschaft. Damit kann geschlussfolgert werden, dass die ABF-Lehrkräfte, die die DDR verließen, nicht pädagogisch und fachlich überfordert waren, sondern die Anforderungen, die in politischer Hinsicht an sie gestellt worden waren, nicht erfüllen konnten oder wollten. Dies wird in der Formulierung deutlich, dass Lehrkräfte Probleme „hinsichtlich der sozialistischen Erziehung“⁵² hätten. Westmigration – wenigstens für den Untersuchungszeitraum – ist somit als Ausdruck der Nichterfüllung politischer Vorgaben zu verstehen, wobei es die Möglichkeit einer Nischenbildung und der Flucht in dieselbe nicht gab, i.e. Nichterfüllen der vorgegebenen politischen Maßstäbe konnte nicht durch fachliche „Normübererfüllung“ kompensiert werden.

Allerdings ist nicht ausgeschlossen, dass Lehrkräfte aufgrund von Erwartungen des Statusverlustes oder der Antizipation sozialer Nachteile nach einer Westmigration vor diesem Schritt zurückscheuten, in der DDR blieben und ihre Aufgaben an der ABF lediglich als äußere Anpassungsleistung an die an sie gestellten politischen und fachlichen Erwartungen erfüllten. Ob sich demnach eine Art „innere Immigration“ bei den ABF-Lehrkräften finden lässt, könnte erst auf der Basis weitergehender Analysen des narrativ-biografischen Interviewmaterials beantwortet werden. Wie die Gegenüberstellung der Handlungsbegründungen pro und kontra „Republikflucht“ zweier ABF-Dozenten gezeigt hat, deren Familien im Rahmen der „Aktion Rose“ enteignet wurden, folgte daraus für die Lehrkräfte nicht gleichermaßen die Konsequenz der Westmigration. Vielmehr wurden sogar politische und karriererelevante Nachteile in dem Fall des Verbleibs an der ABF in Kauf genommen. Diese Art der Loyalität und des Commitments (Kanter 1968; Sheldon 1971; Hoerning/Kupferberg 1999) gegenüber einer Institution erschließt sich auf der Grundlage hermeneutischer Fallrekonstruktionen und der Genese einer strukturalen Typologie, wonach der besagte Fall zu dem Typus gehört, der sein Handeln sowie die Konzeption der ABF als Bildungsinstitution als „Akt der sozialen Gerechtigkeit“ begreift und insofern – obwohl er eine SED-Mitgliedschaft ablehnt – trotz der Probleme seiner Eltern in der DDR und an der ABF bleibt, um diesen (bildungs-)politischen Anspruch der Institution handelnd mitzugestalten und zu tragen.

Mit der beschriebenen Strategie der ABF, einseitige Schuldzuschreibungen für die Westmigrationen aus den Reihen der Lehrkräfte an die Migrierten selbst vorzuneh-

⁵² Einschätzung der Situation an den ABF am Ende des SJ 1957/58 vom 30.6.1958 (SAPMO-BArch, DY 30/IV2/9.04/466, Bl. 109-114, hier Bl. 112).

men und eigene Verantwortlichkeiten damit zu negieren, verschenkte sie auch die Chance, konstruktive Kritik zuzulassen und damit letztendlich Abwanderungen zu verhindern. So bleiben entweder diejenigen Dozenten an der ABF, deren Identifikation mit der Institution und ihrem politischen bzw. sozialen Anspruch so weit ausgeprägt war, dass sie bereit waren potentielle Nachteile dafür in Kauf zu nehmen oder aber diejenigen, die eine „innere Immigration“ vollzogen hatten.

QUELLEN

Gedruckte Quellen:

DDR-Verfassung von 1949
 Forum 3 (1949), Nr. 7: 263
 Bundesvertriebengesetz von 1953
 StEG (Strafrechtsergänzungsgesetz) von 1968

Ungedruckte Quellen:

Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisationen der DDR im Bundesarchiv, Berlin (SAPMO-BArch)
 DY 30/ IV 2/ 9.04, 466
 Bundesarchiv, Koblenz (BArch)
 B 137, 1117
 B 137, 1135, 1
 Bundesbeauftragte für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen Deutschen Demokratischen Republik (BStU)
 MfS, BV Rostock, AIM 245/53 (PA)
 MfS, BV Rostock, AIM 89/57 (PA)
 Universitätsarchiv Greifswald (UAG)
 ABF I/1, 26
 ABF I/2, 3
 UPL, 55
 UPL, 56
 R (nF), 58
 PA

LITERATUR

- Ammer, Thomas (1989): Stichwort: Flucht aus der DDR, *Deutschland-Archiv*, 21. Jg., 1206-1208.
- Benz, Wolfgang (2005): Bestrafung der Schuldigen, in: ders., *Deutschland 1945-1949, Informationen zur politischen Bildung* Nr. 259, 26-29.
- Brockhaus (1998)– die Enzyklopädie. Bd. 13, 20., überarbeitete und aktualisierte Auflage, Leipzig, Mannheim.
- Broszat, Martin und Hermann Weber (Hg.) (1993): *SBZ-Handbuch. Staatliche Verwaltungen, Parteien, gesellschaftliche Organisationen und ihre Führungskräfte in der Sowjetischen Besatzungszone Deutschlands 1945-1949*. 2. Auflage, München.
- Bundesministerium des Inneren (1982): *Betrifft: Eingliederung von Vertriebenen, Flüchtlingen und Kriegsbeschädigten in die Bundesrepublik Deutschland*, Bonn.
- Bundesministerium für innerdeutsche Beziehungen (Hg.) (1979): *DDR Handbuch. Wissenschaftliche Leitung: Peter Christian Ludz unter Mitwirkung von Johannes Kuppe*. 2., völlig überarbeitete und erweiterte Auflage, Köln.
- Connelly, John (1994): Zur ‚Republikflucht‘ von DDR-Wissenschaftlern in den fünfziger Jahren, *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft*, 42, Bd. 4, 331-352.

- Dietz, Gerhard-Uhland und Heidi Kaspras (1995): Biographische Konstruktionen und Bilanzierungen bei Zuwanderern aus der DDR, in: Wolfram Fischer-Rosenthal und Peter Alheit (Hg.): Biographien in Deutschland. Soziologische Rekonstruktion gelebter Gesellschaftsgeschichte, Opladen, 310-327.
- Geißler, Gert (1992): Die Republikflucht von Lehrern im Spiegel interner Materialien der SED Führung, Pädagogik und Schulalltag, 47 (5), 469-476.
- Goldbeck, Lutz (1993): Übersiedlerfamilien aus der DDR. Eine qualitative psychologische Untersuchung zu den Aspekten der DDR-Sozialisation, Migration und Familiendynamik, Berlin (Dissertation).
- Heidemeyer, Helge (1994): Flucht und Zuwanderung aus der SBZ/DDR 1945/1949-1961. Die Flüchtlingspolitik der Bundesrepublik Deutschland bis zum Bau der Berliner Mauer, Düsseldorf.
- Hoerning, Erika M. und Feiwei Kupferberg (1999): Die anhaltende Loyalität der ostdeutschen Intelligenz, BIOS, Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History, Jg. 12, 28-49.
- Hoffmann, Dierk (2003): Die DDR unter Ulbricht. Gewaltsame Neuordnung und gescheiterte Modernisierung, Zürich.
- Hohmann, Joachim S. (1997a): „Wenn Sie das lesen bin ich schon auf dem Weg in den Westen“. „Republikflüchtige“ DDR-Lehrer in den Jahren 1949-1961, Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, 45, 311-330.
- Hohmann, Joachim S. (1997b): „Wie viel lieber würde ich mich richtig verabschieden ...“. Lehrerschaft aus der DDR 1949-1961, Historical Social Research/Historische Sozialforschung, Vol. 22, 107-131.
- Hohmann, Joachim S. (Hg.) (2000): Lehrerflucht aus SBZ und DDR 1945-1961, Frankfurt/M.
- Kanter, Rosabeth M. (1968): Commitment and Social Organization: A Study of Commitment Mechanisms in Utopian Communities, American Sociological Review, 33 (4), 499-517.
- Kowalczyk, Ilko-Sascha (2003): Das bewegte Jahrzehnt. Geschichte der DDR von 1949-1961, Schriftenreihe der Bundeszentrale für politische Bildung, Bonn.
- Malycha, Andreas (1997): Von der Gründung 1945/46 bis zum Mauerbau 1961, in: Andreas Herbst, Gerd-Rüdiger Stephan und Jürgen Winkler (Hg.): Die SED. Geschichte – Organisation – Politik. Ein Handbuch. Berlin, 1-55.
- Miethe, Ingrid und Martina Schiebel, unter Mitarbeit von Enrico Lippmann und Stephanie Schafhirt (erscheint im Frühjahr 2008): Biografie, Bildung und Institution. Die Arbeiter- und Bauern-Fakultäten in der DDR, Frankfurt/M.
- Mohr, Jürgen (1971): Der Straftatbestand der „Republikflucht“ im Recht der DDR. Dissertation vorgelegt an der Universität Hamburg.
- Niethammer, Lutz (1972): Entnazifizierung in Bayern. Säuberung und Rehabilitierung unter amerikanischer Besatzung, Frankfurt/M.
- Plato von, Alexander (1993): Von alten Orten und neuen Zeiten. Umgesiedelte in der SBZ/DDR im Vergleich zur Bundesrepublik, BIOS – Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History, Sonderheft, 6, 121-144
- Pratsch, K. und V. Ronge. (1985): Arbeit finden ist leichter als Freunde, Deutschland-Archiv, 17, 716-725.
- Ronge, Volker (1985): Von hüben nach drüben. DDR-Bürger im Westen, Wuppertal.
- Ronge, Volker (1986): Die Kinder der Übersiedler aus der DDR, Deutschland-Archiv, 18, 746-749.
- Ronge, Volker (1991): Die Einheit ist erst der Anfang. Soziologische Lehren aus der Übersiedlerbewegung für die deutsch-deutsche Integration, Wuppertal.
- Rosenthal, Gabriele (1995): Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen, Frankfurt/M., New York.
- Schillinger, R. (1985): Der Lastenausgleich. In: W. Benz (Hg.): Die Vertreibung der Deutschen aus dem Osten, Frankfurt/M., 183-192.

- Schumann, Karl F., Gerhard-Uhland Dietz, Manfred Gehrman, Heidi Kaspras und Olaf Struck-Möbbeck (1996): *Private Wege der Wiedervereinigung. Die deutsche Ost-West-Migration vor der Wende*, Weinheim.
- Sheldon, M. E. (1971): *Investments and Involvements as Mechanisms Producing Commitment to the Organization*, *Administrative Science Quarterly*, 16, 143-150.
- Staritz, Dietrich (1997): *Geschichte der DDR 1949-1990. Moderne deutsche Geschichte. Band 11*, Frankfurt/M.
- Weber, Hemann (1991): *DDR – Grundriß der Geschichte 1945-1990*, Hannover.
- Weber, Hermann (1988): *Kleine Geschichte der DDR. 2., erweiterte Auflage*, Köln.
- Werkentin, Falco (1998): *Recht und Justiz im SED-Staat*, Bundeszentrale für politische Bildung, Bonn.
- Wierling, Dorothee (1993): *Von der HJ zur FDJ?*, *BIOS – Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History*, Jg. 6, 107-118.
- Woywodt, Jana (2000): *Der Lehrkörper der Arbeiter-und-Bauern-Fakultät der Friedrich-Schiller-Universität Jena 1949 bis 1963*. Friedrich-Schiller-Universität Jena, Philosophische Fakultät, Historisches Institut (Magisterarbeit).
- Zwahr, Hartmut (1994): *Umbruch durch Ausbruch und Aufbruch: Die DDR auf der Höhepunkt der Staatskrise 1989*, in: Hartmut Kaelble, Jürgen Kocka und Hartmut Zwahr (Hg.): *Sozialgeschichte der DDR*, Stuttgart, 426-465.

NS-Nachkommen im Spannungsfeld von Nichtwissen – Ahnen – Wissen

Eine Fallanalyse

Margit Reiter

In meiner langjährigen Forschungsarbeit über NS-Nachkommen¹ hat sich gezeigt, dass viele Söhne und Töchter sehr wenig über ihre eigenen Eltern und deren Rolle im Nationalsozialismus wissen. Dies gilt sowohl für diejenigen Nachkommen, die ihre Eltern eindeutig mit der Zuschreibung als ‚Nazi‘ versehen und sich selbst als ‚Kinder der Täter‘ definieren, als auch für diejenigen, die eine NS-Involvierung ihrer Eltern (mit welchen Begründungen auch immer) ausschließen. Ist bereits das unverfängliche ‚biographische Wissen‘ über die eigenen Eltern (Lebensdaten usw.) oft lückenhaft, so gilt dies für das ‚historische Wissen‘ über die Eltern in der NS-Zeit umso mehr.

Zwar ist es für viele Nachkommen keineswegs ein Geheimnis, dass ihr Vater Mitglied der NSDAP, der SS oder anderer NS-Organisationen war, über deren konkrete Tätigkeitsbereiche und Aktivitäten in diesen Funktionen und Organisationen wissen sie aber meist nichts Genaueres. Nicht selten werden die Väter auf ihre Funktion als Wehrmachtssoldaten reduziert, ohne sich darüber bewusst zu sein, dass auch der Dienst in der Wehrmacht ein weites Feld von Handlungsmöglichkeiten eröffnete. Meine Fragen nach den konkreten Einsatzorten und Einsatzbereichen können die Nachkommen meist nur ungenau beantworten (z.B. er war „in Russland“), häufig werden Kriegseinsatzländer genannt, die als vergleichsweise ‚harmlos‘ gelten (dazu zählen etwa Frankreich, Dänemark, Norwegen) und als Indiz für eine Nicht-Involvierung des Vaters in NS-Verbrechen gedeutet werden.² Mit dieser Einschätzung unterliegt man in mehrfacher Hinsicht einem Trugschluss. Zum einen waren die Väter nicht den ganzen Krieg über in derselben Funktion und am selben Ort, und zum anderen schlossen selbst die als ‚harmlos‘ eingeschätzten Einsatzorte die Beteiligung an Unrechtshandlungen oder Verbrechen keineswegs zwangsläufig aus. Abgesehen davon werden in dieser Fixierung auf die Wehrmachtsfunktion der Väter oft mögliche (gleichzeitige) NS-Funktionen implizit ausgeschlossen, was aber keinesfalls immer der Fall gewesen sein muss. Wie groß die Diskrepanz zwischen der meist mit Erleichterung vorgebrachten Annahme, dass der Vater ‚nur bei der Wehrmacht‘ gewesen sei,

1 Ich beziehe mich hier vor allem auf Interviews und Textanalysen, die ich im Rahmen meiner Habilitation „Generation und Gedächtnis. Tradierungen und Verarbeitungen des Nationalsozialismus bei den ‚Kindern der Täter‘“ durchgeführt habe. Die Habilitationsschrift ist 2006 in gekürzter Fassung unter dem Titel „Die Generation danach. Der Nationalsozialismus im Familiengedächtnis“ erschienen, vgl. Reiter 2006.

2 Vgl. dazu ausführlich das Kapitel ‚Vaterbilder‘ in Reiter 2006, 107-185.

und der tatsächlichen Realität im Extremfall sein kann, wird im anschließenden Fallbeispiel drastisch vor Augen geführt.

Ist das Wissen hinsichtlich der Väter (und Großväter) bereits sehr vage und eher auf Vermutungen denn auf Fakten gegründet, so trifft dies auf die Mütter noch viel mehr zu: Diese werden von ihren Söhnen und Töchtern oft per se als ‚unpolitisch‘ wahrgenommen und kaum jemals mit einer möglichen (Mit-)Täterschaft in Verbindung gebracht. Selbst wenn sie als ‚überzeugte Nationalsozialistinnen‘ präsentiert werden, bezieht sich das vor allem auf deren Gesinnung und nicht auf deren konkrete NS-Aktivitäten, über die die Nachkommen wenig wissen.³

Das mangelnde Wissen der Nachkommen wird oft auf das Schweigen in den Nachkriegsfamilien zurückgeführt, und tatsächlich spielt das Familiengedächtnis dabei eine entscheidende Rolle. Allerdings wurde entgegen der allgemeinen Auffassung in den Nachkriegsfamilien keineswegs nur geschwiegen, sondern sehr wohl auch erinnert und erzählt. Zu fragen ist lediglich, was und wie wurde erzählt, andererseits aber auch: Was wurde verschwiegen und ausgeblendet? (Reiter 2001 und 2006) In den Familien waren verschiedene Tradierungsmuster wirksam: von der Rechtfertigung über fragwürdige Distanzierungen und Opferstilisierungen bis hin zur anhaltenden Faszination. (Domansky/Welzer 1999) Diese familiären Narrative, die in der Nachkriegsgesellschaft und -politik ihre Fortsetzung fanden, haben die Vorstellungswelt der nachfolgenden Generation über die Rolle der Eltern im Nationalsozialismus nachhaltig geprägt. Nur selten (oder erst spät) haben sie näher nachgefragt und die Familiengeschichte/n kritisch hinterfragt.

Das Familiengedächtnis ist aufgrund seiner fragmentarischen, deutungsoffenen Beschaffenheit (Andeutungen, kleine Anekdoten, Bemerkungen en passant usw.) als eine Art ‚Puzzle‘ zu verstehen, das von den Nachkommen zusammengefügt werden muss. Interessant ist, welche dieser Bruchstücke sie aufgreifen und welche nicht und in welche Gesamterzählung diese schließlich eingefügt werden. In der Regel werden genau jene Bestandteile der familiären Geschichten aufgegriffen, die ihnen am plausibelsten erscheinen und die zugunsten der Großeltern/Eltern gedeutet werden können, wohingegen andere, unliebsame Bestandteile oft schlicht ‚überhört‘ werden. (Welzer/Moller/Tschuggnall 2002) Die wenigen konkreten Fakten dienen somit als Rahmengerüst, und die Leerstellen der elterlichen Narrative werden mit Vermutungen, Spekulationen und Phantasien ausgefüllt. Es handelt sich dabei jedoch nicht nur um (weit verbreitete und vielfältige) *Entlastungskonstruktionen*, sondern fallweise auch um *Belastungsphantasien*. Anstatt nachzufragen und sich somit Gewissheit über die tatsächliche Verantwortung der Eltern zu verschaffen, quälen sich manche Nachkommen oft bis heute mit Fragen nach einer möglichen Schuld, die sie *erahnen*, aber nicht faktisch absichern können. (Reiter 2005)

Das heißt, es geht immer auch um die Frage: Was *kann* man wissen, und was *will* man überhaupt wissen (oder auch nicht)? So bedarf es einer emotionalen Bereitschaft bei den Nachkommen, die durchaus vorhandenen Andeutungen und Hinweise aufzugreifen und sie nicht – wie es oft der Fall ist – zu ‚überhören‘ und auszublenden, was häufig aus Angst vor unliebsamen ‚Entdeckungen‘ und aus einem Schonverhalten sich und seinen Eltern gegenüber geschieht. (Rosenthal 1997, 346) Darüber hinaus ist die kognitive Fähigkeit nötig, die durchaus vorhandenen Hinweise erkennen und in

3 Vgl. dazu das Kapitel ‚Mutterbilder‘ in Reiter 2006, 186-236.

den historischen Kontext einordnen zu können. Das historische Hintergrundwissen, das für das Aufdecken von Ungereimtheiten und für das Zusammenfügen des familiären ‚Puzzles‘ notwendig wäre, haben viele Nachkommen selbstverständlich nicht. Nicht jeder oder jede ist Historiker bzw. Historikerin. Außerdem ist für diejenigen, die mehr über ihre Väter/Mütter/Großeltern wissen wollen, der Zugang zu verschiedenen ‚Wissensinstanzen‘, wie etwa zu zeithistorischer Fachliteratur und Archiven, zu Ausstellungen und Diskussionen nicht immer gegeben und hängt von Faktoren wie Bildung, sozialem Milieu, Lebensumständen, Wohnort usw. ab.

Ein neues Faktenwissen ‚von außen‘ kann möglicherweise bisher nicht verständliche Hinweise entschlüsseln helfen, die Aufmerksamkeit auf nicht beachtete Details und Ungereimtheiten lenken und scheinbar unumstößliche ‚Fakten‘ vielleicht sogar grundsätzlich in Frage stellen.⁴ Doch nicht immer führt ein vermehrtes historisches Wissen zwangsläufig zu einer Hinterfragung der familiären Narrative über den Nationalsozialismus. So kam es in Teilen der ‚68er-Generation‘ zur paradox anmutenden Situation, dass die politische und theoretische Beschäftigung mit dem Nationalsozialismus eine Auseinandersetzung mit der eigenen Familiengeschichte manchmal geradezu verhinderte. Denn durch den hohen Theorieanspruch linker ‚Faschismus‘-Analysen geriet die persönliche und emotionale Dimension des Problems, sprich: die eigenen (NS-belasteten) Väter und Mütter, oft aus dem Blickfeld. Dieser Ausblendungsmechanismus findet sich auch bei manchen Historikern und Historikerinnen aus der zweiten/dritten Generation, die sich zwar über Jahrzehnte professionell mit dem Thema Nationalsozialismus beschäftigt haben, aber lange Zeit keinen Zusammenhang zur eigenen Familiengeschichte hergestellt haben. (Botz 2005).

Zusammenfassend kann festgehalten werden: Die NS-Nachfolgegeneration bewegt sich meist in einem diffusen Spannungsfeld von Nichtwissen – Ahnen – Wissen. Das Spektrum zwischen den beiden Eckpolen ist sehr breit und hat viele Facetten. Es umfasst das Nichtwissen ebenso wie die aus den Wissenslücken resultierenden Ahnungen, Mutmaßungen und Phantasien; es schließt das Nicht-Erkennen von vereinzelt Hinweisen, Teilwahrheiten und Ungereimtheiten mit ein und reicht bis hin zu einem (vermeintlichen oder tatsächlichen) Wissen, das wiederum ein weites Feld von Interpretationen eröffnet. Das Wissen bzw. Nichtwissen der Nachkommen ist unter anderem ein Produkt der familiären Kommunikation, an dessen Verfertigung die nachfolgenden Generationen selbst stärker beteiligt sind, als gemeinhin angenommen wird. Subjektive, emotionale Beschaffenheiten (Abwehr, Schonung) spielen dabei eine ebenso große Rolle wie objektive (Un-)Möglichkeiten, sich einen Zugang zum Wissen zu verschaffen und kognitiv damit umzugehen. Und nicht zuletzt ist Wissen bzw. Nichtwissen kein statischer und endgültiger Zustand, sondern ein in Bewegung befindliches, überaus fragiles Konstrukt. Wie schwierig und schmerzhaft die Infragestellung oder gar die Revision eines vermeintlich unumstößlichen Konstruktes ‚Wissen‘ sein kann, möchte ich am folgenden Fallbeispiel deutlich machen. Dieser Fall mag in seiner Brisanz zwar besonders extrem erscheinen, im Kern aber berührt er Fragen und Aspekte, die mehr oder weniger alle NS-Nachkommen betreffen.

4 Vgl. exemplarisch dazu das Fallbeispiel EJ in Reiter 2006, 120-128, 242 f oder den Film von Malte Ludin „2 oder 3 Dinge, die ich von ihm weiß“ (2005).

Fallbeispiel Hilde Schubert: „... wenn ich's ned wüsst, wärs schöner ...“

Der Fall meiner Interviewpartnerin Hilde Schubert⁵ ist aus mehreren Gründen besonders interessant: Frau Schubert hatte bisher immer im Glauben gelebt, dass ihr Vater „nur bei der Wehrmacht“ gewesen sei, musste aber (kurz vor dem Interview im Jahr 2002) erfahren, dass dem nicht so war, sondern dass er als Leiter eines Sonderkommandos der SS-Einsatzgruppen an NS-Massenmorden beteiligt war. Es handelt sich also um eine sehr späte und besonders drastische Konfrontation mit der NS-Täterschaft des Vaters, wodurch das bisherige positive Vaterbild radikal in Frage gestellt wurde. Zudem war dieses neue Wissen zum Zeitpunkt des Interviews noch sehr ‚frisch‘. Meine Interviewpartnerin befand sich durch die unfreiwillige Konfrontation mit der Täterschaft des Vaters in einer akuten emotionalen Verunsicherung und hatte noch kaum Gelegenheit gefunden, den neuen Sachverhalt zu verarbeiten. Es handelt sich also bei dem Interview nicht um eine einigermaßen routinierte biographische Selbstpräsentation, sondern um einen schmerzhaften Wissensaneignungs- und Abwehrprozess, der noch voll im Gange war und die Interviewsituation emotional stark aufgeladen hat.

Die besondere Dramatik des Falles war für mich bereits im Vorfeld des Interviews spürbar. Frau Schubert hatte sich wenige Tage nach Erscheinen eines Artikels über mein Habilitationsprojekt in der österreichischen Tageszeitung *Der Standard* (erschienen am 23.11.2002) telefonisch bei mir gemeldet.⁶ Ihr Anruf unterschied sich insofern von vielen anderen, als Frau Schubert emotional stark aufgewühlt wirkte und ihr der Anruf offenbar sehr schwer fiel. Sie erzählte mir, dass sie etwa zehn Tage zuvor von ihrem Bruder erfahren habe, dass ihr Vater „im Internet“ stünde, weil er „bei der SS“ gewesen sei, worüber sie sich zutiefst „geschockt“ zeigte. Nähere Angaben zum Inhalt der Internetinformationen über ihren Vater machte Frau Schubert vorerst nicht, außer dass der Vater 1945 erschossen worden sei und vor einiger Zeit ein deutsches TV-Team im Zusammenhang mit ihrem Vater ihre Familie kontaktiert hätte. Ihre emotionale Erschütterung kam auch darin zum Ausdruck, dass sie die Tatsache, dass ihr Vater bei der SS gewesen war, kaum auszusprechen wagte. Seinen Namen wollte sie vorerst nicht nennen, deutete aber seine tiefe NS-Verstrickung mit der Bemerkung: „wenn Sie wüsstn ...“ an. Auf meine Frage, ob sie eventuell zu einem Interview bereit wäre, sagte sie prinzipiell zu, wollte aber das Gespräch aus familiären Gründen erst zu einem späteren, unbestimmten Zeitpunkt durchführen.

Tatsächlich meldete sich Frau Schubert zu meiner positiven Überraschung nach wenigen Wochen erneut. Diesmal erzählte sie mir, dass mittlerweile auch andere männliche Familienangehörige im Internet aufschienen, was sie aufgebracht mit der Bemerkung kommentierte: „Einmal muss das doch aufhören, was können denn die Kinder und Enkelkinder dafür?“ Auf meine genauere Nachfrage hin wurde bald klar, dass die Internetinformationen über den Vater einer Suchmaschine entstammten, wo unter vielen Einträgen auch der namensgleiche Bruder und die Enkelsöhne, wenn auch in gänzlich anderen Zusammenhängen, angeführt waren. Damit konnte ich die Befürchtungen einer ‚Sippenhaftung‘ bei Frau Schubert, die mit dem Medium Internet

5 Der Name ist ein von mir gewähltes Pseudonym. Zur Transkription der folgenden Interviewzitate vgl. Reiter 2006, 315 f.

6 Ich stütze mich im Folgenden auf die Telefonprotokolle vom 26.11.2002 und 10.12.2002 sowie das von mir nach dem Interview verfasste Interviewprotokoll vom 18.12.2002.

nicht vertraut ist, zerstreuen. Offensichtlich sehr erleichtert über diesen Umstand, nannte sie mir in diesem zweiten Telefongespräch – zögernd zwar und unter dem Siegel der Vertraulichkeit⁷ – den Namen ihres Vaters und wir vereinbarten einen Interviewtermin.

Der von Frau Schubert genannte Name des Vaters war mir nicht geläufig, und er ist wohl nur innerhalb der NS-Fachwissenschaft ein Begriff. Eine erste Recherche meinerseits ergab, dass er tatsächlich tief in NS-Verbrechen verstrickt war, wodurch mir der Schock Frau Schuberts über diese neuen Fakten verständlich wurde, ja sich auch etwas auf mich übertrug: Wie aus den Unterlagen hervorgeht, war ihr Vater bereits 1930, noch vor Hitlers Machtübernahme in Deutschland, der NSDAP beigetreten und somit ein (in Österreich illegaler) Nationalsozialist der ersten Stunde. Später schloss er sich der SS an, wo er es bis zum Rang eines SS-Obersturmbannführers brachte. Nach dem ‚Anschluss‘ Österreichs 1938 wurde er in der ‚Ostmark‘ als Polizeichef einer Gauhauptstadt eingesetzt und hatte eine führende Funktion im Sicherheitsdienst (SD) inne. Von 1941 bis Anfang 1943 war er Kommandant eines Sonderkommandos der Einsatzgruppe D, die für die Ermordung von Zehntausenden Menschen (Juden, sogenannte ‚Partisanen‘, Zivilbevölkerung) verantwortlich war. (Angrick, 1997 und 2003) In dieser Funktion hatte er mehrere Massaker und auch die Ermordung von Juden in mobilen Gaswagen befehligt.

Diese Fakten lagen beim Interview im wahrsten Sinne des Wortes ‚auf dem Tisch‘, denn Frau Schubert hatte die Unterlagen aus dem Internet vorbereitet vor sich liegen und sie bestimmten – lange Zeit eher implizit als explizit – das gesamte Interview. Da Hilde Schubert bereits in den zwei Vorgesprächen mehrmals versichert hatte, dass sie bisher absolut „nichts davon gewusst“ habe, waren es vor allem folgende Fragen, die mich beschäftigten: Wie war es möglich, dass Frau Schubert bis zum Jahr 2002 – immerhin über 60 Jahre – nichts von der NS-Verstrickung ihres Vaters gewusst bzw. zumindest geahnt hat? Wie wurde in ihrer Familie über den NS-Vater kommuniziert, wurde seine NS-Täterschaft geheim gehalten, oder gab es vielleicht doch Hinweise darauf, die Frau Schubert möglicherweise nicht als solche erkannt hat? Und wie geht sie heute mit diesem neuen, für sie erschreckenden Wissen um, welche Konsequenzen zieht sie daraus, verändert dieses neue Wissen ihren Blick auf den Vater?

Hilde Schubert ist 1939 geboren und gemeinsam mit zwei jüngeren Brüdern, ihrer Mutter und ihrer Großmutter in einer mittelgroßen Stadt in Westösterreich aufgewachsen. Ab Anfang der 1960er Jahre lebte Frau Schubert in Wien, wo sie ein Wirtschaftsstudium an der Hochschule für Welthandel absolvierte, früh heiratete und später im kaufmännischen Bereich in großen Firmen tätig war. Nach ihrer Pensionierung zog sie ‚aufs Land‘, wo sie heute mit ihrem zweiten Ehemann in einem kleinen Dorf lebt und wo Ende 2002 das Interview stattgefunden hat. Am Morgen des Interviews, einem kalten Wintertag im Dezember, rief mich Frau Schubert an, um mich vor den Gefahren der eisglatten Fahrbahn (ich wollte mit dem Auto aus Wien kommen) zu warnen, nicht ohne zaghaft hinzuzufügen, dass wir das Interview gerne verschieben könnten. Ich interpretierte diesen Hinweis zum einen als liebenswürdige

7 Um diesen Wunsch gerecht zu werden, werden im vorliegenden Fall alle persönlichen Daten und Namen aus dem familiären Umfeld von Frau Schubert anonymisiert oder weggelassen. Die Angaben über die Aktivitäten des Vaters im Nationalsozialismus werden nur so weit konkret angeführt als sie für den Interviewverlauf und das Verständnis relevant sind.

Geste der Sorge, zum anderen aber auch als einen möglichen Versuch eines ‚Rückziehers‘, als ‚Angst vor der eigenen Courage‘ gewissermaßen. Da ich dem Interview aber mit großem Interesse entgegensah und wohl auch fürchtete, es könnte sonst möglicherweise gar nicht stattfinden, ging ich auf dieses Angebot nicht ein, und unser Gespräch fand wie verabredet an diesem Tag statt.

Es empfing mich eine freundliche, wenn auch sichtlich aufgeregte 63jährige Frau, die – wie bereits erwähnt – einige schriftliche Unterlagen und Photos vorbereitet hatte. Frau Schubert kam noch während meiner Vorbereitungen mit dem Aufnahmegerät auf diese Unterlagen zu sprechen, und erst nach einigen Minuten konnte ich meine übliche Eingangsfrage nach ihrer Kindheit stellen. Aus ihrer Eingangserzählung geht hervor, dass für sie (Jg. 1939) und ihre zwei jüngeren Brüder (Jg. 1940 und Jg. 1944) das Kriegsende ein einschneidendes Kindheitserlebnis war. Denn damals wurde ihre Mutter, eine überzeugte Nationalsozialistin, in einem Internierungslager der Alliierten für drei Monate interniert, und die drei kleinen Kinder wurden ohne weitere Erklärung voneinander getrennt und in unterschiedlichen Kinderheimen untergebracht. Für die damals Sechsjährige und vor allem für ihren jüngsten, knapp einjährigen Bruder war diese Trennung von der Familie eine traumatische Erfahrung. Auch die unmittelbare Nachkriegszeit ist in der Erinnerung von Frau Schubert überaus negativ besetzt, bedeutete sie doch den Verlust des Vaters, die soziale Deklassierung der Familie und sehr schlechte Erfahrungen mit dem Stiefvater, auf die ich in diesem Kontext nicht näher eingehen möchte.

Diesen negativen Nachkriegserinnerungen wird ein positives Bild der Zeit vor Ende des Krieges gegenübergestellt, als der Vater noch lebte und das Familienleben scheinbar noch intakt war. Frau Schubert hat ein paar konkrete Kindheitserinnerungen an den Vater, auch wenn dieser nur sehr selten – meist zu Weihnachten – zuhause war. Sie bezeichnet sich selbst als „sehr großes Vaterkind“, wobei sie einschränkend hinzufügt: „soweit das (halt) möglich war“ (HS 4), womit sie auf die häufige berufs- und kriegsbedingte Abwesenheit des Vaters anspielt. Nicht zuletzt deshalb bleiben ihre Erinnerungen an den Vater vage, und sie findet kaum Worte, ihn und ihr Verhältnis zu ihm zu beschreiben. Er sei den Kindern gegenüber „unheimlich nett“ gewesen und er habe sich „wirklich bemüht“ um sie; die wenigen Besuche wären für sie und ihre Brüder immer „ein sehr starkes Erlebnis“ gewesen. (HS 4, 9) Nur in einer Interviewpassage beschreibt sie sehr konkret und sinnlich-visuell eine liebevolle Tochter-Vater-Situation, wobei diese schöne Erinnerung unvermutet in die Erzählung über den späteren Tod des Vaters übergeht:

I: Mhm, wie wie war Ihr Vater [...] wie haben Sie ihn als Kind, erlebt, wie war er-

HS: Reizend, reizend.

I: wenn Sie ihn einmal so beschreiben?

HS: Also, er war, kann mich noch erinnern, eine, große Freude war, ihn zu, bürsten, die Haare, und da bin ich auf ihn und mit der Bürste und der hat sich das alles gefallen lassen, und da ist er immer gekommen mit was Süßem für uns, also er hat, immer was mitgebracht, ich hab ihn also wirklich, in einer, wunderbaren Erinnerung

I: Mhm, obwohl Sie ihn so selten gesehen haben?

HS: Ja schon, aber aber und ich muss auch sagen, meine Mutter hat ja die Erinnerung sehr stark wach gehalten, auch nach dem Krieg nicht, mein Vater ist, erschossen worden, ich weiß ned ob Sie das wissen

I: Nein.

HS: 1945 Ende Mai [atmet tief aus], von Österreichern, ich hab die sogar die-

I: Wie? Wo ist er erschossen worden?

HS: In A. er ist mit einer, mit seiner Truppe, zurück und hat sich dort verschanz, und, die, und hat eine Frau mit drei Kindern mitgehabt, also er dürfte meine Mutter auch betrogen haben, eine Deutsche, und die hat ihn dann verraten, [...] und er kam dorthin um das Essen zu übernehmen oder, Nahrungsmittel, und, dann habens ihn erwischt ... und dann hat er scheinbar zu fliehen versucht [seufzt], dann habens ihn in den Hinterkopf geschossen das hab ich, sogar, also ... kann ich Ihnen sogar auch zeigen oder Sie können sichs fotokopieren⁸ (I: Ja gern). (HS 4)

Die näheren Todesumstände hatte Frau Schubert im Vorgespräch nicht erwähnt und entsprechend überrascht zeigte ich mich über die neue Wendung im Gespräch. Wie aus dem Kontext hervorgeht, hat sich der ehemalige SS-Einsatzgruppenleiter zu Kriegsende auf dem Rückzug in seiner abgelegenen Heimatregion versteckt gehalten und wurde dort erschossen. Meine Interviewpartnerin hat davon erst sehr spät und eher zufällig erfahren, als vor einigen Jahren ein Bekannter bei einem Krankenbesuch bei ihrer Mutter en passant erwähnt hatte, dass der Vater nicht gefallen, sondern ermordet worden sei. Ob die Erschießung ein krimineller Akt oder politisch motiviert war (etwa im Rahmen einer versuchten Verhaftung oder als Racheaktion gegen den ortsbekanntesten SS-Mann auf der Flucht) geht aus den ihr vorliegenden Unterlagen nicht eindeutig hervor und scheint für Frau Schubert nicht von vorrangiger Bedeutung zu sein.

Eine besondere Komponente des Todes des Vaters sind nicht nur dessen nicht gänzlich aufgeklärten gewalttätigen Umstände, sondern auch das Faktum, dass die Kinder über den Tod des Vaters lange im Unklaren geblieben sind. Frau Schubert zufolge hat die Mutter den Tod „jahrelang verschwiegen“ und sogar häufig über die Rückkehr des Vaters gesprochen, obwohl sie unmittelbar nach Kriegsende erneut geheiratet hatte. Die Tochter wurde erst als Neunjährige von ihrer Großmutter über den Tod des Vaters aufgeklärt. Bis dahin hatten sie und ihr um ein Jahr jüngerer Bruder geglaubt, dass er „in Gefangenschaft“ sei und „wieder zurück komme“. (HS 5) Diese kindliche Wunschvorstellung wurde von der offenbar sehr intransparenten Familienkommunikation genährt, deren offensichtliche Widersprüche meiner Interviewpartnerin als Kind nicht bewusst gewesen sind. Sie erinnert sich: „Also unsere Weihnachts-, unsere Weihnachten waren ja immer grauenvoll, da sind wir ums Bild vom Vater gessen und die Mutter hat, geheult und wir haben geheult also es war immer, ja *furchtbar*.“ (HS 17) Frau Schubert ist sich sicher, dass diese Szenen in der Nachkriegszeit und nicht während des Krieges stattgefunden haben, was angesichts der Wiederverheiratung der Mutter und deren Wissen um den Tod des Vaters tatsäch-

⁸ Bei dem Dokument, das mir Frau Schubert zeigt, handelt sich um eine amtliche „Bewilligung zur Enterdigung“ von 1949, aus dem sowohl das Todesdatum (Ende Mai 1945) als auch die Todesursache (Kopfschuss) hervorgeht.

lich verwirrend ist. Möglicherweise hat die Mutter um den verstorbenen Ehemann getrauert, wohingegen die Kinder immer noch auf die Rückkehr des Vaters gehofft und diese Situation somit falsch interpretiert haben. Diese Vermutung wird dadurch bestärkt, dass die Kinder selbst nach dem Wissen um den Tod des Vaters und trotz mehrerer ‚Beweise‘ (die Exhumierung und Umbettung in ein neues Grab 1949, die Identifizierung der Leiche durch die Mutter, die gemeinsamen Besuche am Grab) den Tod offenbar auch später nicht wahrhaben wollten. Vielmehr hielten sie ihre kindliche Illusion, dass der Vater noch leben und aus der vermeintlichen russischen Kriegsgefangenschaft zurückkehren könnte, noch sehr lange aufrecht.

Mittlerweile kann für Frau Schubert natürlich längst kein Zweifel mehr am Tod des Vaters bestehen.⁹ Vor dem Hintergrund ihres heutigen Wissens um die Verantwortung des Vaters und die möglichen Konsequenzen (Kriegsverbrecherprozess¹⁰) spricht aus ihr sogar eine gewisse Erleichterung über seinen frühen Tod: „Heute bin ich, nachdem was ich da jetzt gelesen hab ja eigentlich froh weil, ich glaub nicht, dass er, ungeschoren, davon gekommen wäre. Also es wäre, für uns Kinder, *wahrscheinlich*, schlechter gewesen, ned, wennes ihm einen Prozess gemacht hätten.“ (HS 5)

Frau Schubert und ihre Brüder sind somit nach 1945 ohne leiblichen Vater aufgewachsen und teilen diese Erfahrung mit vielen anderen (Nach-)Kriegskindern. (Roberts 1994, Eckstaedt 1996) Die Abwesenheit der Väter – zuerst im Krieg, dann in der Kriegsgefangenschaft, in Haft und später abwesend (im übertragenen Sinn) als emotionale Bezugs- und Vertrauenspersonen – ist ein zentrales Element von Nachkriegsfamilien und hat die Vaterbilder in der nachfolgenden Generation nachhaltig geprägt. (Reiter 2006, 159 ff) Die radikalste Form von Abwesenheit ist der Tod, wie auch im vorliegenden Fall. Nicht nur für Frau Schubert wird der tote, weitgehend unbekannte Vater mangels ‚gelebter‘ Beziehung zur Projektionsfläche für die eigenen Wünsche und Phantasien, zum allgegenwärtigen, idealistisch überhöhten ‚Phantomvater‘ (Eckstaedt 1996, 50). Zwar besitzt meine Interviewpartnerin noch einige frühkindliche (positive) Erinnerungen an den Vater, letztendlich ist sie aber auf die Erzählungen anderer angewiesen, wobei besonders der Mutter eine große Bedeutung im Familiengedächtnis zukommt. Der mütterlichen Tradierung nach war der Vater ein liebevoller Familienvater, ein Frauenschwarm und Charmeur sowie ein überaus hilfsbereiter Mensch, der für andere „das letzte Hemd ausgezogen“ habe; aber nicht nur die Mutter, auch deren Schwester habe von ihm „geschwärmt, als wär sie in ihn *verliebt* gewesen“, erinnert sich Frau Schubert. (HS 7-9) Erst gegen Ende ihres Lebens habe die Mutter ihre lebenslange Glorifizierung des Vaters ansatzweise in Frage gestellt, wodurch das idealisierte Vaterbild der Tochter zunehmend brüchig zu werden drohte:

I: Was hat sie, wie hat sie ihn bezeichnet, also was hat sie erzählt über ihn?

HS: Ja also, das das das ist komisch, sie hat ihn also derartig auf, auf drei Pödeste gestellt ja, und sie hat auf mich damit, immer unter Druck gesetzt, „der Vati würde das wollen dass du das machst“, nicht /und ich hab schon gespurt/

9 Mit der von ihr vorgelegten Enterdigungsurkunde, die ihr sehr wichtig zu sein scheint, ist der Tod des Vaters gewissermaßen ‚amtlich‘.

10 Einige Führer der Einsatzgruppe D wurden im sogenannten Einsatzgruppenprozess (Case 9) in Nürnberg angeklagt, zum Tode verurteilt und hingerichtet (Otto Ohlendorf, Werner Braune), andere wurden bereits nach kurzer Zeit aus der Haft entlassen bzw. wurden gerichtlich nie behelligt. Gegen einige Kommandeure der Sonderkommandos wurde erst 1972 Anklage erhoben; vgl. Angrick 1997, 103 f.

[lachend], also es war wirklich, ich muss sagen, das hat sie, damit hat sie also mich ordentlich am Zug gehabt ned, hat sie, sie hat erst im letzten Jahr vor ihrem Tod, hat sie begonnen ihn zu demontieren voriges Jahr also vor zwei Jahren [2001] ist sie gestorben ja, und im Jahr 2000 hat sie also, Dinge, zur Sprache gebracht die mich, völlig fertig gemacht haben.

I: Was hat sie da also, gesagt?

HS: Sie hat zum Beispiel gesagt, mein Vater ist zurückgekommen, er ist ja zurück, ned weil er ist ja, im Mai [19]45 dann erschossen worden, ist er nach [...], das muss an meinem Geburtstag gewesen sein ich bin im April geboren, und hat sie gesagt zu mir, das hat sie nie, das war das erste Mal dass sie sowas überhaupt sagt, hat sie gesagt „ja weißt dein Vater, der hat mir eine Pistole in die Hand gedrückt und hat gesagt „erschieß zuerst die Kinder und dann dich.“ Und dann ist er angeblich gegangen, das war für mich ... /ich hab das einfach nie ich hab des ned glauben können/ [verzweifelt lachend], weil sie hat unseren Vater so hingestellt als wär der, ja, der liebe Gott, so ungefähr, und, die Oma auch, und alle die ich gekannt hab, die ihn gekannt haben, haben also mein- von meinem Vater nur das Beste, das können Sie sich ned vorstellen der Doktor S. das ist unser Rechtsanwalt [...] und der hat zu mir gesagt /,wissen Sie was Ihr Vater für ein wunderbarer Mensch war“/ [nachahmend] (HS 5-6)

Der von der Mutter überlieferte ‚Tötungsauftrag‘ des Vaters steht dem ihr bisher vermittelten Vaterbild diametral entgegen und war für Frau Schubert „ein Hammer“ (HS 40), wie sie einmal formuliert. Immerhin muss sie nun mit dem Gedanken leben, dass ihr geliebter Vater angesichts des drohenden ‚Zusammenbruchs‘ seiner Frau befohlen hatte, sich und die Kinder – also auch sie, das sechsjährige „Vaterkind“ – zu töten. Diese bittere Wahrheit stellt das Bild des ‚liebenden Familienvaters‘ erheblich in Frage, noch dazu, wo dieser außerdem die Mutter betrogen hatte und zu Kriegsende „nicht einmal seinen jüngsten Sohn sehen“ wollte, was ihm die Mutter angeblich nie verzeihen konnte. (HS 40) Der ‚Tötungsauftrag‘ lässt darauf schließen, dass der Vater zu jenen überzeugten und/oder schwer belasteten Nationalsozialisten gehörte, die nach dem ‚Zusammenbruch‘ des NS-Regimes bereit waren (sei es aus Angst vor Rache oder aus politischem Fanatismus), ihre gesamte Familie mit in den Tod zu reißen. Die politische Dimension dieser Handlung war für Frau Schubert aber zum Zeitpunkt der mütterlichen Enthüllung nicht erkennbar, denn damals wusste sie weder von den hohen NS-Funktionen des Vaters noch von seiner tiefen Verstrickung in die NS-Verbrechen, wie sie im Laufe des Interviews mehrmals versichert:

I: Und Sie wussten damals noch gar nicht dass er, er involviert war?

HS: /Gar nichts/ [leise], ja überhaupt ned überhaupt ned, ich hab auch ned gewusst dass er bei der SS ist, ich hab geglaubt er ist bei der, also er war im Sicherheitsdienst in [L.] er war der Sicherheitsdirektor von [L.], sie hat auch erzählt dass er [...] eingesperrt, gewesen ist, weil er ja also vorm Umbruch

I: Als Illegaler?

HS: Ja.

I: Mhm.

HS: Sie hat erzählt, diese Dinge hat sie erzählt, dass ihm dort der Zahn ausgeschlagen worden ist, dass sie, ähm, für die Nazis, vor dem Umbruch, als Geldkurier, ah, gearbeitet hat

I: Sie?

HS: Sie.

I: Mhm, mhm.

HS: Und dass sie also, auch, versucht hat in die Festungshaft, den Leuten irgendwas reinzuschmuggeln, das hat sie schon erzählt, aber nie was Böses, nie was Grausliches. (HS 6)

Frau Schubert pocht wiederholt auf ihr bisheriges Unwissen über die NS-Aktivitäten ihres Vaters, liefert gleichzeitig aber auch Anhaltspunkte, dass in ihrer Familie sehr wohl darüber gesprochen wurde. Seine Funktion im Sicherheitsdienst, die sie mit dem Begriff eines „Sicherheitsdirektors“ (oder manchmal auch „Polizeidirektor“) benennt, hat sie offenbar als ‚harmlos‘ eingestuft und in ihrer Tragweite nicht erkannt. Auch dass ihr Vater „vor dem Umbruch“, wie Frau Schubert, die NS-Terminologie für den ‚Anschluss‘ Österreichs 1938 unkritisch reproduzierend, formuliert, illegaler Nationalsozialist gewesen war und die Mutter ihn aktiv politisch unterstützt hat, wusste die Tochter seit ihrer Kindheit. In der Familie wurde die Teilhabe des Vaters am NS-System also keineswegs verschwiegen, vielmehr hatte die Mutter mit den Funktionen des Vaters auch nach 1945 oft geprahlt. So habe sie häufig „geschwärmt“, dass bei ihrer Hochzeit 1939 „wahnsinnig wichtige Leute [...] von der Regierung“ teilgenommen hätten und sie auch mit Eva Braun bekannt gewesen wäre. (HS 7, 30) Allein diese NS-nostalgischen Erinnerungsbruchstücke der Mutter zeigen, dass der Vater alles andere als ein ‚kleiner Nazi‘ gewesen ist und auch die Mutter als überzeugte Nationalsozialistin und als ‚Frau an seiner Seite‘ (Schwarz 2000) eingestuft werden muss.

Erst heute – vor dem Hintergrundwissen um seine Täterschaft – weiß Frau Schubert die vielen kleinen Indizien für die hohe NS-Funktion des Vaters zu deuten. So fällt ihr beispielsweise ein, dass der Vater die Freistellung seines Schwagers vom Kriegsdienst veranlasst hatte, woraus sie heute zu Recht schließt, dass er „natürlich Macht gehabt haben muss“. (HS 7) Bisher hatte Frau Schubert diese Details offenbar nicht als problematisch erkannt („nie was Böses“), erst die kürzlich erfahrene Tatsache seiner hohen SS-Funktion hat sie in ihrer ‚Unwissenheit‘ erschüttert. Das Faktum der SS-Mitgliedschaft empfindet sie – wie viele andere Nachgeborene auch – als besonders belastend, worin sich zeigt, dass die SS nach wie vor als das ‚ultimativ Böse‘ wahrgenommen und mit einer Täterschaft in Verbindung gebracht wird, wohingegen andere NS-Funktionen als vergleichsweise ‚harmlos‘ gelten:

HS: Also, das mit der, mit der SS hab ich erst jetzt erfahren ja, das hab ich überhaupt nie gewusst, und ich hätte die Hand, für meinen Vater ins Feuer gelegt, und hab auch das immer gesagt, bei Diskussionen, dass er nie, also so etwas getan hätte, das muss ich wirklich sagen. Und ich hab also, mich sehr beschäftigt mit Geschichte mit sehr mit Juden, hab also mit sehr vielen Juden Kontakt gehabt [.....] und hab viel mit ihnen gesprochen, viel, und hab mich also da ganz anders informiert aber ich hab immer, also ich hätt gesagt mein Vater macht so etwas nicht.

I: Was haben Sie gesagt, wenn Sie wer gefragt hat?

HS: Er war Soldat.

I: Ja.

HS: Und er war im Krieg.

I: Ja, und wussten Sie wo er war im Krieg?

HS: Ja. Also e-

I: Wa- was haben Sie da gewusst, in welchen Gegenden-

HS: Dass er in, also, äh dass er in, in Laibach war, nen das hab ich Ihnen glaub ich eh schon gesagt, also dort war er, also für das ganze Gebiet, und dann war er in Russland in der Krim. ... Das wusste ich.

I: Mhm. Wussten Sie das auch von der Mutter?

HS: Das wusste ich von der Mutter. Also das hat, das hat als Kind, also die Mutter hats erzählt, ned weil sie hat auch erzählt, [...] am Kriegsende, sind zwei Krim .. Kosaken, zur Mutter gekommen, und haben gesagt sie soll uns zusammenpacken, sie nehmen sie mit in die Schweiz, weil sie wird da Sch- größte Schwierigkeiten haben nen, und sie ist aber nicht gegangen, das hat sie auch erzählt. [...] Sie sagt hat immer nur gesagt „hätt ichs nur getan, dann täts uns besser gehen“. (HS 20-21)

Wie viele andere ‚Kinder der Täter‘ hat Frau Schubert ihren Vater lange Zeit ‚nur‘ als Wehrmachtssoldaten wahrgenommen und ihn als solchen verteidigt. Alle Fakten, die dieses Bild gestört oder ernsthaft in Frage gestellt hätten, seine Illegalität und seine hohen NS-Machtfunktionen im SD oder die Warnung durch die Krimkosaken, hat sie teils aus historischer Unkenntnis, teils aus einem Schonbedürfnis heraus ausgeblendet. Diese beschönigende Sicht veränderte sich auch nicht nach einem studienbedingten Orts- und Milieuwechsel und ihrer Beschäftigung mit dem Nationalsozialismus und dem Judentum. Trotz der vielen Hinweise innerhalb der Familie hat sie offenbar keinen ‚Verdacht‘ geschöpft und keinen Zusammenhang zum eigenen Vater hergestellt, sondern für ihn – präventiv gewissermaßen – „die Hand ins Feuer gelegt“. Wie viele andere NS-Nachkommen auch, besaß Frau Schubert weder die emotionale Bereitschaft noch spezifische historische Kenntnisse, mithilfe derer sie die heiklen Bestandteile und Ungereimtheiten der familiären Narrative hätte entschlüsseln können.

Bei Hilde Schubert ist das ohnehin fragile Vater-Konstrukt erst in jüngster Zeit sukzessive in sich zusammen gebrochen. Den Beginn der Desillusionierung stellte die persönliche ‚Demontage‘ durch die Mutter und das Wissen um den väterlichen ‚Tötungsauftrag‘ dar. Doch im Laufe der letzten fünf Jahre ist es zu weiteren Ungereimtheiten und Enthüllungen gekommen, die die bisherigen Ausblendungen von Frau Schubert nicht länger möglich machten: „Und das war so das ist alles, das ist, so *geballt* gekommen ja [...] plötzlich hat sich, jeder, dafür interessiert. Zuerst war, jahrelang überhaupt nichts. [...] und jetzt kommt so was“ – stellt sie beinahe verwundert fest. (HS 19) So ist ihr beispielsweise bei einem ihrer seltenen Besuche am Grab des Vaters aufgefallen, dass dieses zur Pilgerstätte von Waffen-SS-Veteranen geworden und mit dem SS-Spruch „Meine Ehre heißt Treue“ versehen ist. Etwa zur selben Zeit hat ein deutsches Fernsichteam die Familie kontaktiert, auf der Suche nach ‚Zeitzeugen‘. Der Umstand, dass sich ein deutsches Fernsichteam ausgerechnet für ihren Vater interessierte, der ihrer damaligen Annahme nach doch ‚nur‘ bei der Wehrmacht und somit ‚unverdächtig‘ gewesen war, schien sie damals nicht besonders zu irritieren.

Auch das Interesse der Journalisten für das Fotoalbum des Vaters über dessen Kriegszeit auf der Krim mit „Fotos aus der Gegend dort unten“ (HS 2) hat trotz der zeitgleichen öffentlichen Diskussionen über die Verbrechen der Wehrmacht Frau Schubert Argwohn nicht geweckt. Sie hatte die Debatten um die ‚Wehrmachtausstellung‘ zwar am Rande wahrgenommen, aber diese nicht mit ihrem Vater und der TV-Recherche in Verbindung gebracht und stellte daher den Journalisten das Kriegsalbum des Vaters bereitwillig zur Verfügung:

HS: [...] Aber sie sind ziemlich enttäuscht abgezogen. Und sie wollten unbedingt das Fotoalbum, das hab ich ihnen auch gezeigt, aber da ist ja nix drinnen gewesen ned.

I: Was war da drinnen in dem Fotoalbum?

HS: Naja, die Soldaten- Soldaten in der in der Krim, wies halt feiern und und man sieht auch, niedergeschossene, Leute und, und und, und Pferde, erschossene, und wie sie halt auf einen Tisch sitzen und jausen und, und und und, eine Hetz machen so ungefähr halt ned, überhaupt nichts, wo man sagen d- also ja die erschossenen Menschen die dort herumliegen, das ist Krieg ned, das war ja ned so, das, man hat halt gesehen, da da ist ein Feld und da liegt ein Toter drinnen aber alles in diesen kleinen schwarzweiß- [...]

I: Und hat der Vater dieses Fotoalbum zusammengestellt?

HS: Das hat er gesch- nein, das haben sie ihm zum Geburtstag geschenkt.

I: Ah das haben sie ihm geschenkt, aha, versteh.

HS: Das haben ihm die Soldaten und in seiner, Truppe zum Geburtstag geschenkt, weil es steht dann noch drinnen, „für, für den Kommandanten“ oder irgend sowas, jetzt hab ich natürlich, noch, noch mehr geglaubt, dass er ein Soldat war. Ned, die sind ja alle in Felduniformen in den Fotos drinnen. (HS 43)

Nach der Beschreibung von Frau Schubert handelte es sich um ‚typische‘ Kriegsfotos, die den ‚normalen Kriegsalltag‘, wie etwa die als „Hetz“¹¹ bezeichnete Ausgelassenheit der Soldaten in ihren Felduniformen und die toten Pferde und Menschen abbilden. Auch die auf den Fotos zu erkennenden „erschossenen Menschen“ ordnet sie als selbstverständlichen Bestandteil des Krieges ein. Während Frau Schubert die Fotos beschrieb, dachte ich an die vielen in der ‚Wehrmachtausstellung‘ gezeigten Privatfotos von Kriegsteilnehmern, die die NS-Verbrechen und die Mentalität der beteiligten Täter drastisch vor Augen geführt haben. (Hamburger Institut für Sozialforschung 1996) Vor diesem Hintergrund und im Kontext der Einsatzgruppen kommt solchen scheinbar ‚normalen‘ Kriegsfotos eine besondere Brisanz zu. Dieser Überlegung sind offenbar auch die Journalisten gefolgt, als sie ihr Interesse für das Kriegsalbum bekundeten, an dem sie nach der Sichtung – aus welchen Gründen auch immer – kein Interesse mehr gezeigt haben. Für Frau Schubert bedeutete das Desinteresse der als kompetent eingestuften Journalisten eine gewisse Erleichterung, weil dies den Vater und seine Kameraden entlastete und ihre Einschätzung des Albums als ‚harmlos‘ bestätigte.

¹¹ Die Doppeldeutigkeit dieses österreichischen Begriffes für ‚Spaß‘, der darin innewohnende gegen jemanden gerichtete Hetzcharakter, erhält in diesem Zusammenhang eine besondere Brisanz. Vgl. dazu auch Canetti 1980.

Nach dem Tod der Mutter entdeckte Frau Schubert in deren Wohnung außerdem eine Urkunde, aus der hervorgeht, dass ihr Vater Blutordensträger gewesen ist. Obwohl sie die Bedeutung dieses NS-Ordens nicht genau kennt, deutet sie diesen Fund zu Recht als weiteres belastendes Indiz. Denn der 1933 gestiftete ‚Blutorden‘ galt als höchstes Ehrenzeichen der NSDAP, das an die Teilnehmer des Münchner Putschversuches von 1923 verliehen wurde. 1938 wurde der Bezieherkreis noch auf jene Parteimitglieder ausgeweitet, die im Kampf um die Macht schwer verletzt sowie zum Tode oder zu langjährigen Freiheitsstrafen verurteilt worden waren. (Kammer/Bartsch 1999, 47) In diese Kategorie ist also auch der Vater meiner Interviewpartnerin einzuordnen. Immerhin war er bereits 1930 der NSDAP beigetreten und hatte in der Illegalität für ‚die Bewegung‘ gekämpft. Nicht zuletzt deshalb erhielt er nach dem ‚Anschluss‘ eine führende Position im SD, und auch seine spätere Verwendung als Kommandant eines Sonderkommandos einer Einsatzgruppe passt in dieses Karriere-muster. (Angrick 1997, Wildt 2003)

Trotz dieser vielen immer konkreter werdenden Hinweise auf eine starke NS-Involvierung des Vaters trifft Frau Schubert die kurze Zeit vor dem Interview erfolgte Konfrontation mit dessen Täterschaft im Rahmen der SS-Einsatzgruppe mit voller Wucht. Das neue Wissen um die tiefe NS-Verstrickung ihres Vaters dominierte somit das gesamte Interview und bestimmte die Erzählhaltung von Frau Schubert entscheidend, etwa indem sie immer wieder zwischen dem ‚Davor‘ und ‚Danach‘ dieses Wissens unterschied und ihre bisherige Ahnungslosigkeit betonte. Trotz oder vielleicht gerade wegen dieser emotional aufgeladenen Atmosphäre wurde die tatsächliche Täterschaft des Vaters (abgesehen von vagen Andeutungen) erst im letzten Drittel des Interviews konkret thematisiert. Da Frau Schubert nicht selbst darauf zu sprechen kam, versuchte ich durch meine Nachfrage, wie sie eigentlich zu den mehrmals erwähnten Internet-Informationen über den Vater gekommen sei und was genau sie nun über ihn wisse, das Gespräch darauf zu lenken. Damit rückten der SS-Vater und seine konkrete Täterschaft ins Zentrum des Interviews.

Die belastenden Informationen über den Vater sind diesmal nicht ‚von außen‘ gekommen, sondern von ihrem um ein Jahr jüngeren Bruder, der darüber im Internet recherchiert hatte. Den Grund für die Recherche des Bruders, der sonst kein Interesse an Zeitgeschichte oder an der Vergangenheit seines Vaters gezeigt hatte, kennt Frau Schubert nicht. Sie nimmt an, dass er nicht gezielt, sondern eher zufällig in einem privaten Zusammenhang auf die Informationen gestoßen ist. Dieser Bruder (der zweite jüngere Bruder ist bereits verstorben) rief daraufhin seine Schwester an und erzählte ihr von seinem Fund. Da Frau Schubert keinen Internetanschluss besitzt, einigten sich die Geschwister darauf, dass der Bruder ihr die Unterlagen schicken sollte. Frau Schubert nahm daraufhin Kontakt mit ihrer Schwägerin (der Witwe ihres verstorbenen Bruders) auf, die die Internetrecherche fortsetzte und dabei auf die Namen ihrer Söhne stieß, was zu dem eingangs erwähnten Missverständnis der befürchteten ‚Sippenhaftung‘ geführt hatte.

Bei den vom Bruder recherchierten und an seine Schwester weitergegebenen Unterlagen handelte es sich um einen stichwortartigen Abriss der NS-Karriere des Vaters (in italienischer Sprache) sowie einen etwas längeren auszugsweisen Bericht über den Prozess gegen die Einsatzgruppe D (in englischer Sprache), die jene zentralen belastenden Fakten über den Vater enthalten, die ich eingangs ausgeführt habe. Auf diese Unterlagen bezog sich Frau Schubert öfters im Gespräch und übersetzt im Folgenden

auch direkt aus diesen.¹² Ich halte die folgende Interviewpassage in ihrem langsamen Herantasten an die bittere Wahrheit für sehr zentral und möchte sie daher in aller Ausführlichkeit zitieren:

HS: [...] Und das [die Unterlagen in italienisch] hat er [der Bruder] mir geschickt und dann ist er zwei Tage drauf, ruft er wieder an und sagt „und jetzt hab ich was in Englisch. Das schick ich dir auch. Und das ist ja viel ausführlicher“.

I: Mhm, und was steht da drinnen jetzt, wenn Sie es einmal, zusammenfassen-

HS: Naja, also es steht-, es steht also drinnen dass mein Vater, ah bei der SS war dass er seine Zugnummer ist, [...], seine SS-Nummer, dass er, ah zuerst, steht ja, wenn Sie Italienisch können also der Sicherheitsdirektor in [L.] war, und, vom, Ma- Mai 41 bis Februar 43 war er Kommandant, Sonderkommand-, das, [...], äh der Einsatztruppe D, und, äh, venne ucciso nell 45 also er ist gestorben 45, steht da

I: Steht da gestorben oder ermordet?

HS: Nein da steht ucciso, das heißt also, gestorben, das ist ned ermordet. Und dann steht [hustet], einen Prozess, in München, in, in Bayern, 1972.¹³ Gegen einige M- Mitglieder der Sonderkommission, wurde also der [Schubert], vom April 42, ah also, wurde wurde mitgeteilt dass er, einen, di- dieser Gaswagen, befehligt hat, für Hebräer [italienisch: ebrei], von der, Citta also von d-, von der Stadt von F. Und das ist die Krim gewesen.

I: Aha, den Gaswagen, für die Juden.

HS: Ja, Vergasungswagen.

I: Dass er das befehligt hat (HS: Ja), dieses Kommando (HS: Ja). Und Einsatzgruppe D, wissen Sie, was die Einsatzgruppe D war?

HS: Nein [atmet tief aus], weiß ich nicht, keine Ahnung.

I: Ja. Und wie, wie haben Sie sich da gefühlt wie Sie das, wie war das für Sie, ich mein-

HS: /Na schrecklich war das/ [sehr leise]. Na, ich kanns gar ned sagen, es war so furchtbar, /ich ich ich hab mich so aufgeregt/ [verzweifelt lachend], da ist es ja da noch, da ist ja noch, da, was dann da alles steht ja. [HS zeigt auf weitere Unterlagen]

I: Was steht da noch zusätzlich drinnen?

HS: Das ist jetzt Englisch. Ja ja. [liest] Das ist auch wieder das Sonderkommando [...], und, ah es wurde geleitet, (von) einem [Schubert], der ist to- also, der ist tot, ja, und da sein Vertreter war der, R., sagt mir gar nix. Während der ersten neun Monate, Ohlendorfs äh, mit der Einsatzgruppe D, diese, Gruppe, zer- zerstörte mehr als 90 Menschen

I: 90.000.

HS: neun- neunzigtausend Menschen ja, diese Tausende, sind, getötet worden, 340 pro Tag, ned, ja ah, waren aber auch Zigeuner dabei Asiaten, und un-,

¹² Frau Schubert beherrscht sowohl Italienisch als auch Englisch; ich zwar Englisch, aber nur mangelhaft Italienisch und war diesbezüglich auf die Übersetzung von Frau Schubert angewiesen.

¹³ Gegen einige Führer der Sonderkommandos der Einsatzgruppe D kam es erst 1972 in München zu einem Prozess, vgl. Angrick 1997, 104.

unerwünschte Personen ned, und zwar zwischen 16. November und 15. Dezember 41. Und so geht's da weiter

I: Und dann steht noch einmal konkret was über Ihren Vater?

HS: Ja. [blättert] es ist so dunkel. Also d- der [seufzt] der Z. in Nikolaev das war wieder, so ein Sonderführer, und eine kleinere Gruppe unter der Leadership, also unter der Führerschaft von [Albert Schubert] in Ananew, das weiß ich nicht wo das ist.

I: Ja, was hat die Gruppe gemacht?

HS: Also, für, f- für die technische, technische Gelegenheiten äh, es es war es nicht möglich du-, a- alle Massenexekutionen zu, inspizieren..... Da ist einer, da ist einer verhört worden ja, [...] .. Und und der hat d-, der hat eben das gesagt dass der Vater da dabei war. Und da gehts dann weiter-

I: Ah ich versteh schon, also es steht, dass, der das inspiziert hat, die Exekutionen also Massenhinrichtungen-

HS: Inspiziert hat und-, -kution, ja-

I: also eine große, und eine kleine Massen-, und eine kleinere Massen- also unterm Kommando vom-

HS: Ja, kleiner, das ist mein, /ja ja, ja/ [sehr leise]

I: [Albert Schubert]

HS: /[Schubert] Ja./ [leise]

I: Das heißt er war, und die Einsatzgruppe D, war, eine der-

HS: Ich weiß es nicht.

I: größten Mord, Truppen-

HS: Ach so, wissen Sie das? [seufzt, leise]

I: im Osten. Also, speziell im Süden der Sowjetunion-

HS: [blättert] Ja es ist, drum wollten die unbedingt dieses Fotoalbum von meiner Mutter haben, und dann sind sie aber ohne das abgezogen, weil da nix drinnen war, ja tote Pferde und und und [atmet tief aus] Ja. Und die haben nichts gesagt darüber diese Deutschen. (HS 33-34)

Die in den Unterlagen genannten Fakten sind erdrückend: Sie lassen keinen Zweifel daran, dass der Vater von Frau Schubert führend an Massentötungen beteiligt war, wobei hier konkret die von ihm befehligte Ermordung von Juden in Gaswagen und ein „kleineres“ Massaker (vermutlich eines von mehreren) angeführt werden. Vor dem Hintergrund dieses Wissens um die Tätigkeit ihres Vaters bei den Einsatzgruppen erhält die damalige TV-Recherche eine andere Bedeutung. Heute weiß Frau Schubert, dass ihr Vater an der Judenvernichtung auf der Krim beteiligt war und das deutsche Fernsehteam deshalb ein so großes Interesse am Kriegsalbum des Vaters gezeigt hatte. Die stockende Wiedergabe dieser erschreckenden Fakten und die langen Pausen dazwischen sind einerseits auf das Ablesen und gleichzeitige Übersetzen der Textstellen zurückzuführen, andererseits sind sie aber auch Ausdruck der tiefen emotionalen Betroffenheit meiner Interviewpartnerin. Obwohl sie diese Unterlagen schon mehrmals durchgelesen hat, hält sie sich strikt an die Übersetzung, was ihr offenbar eine Art Halt zu geben scheint. Es fällt ihr schwer, die Taten des Vaters in eigene Worte zu fassen und die Dimension dieser NS-Verbrechen zu erfassen, was sich unter anderem in ihrem ‚Versprecher‘ hinsichtlich der unfassbar hohen Zahl der Ermordeten widerspiegelt. Auch wenn ihr die ‚Einsatzgruppen‘ kein Begriff sind, so ist mit

den vereinzelt Begriffen ‚Juden‘, ‚Gaswagen‘, ‚Exekutionen‘ usw. das thematische Feld der Judenvernichtung und des Massenmordes klar umrissen.

Aber auch ich als Interviewerin bin von der Interviewsituation und den auf dem Tisch liegenden Fakten überwältigt. Mit dem Wissen um die Rolle der Einsatzgruppen bei der Judenvernichtung und angesichts der Erschütterung von Frau Schubert tendiere ich zu einem Schonverhalten und vermeide es ebenfalls, die Fakten konkret zu benennen. Dies zeigt sich etwa in der vorsichtig angesetzten Frage, ob sie wisse, was eine Einsatzgruppe sei, die ich nach ihrer Verneinung jedoch unbeantwortet lasse. Mit meiner anschließenden Frage nach ihren Gefühlen wechsele ich auf die emotionale Ebene. Gleichzeitig schien es mir aber wichtig, das nicht oder nur vage Ausgesprochene einmal konkret zu benennen, was mir erst mit der zögernd vorgebrachten Bezeichnung der Einsatzgruppen als „Mordtruppen“ gelingt. Meine Ambivalenz als Interviewerin zwischen Schonung und bewusstem Durchbrechen der Vagheit korrespondiert mit der Ambivalenz von Frau Schubert zwischen dem Wissen-Wollen einerseits und ihrer Angst vor dem endgültigen Wissen andererseits. Dies spiegelt sich beispielsweise in ihrer zaghaft-resignativen Rückfrage an mich als Historikerin, die ihr das Unfassbare gleichsam als ‚Expertin‘ bestätigen soll.

Frau Schubert befindet sich im schwierigen Prozess des (Nicht-)Begreifens. Auch wenn manchmal der Eindruck entsteht, dass sie die vorliegenden Fakten noch nicht in ihrer ganzen Dimension erfassen und einordnen kann, so zeigt doch ihre erschütterte Reaktion, dass sie sich emotional sehr wohl der Ungeheuerlichkeit der neuen Informationen bewusst ist:

I: Und wie, was, was heißt das jetzt für Sie wenn Sie das erfahren?

HS: /Furchtbar/ [leise], es war [atmet tief aus], ich hab, wirklich tagelang nicht geschlafen. Mein Mann hat gesagt ich soll mich nicht /soll mich nicht aufregen und/ [verzweifelt lachend] „es ist vorbei“ und sag ich, „ja, schon aber“ meine Schwägerin [...] die hat gesagt, „du, ich, ich trau mich ja ned einmal den Kopf den Kopf hochhalten“, sag ich „du, ihr könnts ja nix dafür“.

I: Ja sie ja überhaupt nicht, die Schwägerin, ja noch weniger-

HS: Naja. Aber sie hat halt auch Kinder die [Schubert] heißen nen. Also das war, so ein so ein Hammer, äh, manchesmal denk ich mir, mir wär lieber ich täts ned wissen, aber ..

I: Ja, aber, Sie wissen es jetzt.

HS: Es ist halt-, ja, ja.

I: Und haben Sie sich dann, wie Sie nicht schlafen konnten ausgemalt was er, getan haben könnte

HS: Nein, das kann ich nicht-

I: es steht da relativ wenig aber es steht-

HS: Er hats gewusst, ned, er war dabei

I: Er hat es nicht nur gewusst, er hats auch befehligt-

HS: er war, er hats auch befehligt, ned ja.

I: Und da steht nur eines von (HS: Ja ja), 90.000 Menschen.

HS: Es ist, ja, [seufzt, leise] ich bin ich w- ich weiß es nicht ich bin, wie gesagt, wenn ichs ned wüsst, wärs schöner, ned, aber es ist halt leider nicht so. .. Mein Mann sagt, „was fühlst du dich schuldig“ sag ich „ja ich ich kanns eh ned“ .. wenn ich an die Tochter vom Göring oder, an die Goebbelskinder die

der ja umgebracht hat, seine eigenen denk, die hätten, oder den Bormann, sind ja ungefähr solche Leute auch.

I: Mhm.

HS: Ich bin nur über eines froh. Dass ich so alt bin jetzt.

I: Mhm.

HS: /Weil wenn ich das gewusst hätt, mit dreißig/ [verzweifelt lachend] .. /ich weiß nicht/ [leise] .. /bin wirklich froh, wirklich/ [weinend].

I: Mhm. Glauben Sie dass Sie jetzt besser damit umgehen können?

HS: Ich hoffe es.

I: Mhm

HS: Ich hoff. (HS 34-35)

Frau Schubert ist emotional tief berührt und verstummt an dieser Stelle beinahe. Ich als Interviewerin schwanke zwischen Mitgefühl und Schonung und vorsichtigem Nachdruck, ihre anklingenden Relativierungsversuche abzuschwächen. Frau Schubert ahnt: Diesem Wissen muss sie sich nun stellen, auch wenn es ihr lieber wäre, wenn sie niemals davon erfahren hätte, wie sie wiederholt betont. Eine gewisse Erleichterung ist für sie, dass sie mit der NS-Täterschaft erst jetzt konfrontiert wurde, denn – so deutet sie an – in früheren Jahren hätte sie dieses Wissen kaum ertragen. An anderer Stelle betont sie noch, dass sie ihrer Mutter nicht böse sei, dass diese nichts davon erzählt und den Vater so lange idealisiert hatte, denn so habe sie zumindest „ein schönes Bild von ihm gehabt [...] bis zu der Geschichte jetzt“. (HS 46)

Mit ihrer Verzweiflung und ihren Schuldgefühlen ist Frau Schubert ziemlich alleine. Ihr Ehemann bringt für diese Gefühle offenbar kein Verständnis auf, wie sie mehrmals erwähnt.¹⁴ Als wichtigste Vertrauensperson in dieser Angelegenheit erweist sich offenbar eine Freundin, die sie auf den Zeitungsartikel über mein Projekt hingewiesen hatte und mit der sie auch über ihre emotionale Erschütterung sprechen kann. Ihre Schwägerin ist für sie zwar ebenfalls eine Ansprechpartnerin, sie lebt aber im Ausland und hat offenbar selbst Probleme, mit der NS-Verstrickung ihres Schwiegervaters umzugehen. Ihr Bruder möchte sich Frau Schubert zufolge überhaupt nicht mehr damit befassen: „Er hat gesagt er möcht jetzt, jetzt hat er genug gewühlt, jetzt möcht- soll endlich ein Frieden sein.“ (HS 41) Seine Bereitschaft zur Auseinandersetzung hat sich mit der Recherche und vor allem mit der Weitergabe der Unterlagen an seine Schwester offenbar erschöpft. Meine Frage, ob sie das Bedürfnis habe, dieses späte Wissen über den Vater mit ihm im gemeinsamen Gespräch zu verarbeiten, verneint sie dezidiert. An eigene Nachforschungen denkt Frau Schubert derzeit nicht. Abgesehen davon, dass für sie der Zugang zu weiteren Informationen (Internet, Fachliteratur) schwierig ist, will sie momentan nicht mehr wissen, was verständlich ist. Zu belastend und zu frisch sind die neuen Fakten, die – anders als die bereits vorher bestehenden Hinweise auf eine starke NS-Involvierung des Vaters – nun zu einer unumstößlichen, nicht mehr zu ignorierenden Gewissheit geworden sind.

¹⁴ Seine Abwehr widerspiegelte sich auch in seinem ablehnenden Verhalten mir gegenüber, indem er mich – obwohl anwesend – nicht begrüßte, während des Interviews im Nebenraum saß und auch einmal das Interview unterbrach, was auf ein gewisses Misstrauen seinerseits schließen lässt. (vgl. Interviewprotokoll HS) Dieser Eindruck meinerseits wurde möglicherweise durch ihre Aussage, dass ihr zweiter Mann „politisch rechts“ eingestellt und ein Antisemit sei, verstärkt. (HS 30)

In diesen neuen Wissenskontext muss Frau Schubert nun ihr bisher positives Vaterbild einordnen, und das ist keineswegs einfach. Sie befindet sich in einem Dilemma, bei dem das emotionale Bedürfnis, den Vater zu entlasten und sich nicht zu stark mit dessen Täterschaft zu konfrontieren, einerseits und das rationale Wissen um die Notwendigkeit einer Distanzierung andererseits miteinander im Widerstreit stehen. Da die NS-Täterschaft des Vaters nicht mehr verleugnet werden kann, muss der ‚private‘ Vater vom ‚politischen‘ NS-Vater abgespalten werden, denn nur so kann die Tochter ihr positives Vaterbild auch jetzt noch aufrechterhalten. Tatsächlich zeigt sich im gesamten Interview, dass der ‚private‘ Vater nach wie vor geschont und positiv dargestellt wird. Frau Schubert ist für jede positive Gegenerinnerung dankbar, so etwa über einen „sehr liebevollen“ Feldpostbrief des Vaters, den sie „Gott sei Dank“ beim Aufräumen der Wohnung der Mutter nach deren Tod gefunden hat. (HS 39) Dieses persönliche Fundstück ist für sie offenbar ein kleiner Trost im Wissen um die schrecklichen Taten des NS-Vaters. Aber auch auf der politischen Ebene unternimmt Frau Schubert ein paar Entlastungsversuche, die allerdings zwangsläufig an den historischen Fakten scheitern müssen. So etwa erzählt sie gleich zu Beginn des Interviews eine abstrus anmutende Geschichte, die sich auf die Tätigkeit des Vaters bei der sogenannten ‚Partisanenbekämpfung‘ in Slowenien bezieht:

HS: [...] Mein Vater war am Anfang, Kommandeur, in Jugoslawien, und zwar in Ljubljana, und dort unten, muss es, da meine Oma ist auf Besuch runter gefahren meine Mutter ist auf Besuch runter gefahren und, er muss unten, also das ist jetzt, vielleicht von mir verbrämt, er muss unheimlich gut gewesen sein zu den Leuten, weil die haben ihm also zugesagt, wenn sie mich mit hinunter nehmen, da muss ich zwei Jahre alt gewesen sein oder so, sie garantieren dass sie keinen die Partisanen, dass sie keinen Zug überfallen dass er [lacht kurz], dass ich runter komm und wieder rauf komm und dass nichts passiert, ned, [...] (HS 2)

Diese offensichtliche Familienlegende (die in Variationen auch in anderen Familien verbreitet ist), wird von meiner Interviewpartnerin unkritisch reproduziert. Der familiären Überlieferung nach haben ‚die Partisanen‘ angeblich für einen Familienbesuch beim Vater an der Front mit diesem eine Art ‚Waffenruhe‘ vereinbart, was die Tochter positiv interpretiert und auf die Menschlichkeit und Beliebtheit des Vaters vor Ort zurückführt. Diese Version hält einer Überprüfung wohl nicht stand, sie widerspricht aller historischen Wahrscheinlichkeit und beschönigt die NS-Praxis der ‚Partisanenbekämpfung‘, indem suggeriert wird, dass es sich dabei um eine ‚normale‘ Kriegsführung mit ‚Gentleman‘-Absprachen gehandelt habe. Auch angesichts seiner späteren aktiven Beteiligung an Massenmorden als Leiter eines SS-Sonderkommandos auf der Krim erscheint diese Geschichte nicht plausibel. Es ist vermutlich das heutige Wissen von Frau Schubert um seine Täterschaft, die in ihr selbst Zweifel („vielleicht verbrämt?“) an ihrer verharmlosenden Deutung („er muss unheimlich gut gewesen sein zu den Leuten“) aufkommen lassen. Die Funktion dieser Geschichte liegt jedenfalls auf der Hand: Sie soll den schwer belasteten Vater entlasten.

Frau Schuberts Gefühlslage changiert zwischen dem nachvollziehbaren Bedürfnis nach einer Ehrenrettung des Vaters und dem gleichzeitigen Wissen um die Unveränderlichkeit der historischen Fakten. So ist im gesamten Interview eine starke emotio-

nale Betroffenheit spürbar, woraus ein ausgeprägtes Unrechtsbewusstsein und ein tiefes Gefühl der Scham spricht. Auch wenn sie die schreckliche Wahrheit „immer noch nicht glauben“ kann (HS 45), ist sie bereit, sich den neuen Fakten zu stellen. Dafür spricht etwa, dass sich Frau Schubert zum Interview gemeldet hat, obwohl ihr das sichtbar schwer gefallen ist. Das Interview war zweifellos mit der Erwartung einer ‚Hilfe‘ in ihrer Auseinandersetzung mit der NS-Täterschaft des Vaters verknüpft, was sie auch einmal direkt formuliert: „Ich bin froh, dass ich mit Ihnen geredet hab, das hilft mir vielleicht ein bisschen.“ (HS 41) Diese Erwartung besteht nicht nur auf einer emotionalen Ebene (die deckt vermutlich stärker ihre Freundin ab), sondern vor allem auf der Wissensebene. Für Frau Schubert repräsentiere ich als ‚Expertin‘ den Zugang zu einem Wissen, das ihr helfen könnte, die für sie als Nicht-Historikerin schwer verständlichen Dokumente und Fakten zu erklären und einzuordnen. Wie sich gezeigt hat, geht diese Erwartungshaltung immer mit der Furcht vor weiterem (belastenden) Wissen und dem Wunsch nach Entlastung des Vaters einher.

Nach dem Interview hat sich mir die Frage gestellt, wie meine Interviewpartnerin wohl künftig mit diesem Wissen umgehen wird, wenn durch die zeitliche Distanz die unmittelbare emotionale Erschütterung etwas nachgelassen hat. Meiner Einschätzung nach befand sich Frau Schubert zum Zeitpunkt des Interviews in einer sehr offenen Situation mit unbestimmtem Ausgang: Was damals noch sehr emotional und offen zutage trat, könnte sich entweder zur Abwehr, sprich: ‚Verdrängung‘ verdichten, indem sie die im Interview angelegte Trennung zwischen dem ‚privaten‘ Vater und den Vater als NS-Täter noch verstärkt und somit ihr positives Vaterbild weitgehend unbeschädigt bleibt. Oder aber Frau Schubert kommt aufgrund ihrer Erschütterung und ihres Unrechtsbewusstseins nicht zur Ruhe – auch dafür gibt es Indizien im Interview – und sie stellt sich der bitteren Wahrheit, was möglicherweise zu einer weiteren Auseinandersetzung mit ihrer belasteten Familiengeschichte führen könnte.

Post scriptum:

Welche Variante meine Interviewpartnerin schließlich gewählt hat, habe ich später (ansatzweise) erfahren: Frau Schubert wollte vorerst offenbar mehr über ihren Vater wissen und bat eine ehemalige Schulfreundin (die auch mich kontaktiert hat), Nachforschungen über ihn anzustellen. Zwei Jahre später erhielt ich von Frau Schubert einen Brief, worin sie kurz auf ihre Befindlichkeit nach dem Interview eingeht: „Ich habe nach Ihrem Besuch lange gebraucht, um alles zu verarbeiten und habe jetzt meinen Frieden gemacht.“ Denn sie habe, so schreibt sie weiter, mit der Mutter der besagten Schulfreundin, die den Vater „persönlich gekannt“ habe, Kontakt aufgenommen und von dieser „sehr nette und für (sie) tröstende Beurteilungen“ über ihren Vater erhalten.¹⁵ Wie ich zufällig erfahren habe, handelt es sich bei dieser Auskunftsperson um eine bereits zur NS-Zeit tätige Historikerin aus ihrer Heimatstadt, die ihre Familie vermutlich aus dieser Zeit kannte und von der eine positive Beurteilung des Vaters sicher leicht zu haben war. Durch diese (Selbst-)Vergewisserung im Herkunftsmilieu, so meine Vermutung, kann Frau Schubert ihr positives Vaterbild – zumindest auf der persönlichen Ebene – weiter aufrechterhalten und so mit ihrem belasteten NS-Vater „Frieden machen“.

¹⁵ Brief von Frau HS, 10.3.2006.

LITERATUR

- Angrick, Andrej (1997): Die Einsatzgruppe D, in: Peter Klein (Hg.), Die Einsatzgruppen in der besetzten Sowjetunion 1941/42.
- Angrick, Andrej (2003): Besatzungspolitik und Massenmord. Die Einsatzgruppe D in der südlichen Sowjetunion 1941-1943, Hamburg.
- Botz, Gerhard (2005): Nazi, Opportunist, „Bandenbekämpfer“, Kriegsopfer. Dokumentarische Evidenz und Erinnerungssplitter zu meinem Vater, in: BIOS, Jg. 18/1, 28-47.
- Canetti, Elias (1980): Masse und Macht, Frankfurt/Main.
- Domansky, Elisabeth und Harald Welzer (Hg.) (1999): Eine offene Geschichte. Zur kommunikativen Tradierung der nationalsozialistischen Vergangenheit, Tübingen.
- Eckstaedt, Anita (1996): Nationalsozialismus in der „zweiten Generation“. Psychoanalyse von Hörigkeitsverhältnissen, Frankfurt/Main.
- Hamburger Institut für Sozialforschung (Hg.) (1996): Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941 bis 1944, Ausstellungskatalog, Hamburg.
- Kammer, Hilde und Elisabeth Bartsch (1999): Lexikon Nationalsozialismus, Begriffe, Organisationen und Institutionen, Reinbek bei Hamburg.
- Reiter, Margit (2006): Die Generation danach. Der Nationalsozialismus im Familiengedächtnis, Innsbruck-Wien.
- Reiter, Margit (2005): Spurensuchen. Autobiographische und literarische Auseinandersetzungen mit der familiären NS-Involvierung in der zweiten Generation, in: Zeitgeschichte, 2005/5, 399-418.
- Reiter, Margit (2001): „Tischgespräche“. Intergenerationelle Kommunikation über den Nationalsozialismus, in: Eleonore Lappin und Bernhard Schneider (Hg.), Die Lebendigkeit der Geschichte“. (Dis)Kontinuitäten in Diskursen über den Nationalsozialismus, St. Ingbert, 308-323.
- Roberts, Ulla (1994): Starke Mütter – ferne Väter. Töchter reflektieren ihre Kindheit im Nationalsozialismus und in der Nachkriegszeit, Frankfurt/Main.
- Rosenthal, Gabriele (Hg.) (1997): Der Holocaust im Leben von drei Generationen. Familien von Überlebenden der Shoah und von Nazi-Tätern, Giessen.
- Schwarz, Gudrun (2000): Eine Frau an seiner Seite, Ehefrauen in der „SS-Sippengemeinschaft“, Berlin.
- Welzer, Harald, Sabine Moller und Karoline Tschuggnall (2002): „Opa war kein Nazi“. Nationalsozialismus und Holocaust im deutschen Familiengedächtnis, Frankfurt/Main.
- Wildt, Michael (2003): Generation des Unbedingten. Das Führungskorps des Reichssicherheitshauptamtes, Hamburg.

Erinnerungen an ein Symbol

Die Bombardierung Dresdens im Gedächtnis von Dresdnern

Alexander von Plato

Die Bombardierung Dresdens ist seit 1945 zu einem Symbol geworden: Zusammen mit Hiroshima wurde das in der Innenstadt weitgehend zerstörte Dresden zum Sinnbild des Bombenkrieges überhaupt in seiner Wirkungen auf die Zivilbevölkerung und auf erhaltenswerte Kulturgüter. Das Bombardement auf die sächsische Landeshauptstadt vom 13. bis 15. Februar 1945 wurde darüber hinaus – je nach Standort – der Beweis für die Brutalität oder die Kriegsverbrechen auch der Alliierten. Neonazis sprechen sogar vom „Bombenholocaust“, treiben die Totenzahlen hoch und wollen damit die Verbrechen des Nationalsozialismus gegen deutsche Bombenopfer aufrechnen. In der DDR konnte die SED-Führung im Kalten Krieg allein die westlichen Alliierten, die Angloamerikaner, für diesen „imperialistischen Terror gegen die Zivilbevölkerung“ verantwortlich machen. In jüngster Zeit schließlich wurde Dresden, besonders der Wiederaufbau der Frauenkirche, zum Symbol für die Versöhnung zwischen ehemaligen Kriegsgegnern.

Wie soll man in diesem Wust von ideologisch oder politisch motivierten Überlagerungen mit Hilfe von Erinnerungen an das „eigentlich“ Erlebte herankommen und etwas über die damaligen Ereignisse herausfinden? Aber es geht in einer „erfahrungsgeschichtlichen“ Forschung nicht nur um die Glaubwürdigkeit von Erinnerungen, sondern vor allem um die Wirkung solcher späteren Debatten auf das Erlebte und die Erinnerungen daran, auf das Verhältnis von Geschichte, wie sie von den Subjekten verarbeitet wurde, und jener Geschichte, wie sie von der Historiographie nach anderen als subjektiven Quellen rekonstruiert wird. Insofern ist Dresden wegen des genannten Wustes von ideologischer oder politischer Instrumentalisierung der Bombardierungen vor, im und nach dem Kalten Krieg ein besonders „schwerer Fall“ für die Probleme erfahrungsgeschichtlicher Forschungen.

In einem Forschungsprojekt zu den Erinnerungen an die Bombardierung Dresdens¹ konnten ca. 300 Gespräche, darunter mehr als 40 lebensgeschichtliche Interviews, und ca. 30 frühe Berichte ausgewertet werden. Wir standen in engem Kontakt mit der Historikerkommission Dresdens, die im November 2004 von dem damaligen Oberbürgermeister, Ingolf Roßberg, einberufen wurde und von dem Militärhistoriker Rolf-Dieter Müller geleitet wird. Seitdem kooperieren dort Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus verschiedenen Forschungsfeldern, so aus der Militärgeschichte

¹ Die Fritz Thyssen Stiftung hat diese Untersuchung, die von Klaus-Dietmar Henke (Dresden) und mir beantragt wurde, dankenswerterweise 2006 und 2007 gefördert. Große Hilfe erhielten wir vom Dresdner Stadtarchiv. Besonders Nicole Schönherr sowie Angelika Beer, die dort arbeiten, haben während des Projektverlaufs eng mit mir kooperiert.

über den Kriegsverlauf sowie über die Wirkungen von Bombardierungen und den Einsatz von Flugzeugen oder aus der Stadtgeschichte und der Stadtarchäologie Dresdens, aus der Feuerschutz- und Feuerwehrforschung oder aus der Flüchtlingshistoriographie. Ich bin als Spezialist für Erinnerungsinterviews und deren Auswertung Mitglied der Kommission geworden. Ein Grund für die Einberufung dieser Kommission lag in der Bestimmung der Zahl der Opfer der Bombardierungen Dresdens.

I. Zum historischen Hintergrund

I. 1 Zum Luftkrieg 1939 bis 1945

Am 13., 14. und dann noch einmal am 15. Februar 1945 flogen Bomber der britischen Royal und der US-amerikanischen Air Force drei große Luftangriffe, die die Dresdener Innenstadt in großen Teilen in Schutt und Asche legten. Jahrelang hatte man in Dresden gehofft, dass die Alliierten die Stadt verschonen würden; jahrelang hatten alliierte Bomber bereits auf Deutschlands Städte Angriffe geflogen, aber nicht auf Dresden: So hatten die ersten britischen und amerikanischen Bomber am 12. Mai 1940 Mönchengladbach, am 16. Mai 1940 Münster, am 1. Juni 1940 Mannheim erreicht; der erste große Schlag in „The Battle of the Ruhr“ fand auf die Rüstungszentrale und Krupp-Metropole Essen am 5. und 6. März 1943 statt; es folgten Duisburg, Dortmund, Bochum, Oberhausen, Mühlheim, Gelsenkirchen und wiederholt Essen. Bei dem Luftangriff auf Köln wurden in der Nacht vom 28. auf den 29. Juni 1943 mindestens 4.300 Menschen getötet – das war wohl die bis dahin größte Zahl von Todesopfern bei einer einzelnen Bombardierung. Sogar der professionell durch gezieltes Bomben in spezieller Zeitfolge herbeigeführte Feuersturm hatte bereits in Wuppertal am 29. und 30. Mai 1943 einen gelungenen Versuch erlebt oder in Hamburg Ende Juli und August 1943, wobei allein in Hamburg vermutlich insgesamt zwischen 35.000 und 40.000 Menschen den Tod fanden.² Im weiteren Fortgang des Krieges wurden auch Großangriffe auf entferntere Ziele geflogen, vor allem ab September 1943 immer wieder auf Berlin.

Die Deutschen ernteten damit den „Feuersturm“, den deutsche Militärs seit Beginn des Zweiten Weltkrieges mit Bomben in anderen Ländern ausgesät hatten: mit den Angriffen auf Wieluń unmittelbar am Morgen des ersten Kriegstages, dem 1. September 1939, mit vermutlich 1.200 Toten (Trenkner 2003) und Warschau vom 25. bis 27. September 1939³, wo durch Artilleriebeschuss und Bombardement wahrscheinlich insgesamt 20.000 Personen getötet wurden. Der Bombardierung Rotterdams am 14. Mai 1940 fielen zwischen 800 und 900 Zivilisten zum Opfer (Treusch 2007) Bei den zahlreichen Angriffen auf London zwischen dem Spätsommer 1940 und Anfang 1941 gab es insgesamt ca. 20.000 Tote, und bei dem Bombenangriff auf Coventry am 14. November 1940 und am 8. April 1941 wurden drei Viertel der Industrie zerstört und über 1.200 Menschen getötet. Bei den Bombenangriffen auf England seit 1940 dürften um die 66.000 Menschen umgekommen sein. (Treusch 2007) Seitdem sprachen die deutsche Wehrmacht und die nationalsozialistische Regierung vom „Coventrie-

2 Vgl. Thießen (2007) oder Brunswig (2003). In beiden Arbeiten sind auch die Bombardierungen anderer Städte und deren Realitätsgehalt behandelt. Allgemein zum Luftkrieg seien aus der Fülle der deutschen Literatur genannt Boog (1993), Groehler (1975) und Müller (2004).

3 „das erste Flächenbombardement einer Großstadt in der Geschichte des Luftkriegs“ (Trenkner 2003).

ren“. Während in Holland das Bombardement auf Rotterdam unmittelbar die Kapitulation der ungleich schwächeren Armee der Niederlande nach sich zog, war dies in Großbritannien anders: Die britische Luftabwehr hatte bis zum Frühjahr 1941 mehr als 2.200 deutsche Maschinen abgeschossen. Die Führung des nationalsozialistischen Deutschland musste in dieser Zeit die Luftschlacht über England, die Hitler erst am 13. August 1940 angeordnet hatte, aufgeben.

Im weiteren Verlauf des Krieges wurden zahlreiche Städte in Ost- und Südosteuropa zerstört, so Belgrad erstmals am 6. April 1941, so das Flächenbombardement auf Stalingrad (Beginn am 23. August 1942) mit ca. 40.000 Toten oder auf Minsk am 23. Juni 1941. Manchmal habe ich Interviewpartnern ein Foto einer Stadtansicht nach einem Bombenangriff vorgelegt mit der Frage, welche zerstörte Stadt dieses Bild zeigt. Die häufigste, aber falsche Antwort war: „Dresden“; es handelte sich um Minsk, um die Hauptstadt Weißrussland, die von der deutschen Luftwaffe und in der Kesselschlacht bei Minsk zu vermutlich 95 Prozent zerstört wurde.

1. 2 Zur Bombardierung Dresdens im Februar 1945

Die Luftangriffe auf Dresden erfolgten am 13., 14. und 15. Februar 1945 in zwei Nachtbombardements und einem Tagesangriff (letzterer der US Air Force). Dresden war eine der Städte, in der die britische Royal Air Force einen „Feuersturm“ entfachte, das heißt, dass durch eine bestimmte Bombenabfolge in der brennenden Innenstadt ein Sog entstand, der einen Sturm verursachte und das Feuer im Zentrum weiterhin anfachte.⁴ Umstrittene Zahlen von Toten zwischen 25.000 bis zu 500.000 grassieren bis heute, die in politischen Auseinandersetzungen noch vor Kriegsende genutzt wurden, später auch im Kalten Krieg. Diese Totenzahlen beliefern die verschiedenen Seiten der Streits auch um andere Grundfragen, die seit den Luftangriffen mit deutlichen politischen Zielsetzungen debattiert wurden und werden: Waren die Bombardierungen sinnloser Terror gegen die Zivilbevölkerung ohne strategische Bedeutung oder umgekehrt wie alle Flächenbombardements auf deutsche Großstädte kriegsverkürzend, insbesondere eine entscheidende Hilfe für die von der Vernichtung bedrohten KZ-Häftlinge? Waren diese Bombardements auf eine „Kulturhauptstadt“ ein Kriegsverbrechen sowohl gegen die zivile Bevölkerung, darunter Tausende von Flüchtlingen, als auch gegen unwiederbringliche Kulturgüter, oder waren sie vom herrschenden Kriegsrecht gedeckt, weil zum Beispiel Militär dort stationiert war und ein wichtiger Verkehrsknotenpunkt dort lag, der gegen die vordringenden sowjetischen Truppen genutzt wurde? Welche Bedeutung hatte die Verarbeitung dieser Bombardements für den Kalten Krieg und die Sicht der Dresdner auf die Briten und US-Amerikaner?

1. 3 Totenzahlen

Ungefähr eine Woche nach den Luftangriffen auf Dresden veröffentlichte eine schwedische Tageszeitung unter Berufung auf Berliner Quellen die Zahl von 200.000 Bombenopfern in Dresden. Auch die ersten Artikel, die im nationalsozialistischen Deutschland erschienen oder im Ausland lanciert worden waren, sprachen von „Terrorangriffen gegen die wehrlose Bevölkerung“, einige politisch rechte US-

4 Vgl. zur Bombardierung Dresdens vor allem Taylor 2004; Bergander 1998; Neutzner 1995; Neutzner und Hesse 2005 und Neutzner 2005.

amerikanische Blätter schlossen sich dieser Erklärung an. (Sparing 1945) Seitdem sind solche Schätzungen – besonders im rechtsradikalen Lager – ausgewuchert bis zu einer halben Million Toten und manchmal darüber hinaus. Allerdings war in einem der ersten deutschen Artikel, nämlich dem von Rudolf Sparing aus dem „Reich“ vom 4. März 1945, der schon alle Elemente der weiteren Mythenbildung enthielt (Widera 2005, 109 ff.), nur „von 10.000 Toten in Massengräbern oder von 10.000en Toten“ insgesamt die Rede.⁵

Ein aggressiver Brief unter dem Titel „Keinen Cent für die Historikerkommission“, den ich persönlich erhielt, fasst die Argumente für eine Schätzung sogar von ca. 800.000 Toten zusammen: Dresdens Einwohnerzahl habe vor dem Angriff bei 680.000 gelegen, hinzu seien 500.000 Flüchtlinge gekommen, zusammen 1.180.000, davon sei die Nachkriegs-Einwohnerzahl von ca. 380.000 abzuziehen, blieben also 800.000, die der Briefeschreiber umstandslos für tot erklärt. Mit dieser Argumentation steht er nicht allein. Ob alle 680.000 Einwohner vor dem Angriff noch in Dresden waren oder an anderen Stellen im Kriegseinsatz oder evakuiert, ob wirklich 500.000 Flüchtlinge am 13. Februar in Dresden waren, bleibt in dieser erstaunlich simplen Vergrößerung unberücksichtigt ebenso wie die Tatsache, dass Dresden, der ersten Zählung nach dem Krieg folgend, nicht 380.000, sondern 455.000 Einwohner hatte oder dass ein Teil der Ausgebombten in die nähere oder weitere Umgebung umquartiert wurden, dass auch viele Dresdner nach dem Krieg in den Westen gingen und so weiter und so fort.

Dass Dresden insgesamt und total zerstört wurde, ist ein weit verbreitetes Bild. Aber die folgende Karte zeigt, dass es sich vor allem um bestimmte Teile der Innenstadt handelte – hier durch Umrandung markiert –, die bei den Bombardements am 13. und 14. Februar 1945 umfassend getroffen wurden.



5 Ein Original des Artikels „Der Tod von Dresden. Ein Leuchtzeichen des Widerstandes“ von Rudolf Sparing aus dem „Reich“ Nr. 9 vom 4.3.1945 liegt im Stadtarchiv Dresden, denkwürdigerweise im Bestand Stadtbauamt III A, Nachtrag III vom 19.02.45 – 18.04.45 („vor 8.5.45“ = mit Bleistift geschrieben). Maßnahmen der Bauverwaltung nach den Luftangriffen in der Nacht vom 13./14.2.1945.

Wie viele Tote hat der Angriff nun wirklich gefordert? Diese Frage ist schwer zu beantworten und muss – wie fast immer in solchen Fragen – von unten her als Mindestzahl der registrierten Toten nachgewiesen und von oben her, das heißt von den statistisch möglichen Höchstzahlen her, eingeschränkt werden.

I.3.1 Nachweis der Mindestzahl der Toten

Der Polizeipräsident Dresdens ließ Mitte März 1945 folgende Zahlen in seiner „Schlußmeldung über die vier Luftangriffe auf den LS-Ort Dresden am 13., 14. und 15. Februar 1945“ auf S. 9 verlautbaren:

Bis 10.3.1945 früh festgestellt: 18.375 Gefallene, 2.212 Schwerverwundete, 13.718 Leichtverwundete. 350.000 Obdachlose ... Die Gesamtzahl der Gefallenen einschl. Ausländer wird auf Grund der bisherigen Erfahrungen u. Feststellungen bei der Bergung nunmehr auf etwa 25.000 geschätzt. Unter den Trümmern dürften noch mehrere Tausend Gefallene liegen, die vorläufig überhaupt nicht geborgen werden können. Genaue Feststellungen der Gefallenenzahl erst möglich, wenn durch Vermißtennachweis u. Meldeämter der Polizei feststeht, welche Personen Dresden verlassen haben. Beim Vermißtennachweis und der Stadtverwaltung liegen z. Zt. etwa 35.000 Vermißtmeldungen vor.

Auf S. 11 wird unter „Besondere Vorkommnisse“ erwähnt, dass „auf dem Altmarkt insgesamt 6.865 Gefallene eingäschert“ wurden und die Asche auf Friedhöfe überführt wurde. Diese 6.865 Eingäscherten sind aber in den 18.375 „Gefallenen“ enthalten.⁶

Diese Schlussmeldung basiert auf den Meldungen der einzelnen Friedhöfe, der Räumkommandos, der Polizei usw. Diese einzelnen Meldungen sind nacheinander dezentral geschrieben und immer wieder zusammengefasst nach oben gegangen, was bedeutet, dass sie schwer zu fälschen oder einfach auf nationalsozialistische Propaganda zurückzuführen sind, wie dies paradoxerweise manchmal Rechtsradikale tun.⁷

Seitdem hat es keine substantiell neuen Beweise gegeben, allerdings einige persönliche Berichte. Von diesen wurde einer besonders ernst genommen, nämlich der Bericht des Offiziers Matthes⁸, der Jahrzehnte später erklärte, er habe damals einen Bericht nach Berlin in den Führerbunker geschickt, in dem er die Zahl von ca. 200.000 Toten auf der Grundlage der Polizeiberichte und eigener Anschauung durchgegeben habe.⁹ Dieser Hinweis auf den Polizeibericht ist insofern dubios, als der Polizeipräsident Dresdens zur selben Zeit – wie zitiert – allenfalls von einem Zehntel dieser Zahl auf derselben Berichtsgrundlage berichtet. Außerdem scheint dieser Be-

6 Stadtarchiv Dresden SED-BP_A Dresden V/2/052/006.

7 Übrigens hat auch der rechtslastige englische Historiker David Irving auf der Grundlage dieser Zahlen des Polizeipräsidenten seine früher veröffentlichte Zahl von 135.000 Toten in Dresden korrigiert und die Zahl von 25.000 in einem Leserbrief an die Londoner Times vom 7. Juli 1966 angenommen, da er die Berichte des Polizeipräsidenten für absolut glaubwürdig hält: „An der Echtheit dieses Dokuments besteht kein Zweifel.“ Irving hält nun die Zahl von ca. 25.000 Toten in Dresden für sehr wahrscheinlich. Das wird von den Neonazis, die sich ansonsten gerne auf Irving berufen, offensichtlich übersehen.

8 Stadtarchiv Dresden, 13.80, Interessengemeinschaft „13. Februar 1945“ e.V., Nr. 3, Bl. 1-17.

9 Liegt dem Verfasser vor.

richt im Führerbunker und im Oberkommando der Wehrmacht keine Rolle gespielt zu haben, weil man auch dort, wie der Leiter der Historikerkommission in Dresden, Rolf-Dieter Müller, nachwies, auch eher von mehreren 'zigtausend Toten ausging.¹⁰

Außer in diesen und wenigen ähnlichen persönlichen Berichten hat es mehrere Merkwürdigkeiten in den Aktenablagen gegeben. So zitiert der erste sowjetische Bericht aus Dresden von 1947, den ich in Moskau einsehen konnte, seitenlang und wortwörtlich den Dresdner Polizeipräsidenten vom März 1945, fügt aber einen einzigen neuen Satz hinzu, und dieser Satz lautet: „Manche Leute sprechen von über Hunderttausend Toten.“ Ohne Begründung und ohne Beleg wurde dieser Satz in den Bericht des Polizeipräsidenten „eingeschmuggelt“, warum auch immer. In einer anderen Akte wurde bei den Totenzahlen des Polizeiberichts einfach eine Null angehängt, so dass 25.000 zu 250.000 wurden.¹¹

Bei den Totenzahlen wird ein weiteres Argument in einigen Medien und auch in einigen unserer Interviews ins Feld geführt, das schwer zu widerlegen scheint: Der Feuersturm in Dresden hätte eine solche Temperatur verursacht, dass Menschen zu Tausenden auf der Straße oder in Luftschutzkellern vollständig verdampft oder zu Staub und Asche zerfallen seien. Dem widersprechen in der Dresdner Historikerkommission die Feuer- und Feuerwehrspezialisten ebenso wie die Archäologen: Selbst bei einer Krematoriumstemperatur von etwas unter 1.200 Grad Celsius verglühen Menschen nicht ganz. Insbesondere die Röhrenknochen bleiben auch noch bei wesentlich höheren Temperaturen übrig und müssen für die Urnen zermahlen werden. In den Luftschutzkellern im Zentrum der Bombardierung Dresdens konnte man anhand der Verbrennungen an den Steinen errechnen, dass dort die Temperaturen „nur“ bei ca. 600 Grad lagen. Auch „über Tage“ lagen die kurzzeitig höheren Temperaturen nicht oder nur selten über 1.200 Grad und waren damit nicht ausreichend für die Verdampfungen ganzer Skelette.

Eine weitere, zynisch klingende Erklärung hat ihren Urheber, den Historiker Helmut Schnatz, insbesondere bei rechtslastigen Zeitungen und Zeitschriften unbeliebt gemacht. Er berechnete nämlich, wie viel Tonnen an (jeweils durchaus verschiedenen) alliierten Bomben notwendig waren, um einen Deutschen aus der Luft umzubringen. Dazu wertete er die Tonnagen, die Zahl der Einsätze und der Flugzeuge aus und setzte sie ins Verhältnis zur Zahl der Toten, die in den verschiedenen bombardierten deutschen Städten zu beklagen waren. Dabei berücksichtigte er auch und besonders die Städte, in denen es ebenfalls Feuerstürme gegeben hat wie Wuppertal und Hamburg. Sein Ergebnis: Die „Effizienz“ in der Berechnung von Toten pro Tonne Bombe war in Hamburg mit 14,5 am höchsten. „Ob sie in Dresden übertroffen wurde,

10 Auf einer Veranstaltung mit dem Titel „Quellen zum 13. Februar 1945. Arbeitsmethoden der Historiker“ im Deutschen Hygiene-Museum Dresden am 26.04.2006.

11 Rolf-Dieter Müller im Gespräch mit Spiegel online vom 14.02.2005.

erscheint mir zweifelhaft.“¹² Bei der Zahl von Flugzeugen und Bomben, die über Dresden abgeworfen wurden, sei jede Totenzahl über 40.000 kaum denkbar.¹³

I.3.2 Nachweis der statistisch überhaupt denkbar-möglichen Totenzahlen

Nun zu den möglichen Zahlen „von oben“: Die Zahl der Flüchtlinge, die in Dresden während der Bombenangriffe in Dresden gewesen sein sollen, ist schwer zu bestimmen und daher besonders geeignet für das Hochtreiben der Totenzahlen nach oben: Die Flüchtlinge, die Dresden erreichten, kamen überwiegend aus Schlesien. Insgesamt flohen zwei Millionen Schlesier, von denen die meisten in anderen Teilen der SBZ/DDR oder in Bayern angesiedelt werden konnten. Es ist bereits jetzt nach früheren Forschungen festzustellen, dass es nahezu unmöglich ist, dass 500.000 oder auch „nur“ 100.000 dieser Flüchtlinge durch Dresden gekommen sind, geschweige denn, dass so viele dort den Bomben zum Opfer fielen. „Wenn in Dresden tatsächlich 100.000 Schlesier verbrannt sein sollten, wäre das eine Größenordnung, die in irgendwelchen Vermisstenzahlen auftauchen müsste“, so Rolf-Dieter Müller in dem zitierten Spiegel-online-Gespräch.¹⁴

Aber: Insgesamt gab es im Gefolge des Zweiten Weltkrieges auf der ganzen Welt nur knapp über 150.000 Toterklärungen von Deutschen, obwohl diese vor allem wegen Erbschaftsfragen zwingend notwendig waren. Es ist also mehr als unwahrscheinlich, dass alle diese Toterklärungen der Vermissten nur Dresdner betroffen haben sollen.¹⁵

Noch bis vor kurzem waren die deutschen Flüchtlingsforscher der Meinung, dass ca. 2,5 Millionen Menschen während der Flucht und Vertreibung umgekommen sind. Schon immer gab es Zweifel an der demographischen Möglichkeit dieser Zahl. Sie wurde auch bereits vor zehn Jahren von tschechischen und polnischen Historikern angezweifelt (Křen 1996, 25), inzwischen auch von deutschen. Die Zahl der während der Flucht Umgekommenen scheint sich nun auf eine Maximal-Zahl von ca. 500.000 Toten einzupendeln. Auch hier ist es nach allen Berichten über die Flucht aus den deutschen Ostgebieten, aus Osteuropa und aus der Sowjetunion oder aus dem Balkan sehr unwahrscheinlich, dass diese Menschen alle im Dresdner Feuersturm umgekommen sein sollten. An dieser Stelle ist es allerdings schwer, die Zahl derer abzuziehen, die den Osten verließen und woanders als in Dresden umgekommen sind. Hier wird die Arbeit der Kommission und insbesondere die von Rüdiger Overmans noch einiges vor sich haben. Aber auch hier gilt: Die Zahl der Vermisstenmeldungen oder Toterklärungen sind nicht so hoch, dass hier sehr viele für Dresdner Bombenopfer übrig blieben.

12 Helmut Schnatz: Luftkriegsopfer bei den Flächenangriffen der RAF 1942 bis 1945 im Vergleich, Manuskript (liegt dem Verfasser vor), S. 5; inzwischen wurde es auch auf der Website der Stadt Dresden: http://www.dresden.de/media/pdf/infoblaetter/Hist_Ref_Schnatz.pdf?PHPSESSID=http%3A veröffentlicht. Im Durchschnitt lag die Effizienz der Bombardierungen auf Deutschland bei 0,59 Toten pro Tonne.

13 So auf direkte Nachfrage auf der erwähnten Veranstaltung im Dresdner Deutschen Hygiene-Museum. In seinem Manuskript schreibt er vorsichtiger: „Diese Zahlen sind nicht geeignet, die Gesamtzahlen in sechsstelligen Höhen zu treiben.“

14 Rolf-Dieter Müller im Gespräch mit Spiegel online vom 14.02.2005.

15 So Rüdiger Overmans in seinen Beiträgen vor der Dresdner Historikerkommission.

Insgesamt sind in Deutschland zwischen 540.000 bis 580.000 Bombenopfer während des Zweiten Weltkrieges feststellbar.¹⁶ Auch hier ist es unmöglich, dass sich alle diese Opfer in Dresden versammelt finden sollen. Von diesen Zahlen müssen also alle Totenzahlen aus anderen bombardierten Städten abgezogen werden. Nach meinen Schätzungen würden dann maximal 40.000 bis 80.000 übrig bleiben. Da jedoch die Zahlen der Bombenopfer von vielen Städten nicht bekannt sind, würde man auch hier von einer sehr viel niedrigeren Zahl für Dresden ausgehen müssen, vermutlich eher im 10.000er Bereich.

Von den 680.000 Einwohnern Dresden vor dem Krieg waren nach dem Krieg noch 455.000 gemeldet. Das ergibt eine Differenz 225.000 Personen. Wo diese Personen geblieben sind, ob umgekommen (nicht nur bei den Luftangriffen, sondern auch an der Front, in KZ oder gestorben), evakuiert, umquartiert in die umliegenden Gebiete und Städte oder in den Westen geflohen, ist eine Frage, der die Historikerkommission nachgeht.

Bereits jetzt kann man nach den durchaus sehr unterschiedliche Quellen eine plausible Bestimmung der Unter- und der Obergrenze der Totenzahlen in Dresden vornehmen: Sie verweisen auf mindestens 25.000 plus maximal 10.000 bis 20.000 Tote. Die Historikerkommission spricht bis zum nahenden Ende ihrer Arbeit von „25.000 + X“ Toten. Wahrscheinlich ist eine Gesamtzahl, die eher bei 35.000 als bei 45.000 Toten liegt.¹⁷

II. Erinnerungen von Dresdnern und ihre Interpretationen

Alle bisher diskutierten Fragen sind auch in den Interviews präsent, die wir mit Dresdnern führten, die die Angriffe vom Februar 1945 erlebt haben. Eine Reihe dieser Fragen sind jedoch nicht von Einzelnen zu erinnern, da sie einzeln nicht „erlebt“ werden konnten wie zum Beispiel die Gesamtzahl der Toten. Hier muss sich jede Person auf die Angaben anderer stützen. Dennoch ist es für die Beschreibung der „Bewusstseinslage“ verschiedener Strömungen in den Nachkriegsgesellschaften nicht uninteressant, wie die Befragten die Größe und das Gewicht der „Dresdner Opfer“ einschätzen. Die meisten empfinden sich – allgemein gesprochen – als diejenigen, die die größten Opfer einer absurden und verbrecherischen Kriegsführung bringen mussten. Die Bombenopfer anderer Städte in Deutschland oder im Ausland, die von der deutschen Kriegsführung verursacht wurden, werden vergleichsweise kaum wahrgenommen. Allerdings gibt es zu dieser Haltung eine starke Gegentendenz.

Doch zunächst zu den Beschreibungen aus der Zeit vor den Angriffen, aus der vor allem Gerüchte erinnert werden: So kursierten wilde Begründungen zwischen 1943 und Anfang 1945 in Dresden über die bisherige Schonung der Stadt durch die Alliierten, die von Interviewpartnern zum Teil kritisch, zum Teil einfach wiedergegeben wurden: Die Schwester des britischen Premierministers Churchills sei mit Dresden verbunden, die Sowjets wollten Dresden erhalten, man wage nicht, diese Kulturhauptstadt Deutschlands, das Elbflorenz Sachsens, anzugreifen, Dresden werde für kriegsunwichtig gehalten usw.

¹⁶ So unter anderen Müller und Schnatz.

¹⁷ Rolf-Dieter Müller erklärte im zitierten Gespräch mit „spiegel online“: „Aber ich gehe eher von 30.000 als von 40.000 Opfern aus.“

Diese Dresdner irrten sich: Das britische Royal Air Force Kommando unter Admiral Arthur Harris hatte in keiner vorbereitenden Sitzung auch nur ein einziges mal eine irgendwie geartete Sonderrolle Dresdens ins Spiel gebracht, sondern ausschließlich militärische Gründe besprochen. Auf Dresden als kulturelles Zentrum Sachsens Rücksicht zu nehmen oder umgekehrt gerade deshalb besonders ins Auge zu fassen, um den Deutschen die Machtlosigkeit ihrer militärischen und politischen Führer vor Augen zu führen – solche oder ähnliche Debatten finden sich nicht in den Protokollen der Air Force Führung (Taylor 2005), was in der Tat bedrückend ist.

II.1. Sinnloser Terrorakt oder strategisch sinnvolles Bombardement?

Seit der Bombardierung wird Dresden auch und gerade von unseren Interviewpartnern als eines der schrecklichsten, wenn nicht das furchtbarste Beispiel für die gezielte und absichtliche Zerstörung von zivilen Wohnvierteln oder Kulturgütern mittels „Flächenbombardements“ gesehen.¹⁸ Die Masse unserer befragten Dresdner war empört über die Angriffe auf die „Kulturstadt“, sieht sich als Opfer dieser alliierten Strategie, wenn nicht als *das* Opfer des Bombenkrieges in Europa überhaupt. In Dresden kommt hinzu, dass Mitte 1945 bei vielen ohnehin bereits Klarheit darüber bestand, dass der Krieg verloren war.

Gerade weil die Bombenangriffe auf Dresden so spät erfolgten, werden sie von der Haupttendenz unserer Interviewpartner als „sinnloser Terrorakt“ gesehen, der keinerlei kriegsbedeutsame Zwecke erfüllt habe und auch nicht so gedacht gewesen sei. Das ist allerdings ein strittiger Punkt auch bei einer Gegenteilstendenz unserer Gesprächspartner: Dresden war zwar niemals ein Zentrum der Rüstungsindustrie gewesen, hatte jedoch Betriebe, die – wie überall – mindestens in Teilen für die Kriegsproduktion umfunktioniert worden waren. Dresden war aber vor allem ein wichtiger Verkehrsknotenpunkt und hatte überdies Militär kaserniert oder in Wohnbereichen untergebracht; Dresden sollte überdies noch zur Festung ausgebaut werden, was aber später nicht umgesetzt wurde. Diese letzten beiden Punkte – Verkehrsknotenpunkt und Militärpräsenz – werden jedoch von der Haupttendenz der subjektiven Erinnerungszeugnisse wenig beachtet oder abgetan.

Die Frage ist auch bis heute ungeklärt und wird auch von unseren Interviewpartnern unterschiedlich erwogen, ob den Sowjets durch die Luftangriffe auf Dresden der Vormarsch vom Süden und Südosten her erleichtert oder – wie manche Gesprächspartner meinen – umgekehrt erschwert werden sollte. Auch dies ist eine Frage, die von Zeitzeugen nicht ernsthaft beantwortet werden kann, die zumindest damals keine Dokumente über die alliierte Kriegführung kannten geschweige denn über die Widersprüche wischen den Alliierten. Dennoch gilt auch hier: Es ist nicht uninteressant zu wissen, warum Interviewpartner welche Thesen zu solchen historischen Fragen äußern und was sie damit belegen wollen. Im Falle der Bedeutung, die die Luftangriffe auf Dresden für die Sowjets hatten, sind natürlich Fragen der Mitschuld der sowjeti-

18 In der Tat sind im Rahmen dieser Strategie des Flächenbombardements auch in anderen deutschen Städten Wohnflächen bombardiert worden, und zwar häufig Arbeiterviertel – aber nicht immer nur deshalb, weil sie neben den Fabriken lagen, wie zum Beispiel im Ruhrgebiet, besonders in Essen neben den Krupp-Anlagen, sondern auch weil die damalige Zielgenauigkeit sehr viel schlechter war als heute. Darüber hinaus wird es auch in der britischen Strategie die Hoffnung gegeben haben, die Bevölkerung von der Nazi-Führung „loszubomben“ oder schlicht Rache zu nehmen, da sie kaum zwischen der Masse der Bevölkerung und den Nazis unterschied.

schen Führung an der Bombardierung oder die Alleinschuld der westlichen Alliierten implizit oder manchmal auch explizit in den Ausführungen der Interviewpartner mitgemeint.

Am eindringlichsten sind die Interviews, wenn es um die Schilderungen der Schrecknisse der Bombennächte, der Feuersbrünste, der Toten auch aus der eigenen Verwandtschaft, der eigenen Ängste und Hoffnungen, der meist zufälligen Rettung, der Aus- und Umquartierungen und der Folgen für die Nachkriegsexistenz und die eigene Gesundheit geht.

Aber es gibt auch einige Erinnerungen, die als ganz konkrete geschildert werden, die dennoch in Widerspruch zur historischen Forschung stehen.

II. 2. Tieffliegerbeschuss?

Eigentlich erst seit der Umwälzung von 1990 wird ein besonderes Thema lebhaft diskutiert: das Thema Tiefflieger. Die Frage, die so große Wellen schlägt, ist die, ob nach und zwischen den Angriffen amerikanische oder britische Flieger mit ihren Bordwaffen die Menschen, darunter Frauen und Kinder, die gerade dem Feuersturm entronnen waren, wie die Hasen gejagt und beschossen hätten. Einige unserer Interviewpartner, wenn auch eher eine kleine Gruppe, erinnern sich, solchen Tieffliegerbeschuss persönlich erlebt zu haben, andere berichten von den entsprechenden Erlebnissen Dritter.

Es besteht kein Zweifel unter Historikern, dass es den Einsatz von Tieffliegern gab, zumeist kleinere ein- oder zweimotorige Maschinen, die am Ende des Zweiten Weltkrieges auch Zivilisten beschossen, darunter Begleitflugzeuge der späten Bombergeschwader. Aber gab es sie im Dresdner Innenstadtbereich während der Nacht und auch am Tage Mitte Februar 1945? Früh wurde dies bestritten, so von Horst Boog (Boog 1993) und Götz Bergander (Bergander 1998), selbst Augenzeugen und Autoren, und in jüngerer Zeit vor allem von dem schon zitierten Schnatz (Schnatz 2000). Ihre Hauptargumente:

- Die Angriffe seien nach 22 Uhr und nach Mitternacht geflogen worden. Es sei deshalb trotz des Feuers viel zu dunkel gewesen, um solche Angriffe zu fliegen.
- Das Feuer, der Rauch und der Qualm – erst in den frühen Morgenstunden begann es zu nieseln – hätten es unmöglich gemacht, solche Einsätze in der Nacht zu fliegen, es sei denn als Selbstmordkommando.
- Die Begleitflugzeuge waren zur Sicherheit der Geschwader eingesetzt. Ein Verlassen dieser sehr hoch fliegenden Bomber hätte Befehlsbruch bedeutet.
- Unterhalb der Bomber war es für Begleitflugzeuge überdies zu gefährlich, da man sich den eigenen Bomben ausgesetzt hätten.
- Zu jener Zeit sei die deutsche Flak – die Flugabwehrkanonen – zwar bereits sehr schwach gewesen, aber immerhin noch als so gefährlich eingeschätzt worden, dass die britische Royal Air Force im Gegensatz zu den Amerikanern keine Tageseinsätze flog.
- Die Untersuchung der angeblichen Einschüsse an Gebäuden von MG aus den Tieffliegern habe ergeben, dass sie allesamt von Bombensplittern stammen.

- Es gibt keinen Hinweis in den alliierten Einsatzbefehlen etwa in den Befehlen des Bomber Command und auch keinen Hinweis auf Befehlsverweigerungen.
- Auch die heimkehrenden Geschwader hätten keine entsprechenden Mitteilungen gemacht.

Diese Beweisführung hat – sofern man den Leserbriefen und Artikeln in der örtlichen Presse Glauben schenken kann – viele Dresdner empört. Auch einige unserer Zeitzeugen schwören Stein und Bein, dass sie in jener Nacht vom 13. auf den 14. Februar von Tieffliegern beschossen, ja sogar gejagt worden seien.

Eine Frau berichtete, dass sie nach dem ersten Angriff um Mitternacht von einem Tiefflieger mit einem schwarzen Piloten angegriffen worden sei, von dem sie das Weiße in seinen Augen gesehen habe. Das sei neben dem Hygienemuseum gewesen. Sie habe sich dort mit ihrer Familie in den Büschen versteckt. Dies ist doppelt unglaubwürdig, da es wirklich unmöglich war nach dem ersten und vor dem zweiten Angriff mitten in Rauch und Feuer im Zentrum der Stadt so knapp über dem Boden zu fliegen, dass das Weiße im Augen eines schwarzen Piloten vom Boden aus hätte gesehen werden können. Überdies weiß ich nicht, wie viele schwarze Piloten es bei der britischen Royal Air Force gegeben hat. Diese Geschichte klingt sehr nach Verwechslung mit einem anderen späteren Angriff oder wie eine Nacherzählung fremder Geschichten.

Eine andere Frau mit Narben legte sogar ärztliche Attesten vor, um zu beweisen, dass es MG-Geschosse waren, die ihr diese Wunden zugefügt hatten. In diesem Fall wie auch in ähnlichen anderen konnte gezeigt werden, dass es sich um Bombensplitter gehandelt hatte und nicht um Maschinengewehr-Munition. Ähnliche Auseinandersetzungen mit einigen Zeitzeugen gibt es in der Frage des Einsatzes von Phosphorbomben, der ebenfalls von Historikern für diese Angriffe bestritten wird.

III. Zur Glaubwürdigkeit der Zeit- und Augenzeugen

Diese und andere Beispiele sind es, die persönliche Erinnerungen als Quelle der historischen Forschung bei Historikern suspekt werden lassen und umgekehrt die historische Zunft bei Zeitzeugen in Misskredit bringen. Deshalb muss zunächst ein Missverständnis geklärt werden, das Missverständnis zu glauben, Erinnerungen seien eine wesentliche Quelle, um die Realgeschichte, die Fakten bestimmter Ereignisse, ihre Daten und Abläufe zu rekonstruieren. Erinnerungen sind eher Quellen, um etwas über die *verarbeitete* Geschichte zu erfahren, in diesem Fall über die Frage, warum sich viele Dresdner als die hauptsächlichen Opfer des Krieges fühlen, warum manche glauben, mehr Tote zu beklagen gehabt zu haben als beispielsweise Hamburger, warum in Dresden offensichtlich eigene Erinnerungen überlagert wurden sowohl von der NS- als auch von der SED-Propaganda usw. Erinnerungen sind auch Quellen für die Herausbildung der so genannten „kollektive Erinnerung“: wie spätere Erklärungen oder die Erinnerungen anderer, von denen man hörte, auf die eigene Erinnerung Einfluss nehmen, wie die Bombardierung Dresdens in der eigenen Familien, im Freundeskreis, mit Nachbarn und in entsprechenden Vereinigungen besprochen und welchen Einfluss die Medien, das Lehrpersonal in den Schulen, die Erklärungen von

Politikern usw. hatten, so dass sich schließlich in dieser Kommunikation eine „kollektive Erinnerung“ zurechtschüttelte.

Trotz der besonderen Bedeutung der Zeitzeugenerinnerungen für die „verarbeitete“ Geschichte hat sich ein großer Teil besonders der frühen KZ-Forschungen auf Augenzeugenberichte gestützt und musste sich auf sie stützen, weil ansonsten nur Materialien und Akten der staatlichen oder der SS-Stellen, also der Täterseite, überliefert worden wären. Später, mit den zunehmenden Einzelforschungen, konnten diese subjektiven Erinnerungen, die ja in großer Zahl aufgenommen und ausgewertet wurden, in wesentlichen Teilen bestätigt werden. Außerdem führten sie Historiker auf die Fährte vieler anderer Fragestellungen und regten so weitere Forschungen an („heuristischer Wert“ der Zeitzeugenberichte).

Auch die frühe Forschung über die Kriegsgefangenenlager in der Sowjetunion baute auf mündlichen Berichten und Aussagen der Heimkehrer. Auch diese Überlieferung konnte später mit sowjetischen Akten verglichen werden und wies eine erstaunliche realhistorische „Richtigkeit“ auf. Dasselbe gilt für die sowjetischen Speziallager in Deutschland. Seriöse Arbeiten, die sich auf die Berichte früherer Häftlinge stützten, kamen zu eben denselben Ergebnissen, wie wir später, die wir die sowjetischen Akten zum Vergleich heranziehen konnten.¹⁹ Fast noch deutlichere Übereinstimmungen gibt es zwischen realgeschichtlichen und Erinnerungsquellen im Falle der Erinnerungen von Zwangsarbeitern und Zwangsarbeiterinnen im Zweiten Weltkrieg, was die Genauigkeit ihrer Angaben zu Betrieben, hergestellten Produkten oder Transporten betrifft.

Manche Historiker stürzen sich jedoch auf jede „falsche“ Erinnerung, das heißt auf Erinnerungen, die offensichtlich nicht mit anderen Quellen übereinstimmen, um den mangelnden Wert von Augenzeugenberichten zu belegen. Besonders die Beispiele, in denen Tausende von Flüchtlingen in Dresdens überfüllten Straßen vermutet werden, oder die Beschwörung angeblich eigener Erlebnisse mit Tieffliegern werden gerne als Beleg für die allgemeine Unglaubwürdigkeit des Gedächtnisses angeführt. Zeitzeugen werden so zu „natürlichen Feinden“ der historischen Zukunft.

Aber so einfach ist es nicht: Ich war erstaunt bei der Durchsicht der 40 Interviews, die ich mit Dresdnern (mit-)geführt hatte, dass nur ca. ein Fünftel unserer Gewährsleute von eigenen Tieffliegererlebnissen berichteten. Andere berichteten von Dritten, die Tiefflieger erlebt haben wollen; dritte wissen aus den Medien davon. Die Mehrheit der Interviewpartner ist hier eher vorsichtig. Dennoch werden von Historikerkollegen diese Tieffliegererlebnisse hochgespielt. Man könnte sagen, dass manche Historiker selbst einen (Gegen-)Mythos aufbauen, demzufolge alle oder die Mehrheit der Zeitzeugen sich „falsch“ erinnern. (Vgl. z.B. Welzer 2004) Das ist ganz offensichtlich eine unzulässige Vergrößerung. Man stelle sich vor, wir würden in einem Fall schriftlicher Aktenüberlieferung eine Minderheit der schriftlichen Berichte zu der gültigen Mehrheitstendenz erklären und dabei die Masse der Akten mit anderen Aussagen verschweigen. Die Empörung wäre groß. Es gibt hier eine Schiefelage, die zu Lasten der Augenzeugenquelle geht.

Dabei ist es interessant herauszufinden, bei welchen Fragen sich Augenzeugen eher nüchtern erinnern und bei welchen Problemen dieselben Personen eher zu Über-

¹⁹ So schätzte Hermann Just 1952 180.000 Tote in den sowjetischen Speziallagern (Just 1952). Wir kamen 1998 auf maximal 189.000 inklusive der sowjetischen Staatsbürger (Plato 1998).

treibungen neigen. Fast immer gibt es Übertreibungen dort, wo man gar kein Augenzeuge war.²⁰ Woher soll man zum Beispiel persönlich etwas über die Gesamtzahl der Toten der Bombardierungen wissen? Eben nur aus den Medien oder aus Reden von Politikern. Jede Quellenkritik würde schon die allgemeine Frage nach der Gesamtzahl der Toten an einzelne Interviewpartner für Unsinn halten, es sei denn, dass man etwas über den Glauben an Mythen und Legenden herausfinden will.

Daher sind es die Widersprüche in den Interviews, die sie so interessant auch für die Wissenschaft machen, besonders wenn konkrete Einzelbeschreibungen, die man selbst erlebt hat, im Widerspruch zu allgemeinen Aussagen derselben Person stehen. Dazu einige Beispiele: Auch wenn Interviewpartner im Allgemeinen von einer sehr großen Zahl von Flüchtlingen und Einquartierungen berichteten, schätzten sie im Konkreten die Angaben über die Zahl der Einquartierungen von Flüchtlingen in der eigenen Wohnung, im eigenen Haus oder in der Nachbarschaft vergleichsweise sehr gering ein.

Dasselbe gilt für den Zerstörungsgrad Dresdens: Obwohl ca. die Hälfte der Befragten nicht aus dem unmittelbaren Zentrum der Bombardierungen stammt und in ihrer Nachbarschaft viele Häuser und Wohnungen unzerstört blieben²¹, beschrieben einige von ihnen den Grad der Zerstörung Dresdens mit nahezu 100 Prozent; immerhin noch einige mehr gehen von einem hohen Zerstörungsgrad der gesamten Stadt aus.

Obwohl viele der Befragten Verwandte haben, die außerhalb Dresdens oder im weiteren Umkreis der Sowjetischen Besatzungszone bzw. der DDR nach den Angriffen angesiedelt wurden und dort blieben oder in den Westen gingen, geben sich einige mit der oben erwähnten einfachen Rechnung zufrieden, dass man von der Einwohnerzahl Dresdens (ca. 680.000) und von der zusätzlichen Zahl der Flüchtlinge und Einquartierten nur die spätere Zahl der Einwohner (angeblich 380.000, laut Volkszählung vom 03.11.1945 aber 455.170) abziehen müsse, um die „wirkliche Zahl der Toten“ zu erhalten. Auf dieser Argumentation fußen dann auch Totenzahlen zwischen 150.000, 200.000 und sogar 500.000. Aber es sind eben dieselben Zeugen, die von verbreiteten Ausquartierungen der eigenen Verwandt- oder Nachbarschaft berichten.

Es ist manchmal bemerkenswert, wie viele – ich würde sogar sagen: die Haupttendenz unserer Befragten – die Bombardierungen in den Städten des Westens Deutschlands oder Europas nicht wahrnehmen. Wenn überhaupt wird Coventry von selbst erwähnt, aber die Bombardierung Londons, Rotterdams, Warschaws, Belgrads, Minsk oder anderer Städte sind nicht im kollektiven Gedächtnis der Dresdner eingebrennt.

Die erstaunlichste Hilfe erhält die Historikerkommission von jenen Augenzeugen, die in zweien der am meisten zerstörten Straßen gewohnt haben, nämlich in der Mathildenstraße und in der Pirnaischen Straße. Mit Hilfe der Augenzeugen und mit Hilfe der Akten konnte von uns bzw. von anderen Kommissionsmitgliedern beispielsweise festgestellt werden, dass von den ehemals 1.055 Bewohnern der Mathildenstraße 496

²⁰ Trotzdem schätzte eine überwiegende Zahl unserer Interviewpartner die Totenzahlen eher nüchtern auf 45.000 bis 75.000. Damit liegen sie zwar nicht bei den niedrigeren Zahlen der Historikerkommission, die von 30.000 bis 45.000 Toten spricht, dennoch nicht bei den absurd hohen Zahlen der Rechtsradikalen.

²¹ Selbst aus den am schärfsten betroffenen Straßen haben Personen überlebt oder wurden Keller bzw. Wohnungen nicht ganz zerstört.

nachweislich umgekommen sind und 242 überlebt haben, über die anderen – immerhin 317 – konnten keine Angaben gemacht werden. Umgekehrt heißt dies aber, dass in einer total zerstörten Straße sicher 242 überlebt haben, also 23% oder etwas weniger ein als ein Viertel. (In der Pirnaischen Straße waren es 34 Prozent.) Das heißt auch, dass es in den anderen Straßen und Vierteln noch besser ausgesehen haben dürfte. Damit sind aber auch die erwähnten simplen Rechnungen über die Gesamtzahl der Bombenopfer in Frage gestellt. Auch wenn allgemein gilt, dass die mündliche Quelle ihre besondere Stärke in der *verarbeiteten* Geschichte besitzt, zeigen diese Ergebnisse auch ihren Wert für die Geschichte der „facts and figures“.

Dennoch sind – wie erwähnt – die Befragungen besonders glaubwürdig und beeindruckend in den Berichten, die die Folgen der Bombardierungen, die Toten, die zum Teil auf schreckliche Weise umgekommen sind, die Einsamkeit nach den Verlusten, die Verletzungen und gesundheitlichen Langzeitfolgen, die Flucht oder Ausquartierungen in neue Orte, den schweren Wiederaufbau usw. beschreiben.

Allgemein gesprochen wird unsere Wahrnehmung, unsere Erinnerung, unser Gedächtnis natürlich von vielen Faktoren beeinflusst wie dem eigenen Milieu und der eigenen Kultur, in der man aufgewachsen ist und lebt, sowie von den Berichten anderer zu dem Ereignis, um das es geht. Und es ist gerade die Aufgabe von Historikern und Historikerinnen, diese späteren Überlagerungen und die Herausbildung eines kollektiven Gedächtnisses zu untersuchen. Wenn die Geschichtswissenschaft dies nicht täte, ginge ihr die Erfahrungsdimension in der Geschichte verloren, man würde dann zum Beispiel nichts oder wenig über die Wirkung des Nationalsozialismus in den Köpfen nach 1945 herausfinden oder über die Wirkungen der Nachkriegserfahrungen in den beiden deutschen Staaten auf die heutige Gesellschaft der vereinigten Bundesrepublik.

Aber auch im Konkreten gilt: Wenn man all diese Dinge wie Einquartierungen in den Wohnungen, die Zahl der in die Keller Geflüchteten, die Zahl der noch Lebenden in Nachbarhäusern usw. in Interviews nicht erfragt, kann man auch nicht zu solchen Ergebnissen wie wir über die Folgen der Bombardierung in der Mathilden- oder der Pirnaischen Straße gelangen, sondern vorschnell zu einem beschränkten Urteil über den Wert der Zeitzeugenforschung für die Realgeschichte. Kritiker der Zeitzeugenforschung stürzen sich zumeist nur auf Übertreibungen oder Unmöglichkeiten in den Erinnerungen und fördern damit den erwähnten (Gegen-)Mythos in der historischen Zunft zu den Übertreibungsmysmen wie beispielsweise in der Stadt Dresden.

Für die Oral History als Quelle für die realgeschichtliche Rekonstruktion von bestimmten Ereignissen und deren Ablauf gilt der Satz eines Selbstmörders, der den Kriminalermittler in einem bekannten Film per Hologramm auf eine bestimmte Spur der Gründe seines Selbstmordes bringen möchte: „*Mein Programm ist begrenzt. Bitte stellen Sie die richtigen Fragen.*“²²

LITERATUR

Bergander, Götz (1998): Dresden im Luftkrieg – Vorgeschichte, Zerstörung, Folgen, Würzburg.

²² Aus dem Film „i-Robot“ von Alex Proyas (2004) nach dem Roman von Isaac Asimov aus dem Jahr 1950.

- Boog, Horst (Hg.) (1993): Luftkriegführung im Zweiten Weltkrieg. Ein internationaler Vergleich, Herford/Bonn.
- Brunswig, Hans (2003): Feuersturm über Hamburg. Die Luftangriffe auf Hamburg im 2. Weltkrieg und ihre Folgen, Köln.
- Groehler, Olaf (1975, ⁸1990): Geschichte des Luftkriegs. 1910 bis 1980, Berlin (DDR).
- Just, Hermann (1952): Die sowjetischen Konzentrationslager auf deutschem Boden 1945–1950.
- Křen Jan (1996): Tschechisch-deutsche Beziehungen in der Geschichte. Von Böhmen aus betrachtet. In: Aus Politik und Zeitgeschichte. Beilage zur Wochenzeitung „Das Parlament“, B 28/96, 5. Juli 1996, 21-27.
- Müller, Rolf-Dieter (2004): Der Bombenkrieg 1939-1945, Berlin.
- Neutzner, Matthias (Hg.) (1995): Martha Heinrich Acht – Dresden 1944/45, Dresden
- Neutzner, Matthias und Wolfgang Hesse (Hg.) (2005): Das rote Leuchten. Dresden und der Bombenkrieg. Dresden
- Neutzner, Matthias (2005): Die Erzählung vom 13. Februar. In: Mythos Dresden, Faszination und Verklärung einer Stadt. Dresdner Hefte, Bd. 84.
- Plato, Alexander v. (Hg.) (1998): Studien und Berichte, Band 1 der Reihe „Sowjetische Speziallager in Deutschland 1945 bis 1950“, Reihe hg. von S. Mironenko, L. Niethammer, A. v. Plato (Koordination) in Verbindung mit V. Knigge und G. Morsch, Berlin.
- Schnatz, Helmut (2000): Tiefflieger über Dresden? Legenden und Wirklichkeit. Mit einem Vorwort von Götz Bergander. Köln/Weimar/Wien.
- Sparing, Rudolf (1945): Der Tod von Dresden. Ein Leuchtzeichen des Widerstandes. In der Wochenzeitung „Das Reich“ vom 4.3. 1945.
- Taylor, Frederick (2004): Dresden, Dienstag, 13. Februar 1945. Militärische Logik oder blanker Terror? München.
- Taylor, Frederick (2005): Strategische Bedeutung des alliierten Bombenkrieges. Der Umgang mit dem Verhängnis. In: Lothar Fritze und Thomas Widera (Hg.): Alliiertes Bombenkrieg. Das Beispiel Dresden, Göttingen, 13-56.
- Thießen, Malte (2007): Eingebrennt ins Gedächtnis. Hamburgs Gedenken an Luftkrieg und Kriegsende 1943 bis 2005 (Forum Zeitgeschichte; 19), München.
- Trenkner, Joachim (2003): „Wielun 1. September 1939: „Keine besondere Feindbeobachtung““. In: Lothar Kettenacker (Hg.): Ein Volk von Opfern? Die Debatte um den Bombenkrieg 1940-45. Berlin, 5-23 (ursprünglich in: Die Zeit, 07/2003, 06.02.2003).
- Treusch, Wolf Sören (2007): Der Bombenkrieg in Europa, in: DeutschlandRadio Berlin - 20. November 2007.
- Welzer, Harald (2004): Die Zukunft von einst. Zwischen Hartz und Hitler: Wie sich die Demokratie wandelt. In: Süddeutsche Zeitung vom 13.09.04.
- Widera, Thomas (2005): Gefangene Erinnerung. Die politische Instrumentalisierung der Bombardierung Dresdens. In: Lothar Fritze und Thomas Widera (Hg.): Alliiertes Bombenkrieg. Das Beispiel Dresden, Göttingen, 109 ff.

Ein Denkmal für die Verfolgten

Die Sammlung von Lebensgeschichten ehemaliger
Sklaven- und Zwangsarbeiter

Almut Leh und Henriette Schlesinger

1. Zur Anlage des Projekts

Mit dem Projekt „Dokumentation der Lebensgeschichten ehemaliger Zwangs- und Sklavenarbeiter“¹ hatten sich alle Beteiligten eine große Aufgabe gestellt. Die Stiftung „Erinnerung, Verantwortung und Zukunft“ mit ihrem Fonds „Erinnerung und Zukunft“ als Initiator und Geldgeber, 32 sehr unterschiedliche Institutionen in 27 Ländern als Durchführende vor Ort und das Institut für Geschichte und Biographie als planende und koordinierende Stelle arbeiteten gemeinsam an dem Ziel, eine Sammlung lebensgeschichtlicher Erinnerungsinterviews zu schaffen, die für künftige Forschung und Wissenschaft ebenso wie für kulturelle und politische Bildung genutzt werden kann.

Interviews mit unterschiedlichen Opfergruppen des nationalsozialistischen Zwangsarbeitssystems sollten durchgeführt werden und zu einem als Einheit erkennbaren Bestand zusammengeführt werden. Dabei sollte die Vielfalt und Unterschiedlichkeit nationalsozialistischer Zwangsarbeit und deren lebensgeschichtliche Bedeutung deutlich werden – im Bewusstsein, dass Repräsentativität nicht zu erreichen ist. Hohe und für alle Projektpartner verbindliche wissenschaftliche und technische Standards der Interviewdurchführung und -dokumentation sollten eine breite spätere Auswertung und Nutzung ermöglichen sowie Erfordernissen einer langfristigen Archivierung Rechnung tragen. Aus Kostengründen sollte nur ein Teil als Video-Interview geführt werden, diese allerdings in hohem Fernsehstandard, um jegliche Folgenutzung zu ermöglichen. Der größere Teil sollte lediglich als Audio-Interview geführt werden.

Ein wesentlicher Aspekt war der hohe Zeitdruck, unter dem das Projekt durchgeführt werden musste. Mehr als sechzig Jahre nach Kriegsende waren die allermeisten der rund 13,5 Millionen ehemaligen Zwangs- und Sklavenarbeiter längst verstorben.

1 Das Projekt begann im Herbst 2004 und wurde Ende Februar 2007 beendet. Im Institut für Geschichte und Biographie arbeiteten an diesem Projekt Alexander von Plato als Leiter, Almut Leh und Christoph Thonfeld als wissenschaftliche Mitarbeiter, Henriette Schlesinger als Fachfrau für die Archivierung des Dokumentationsbestandes, Elena Danchenko war zuständig vor allem für die Kontakte zu Russisch sprechenden Partnern, Joachim Riegel für die Website und die Archiv- bzw. Literaturrecherchen und Marlies Wahnbaeck für das Sekretariat. Im Frühjahr 2008 erscheint eine Projektdokumentation mit Berichten und Analysen im Böhlau Verlag unter dem Titel: Hitlers Sklaven. Internationales lebensgeschichtliches Dokumentationsprojekt zur Sklaven- und Zwangsarbeit, herausgegeben von Alexander von Plato, Almut Leh und Christoph Thonfeld. Eine englische Fassung dieses Bandes ist in Vorbereitung.

Gerade einmal 1.660.000 Menschen hatten bis Ende 2006 bei der Stiftung „Erinnerung, Verantwortung und Zukunft“ ihren Anspruch auf Entschädigung noch geltend machen können.² Und schließlich waren zwei weitere Entscheidungen für die Anlage des Projektes grundlegend: Die Interviews sollten nach Möglichkeit bei den Befragten zu Hause stattfinden, in jedem Fall aber in den jeweiligen Heimatländern und nicht im Rahmen von Besuchsprogrammen in Deutschland. Und die Interviews sollten in der Regel in der Muttersprache des Interviewten geführt werden, also ohne die Vermittlung durch einen Dolmetscher.

All dies sprach dafür, das Projekt auf viele Schultern zu verteilen und Partner unmittelbar in den Ländern zu suchen, in denen Interviews durchgeführt werden sollten. Der erste Schritt war deshalb die Ausschreibung der Projektbeteiligung und die Auswahl der Partner durch eine von der Stiftung bestellte wissenschaftliche Jury unter Beteiligung der Partnerorganisationen³ und beraten vom Institut für Geschichte und Biographie als Projektkoordinator.

Ein wesentlicher Gesichtspunkt bei der Auswahl der Kooperationspartner war die damit verbundene Verteilung der Interviews nach Ländern. Mindestens 440 Audio- und 110 Videointerviews sollten durchgeführt werden, davon 80 in Polen, 40 in der Tschechischen Republik, 80 in der Ukraine, 40 in Weißrussland und 60 in Russland, sowie in weiteren Ländern nochmals mindestens 80 mit jüdischen und 60 mit nicht-jüdischen Überlebenden. Insgesamt sollte ein Drittel der Interviews auf ehemalige Sklavenarbeiter entfallen; Sinti und Roma als bisher kaum beachtete Opfergruppe sollten gebührend berücksichtigt werden.⁴ Grundlegende Kriterien der Auswahl waren überdies Erfahrung in der Durchführung von Oral-History-Projekten sowie ausgewiesene Kenntnis der Geschichte des Holocaust und des Zweiten Weltkrieges, aber auch die Angemessenheit der Kosten und das Konzept für die Nutzung der Interviews innerhalb des eigenen Landes.

Im Ergebnis der Beratungen konnten im Frühjahr 2005 schließlich Kooperationsvereinbarungen mit 32 Institutionen geschlossen werden, die in 27 Ländern Interviews führen sollten.⁵ Ganz überwiegend ist es dabei gelungen, Projektpartner so auszuwählen, dass die Befragung vor Ort geplant und durchgeführt werden konnte. Wo Institutionen ihren Sitz in Deutschland hatten, bestand über die für die Durchführung verantwortlichen Mitarbeiter in der Regel ein direkter Zugang zu den betreffenden Ländern. Auch konnten die angestrebten Größenordnungen bei der Aufteilung der Interviews nach Ländern im Wesentlichen umgesetzt werden,⁶ wobei in den Ländern mit hohen Kontingenten bis zu vier Institutionen einbezogen wurden, um in dem kurzen Zeitraum von gerade einmal 12 Monaten die geplante Gesamtzahl von Inter-

2 Stiftung „Erinnerung, Verantwortung und Zukunft“ und Fonds „Erinnerung und Zukunft“, Pressemitteilung: Pressemitteilung über die 20. Kuratoriumssitzung am 13./14. Dezember 2006 vom 14.12.2006, S. 1

3 Die Stiftung „Polnisch-Deutsche Aussöhnung“, die Weißrussische Stiftung „Verständigung und Aussöhnung“, die Russische Stiftung „Verständigung und Aussöhnung“, die Ukrainische Nationale Stiftung „Verständigung und Aussöhnung“, der Deutsch-Tschechische Zukunftsfonds, die Conference on Jewish Material Claims against Germany und die International Organisation for Migration.

4 Diese Vorgaben formulierte Ralf Possekel als Vertreter der Stiftung „Erinnerung, Verantwortung und Zukunft“ zu Beginn der Jurysitzung für die Auswahl der Projektpartner (s.u.).

5 s. die Liste der Projektpartner im Anhang.

6 vgl. im Einzelnen die Übersicht der Interviews nach Ländern im Anhang.

views überhaupt realisieren zu können. Die meisten Interviews wurden in der Ukraine geführt (82), gefolgt von Polen (78), Russland (70), Belarus (42) und Tschechien (40). Mit der Ukraine, Russland und Weißrussland als damaligen Sowjetrepubliken und Polen wurden die Länder besonders berücksichtigt, aus denen im Verlauf des Krieges die meisten Zwangsarbeiter und Kriegsgefangenen im Arbeitseinsatz rekrutiert worden waren,⁷ während Tschechien deutlich überrepräsentiert ist.⁸

Tatsächlich folgte die Verteilung der Interviews auf Länder nicht ausschließlich dem Prinzip der Entsprechung. Zum einen konnten nicht in allen Ländern Interviews geführt werden, aus denen Zwangsarbeiter rekrutiert worden waren. Einige Länder fehlen also ganz (z.B. Belgien und Dänemark), so dass andere deshalb nicht nur für sich selbst stehen, sondern auch exemplarisch für andere und somit überrepräsentiert sind (etwa Niederlande mit 10 und Norwegen mit 11 Interviews). Franzosen (mit 20 Interviews) und Italiener (mit 9 Interviews) wurden dagegen weniger stark berücksichtigt, als es ihrem damaligen Anteil entsprochen hätte,⁹ weil sonst die Interviewgruppen in den anderen Ländern so klein geworden wären, dass eine sinnvolle Auswertung nicht mehr möglich gewesen wäre.

Mit dem hohen Anteil ehemaliger Sklavenarbeiter sollte dagegen der Tatsache entsprochen werden, dass die Lebensbedingungen der Sklavenarbeiter in aller Regel entschieden härter waren – bis hin zur „Vernichtung durch Arbeit“ – als die der zivilen Zwangsarbeiter. Die wenigen heute noch Lebenden sollten deshalb in größtmöglichem Umfang befragt werden. 134 der Interviewten sind jüdische Überlebende, 46 sind verfolgte Sinti und Roma. Nicht nur wegen der überlebenden Juden wurden Interviews neben den Herkunftsländern auch in bevorzugten Auswanderungsländern geführt: 30 in den USA, 25 in Israel, 8 in Südafrika und 6 in England.

Die Gesamtzahl der realisierten Interviews und der Anteil der Videointerviews konnten gegenüber der Planung sogar noch erhöht werden. Insgesamt wurden im Rahmen des Projektes 582 Interviews mit 590 Personen geführt,¹⁰ davon 192 als Videointerview. Knapp 1.900 Gesprächsstunden wurden aufgezeichnet, was einer durchschnittlichen Interviewdauer von 3:20 Stunden entspricht, wobei die Videointerviews in der Regel etwas kürzer ausfielen als die Audiointerviews.¹¹

7 Zwischen 1939 und 1945 waren 4.725.000 Sowjetbürger im Zwangsarbeitseinsatz, davon 1.950.000 als Kriegsgefangene. Bezogen auf die Gesamtzahl ausländischer Zivilarbeiter und Kriegsgefangener im Arbeitseinsatz von 13.020.000 entspricht dies einem Anteil von 36 %. In unserem Sample machen die Ukraine, Russland und Weißrussland mit 194 Interviews 33 % aus, wobei die Emigranten nicht berücksichtigt sind. Der prozentuale Anteil von Polen an ausländischen Arbeitskräften und Kriegsgefangenen im Arbeitseinsatz lag bei 14,6 % (1.600.000 Zivilarbeiter und 300.000 Kriegsgefangene), in unserem Sample liegt der Anteil von Polen bei 13,3 % (wiederum ohne Emigranten). (Zusammenstellung der Zahlen und eigene Berechnungen nach Angaben von Spoerer (2001, 221 f.)

8 mit 6,8 % Anteil im Sample (ohne Emigranten) gegenüber 2,7 % damals (Spoerer 2001, 221 f.).

9 Franzosen waren mit 1.050.000 Zivilarbeitern und 1.285.000 Kriegsgefangenen im Arbeitseinsatz die drittgrößte Gruppe und machten knapp 18% der Zwangsarbeiter aus. Italiener waren mit 960.000 Zivilarbeitern und 495.000 Kriegsgefangenen im Arbeitseinsatz die viertgrößte Gruppe und machten 11,2 % aus. In unserem Sample sind sie lediglich mit 3,4 % bzw. 1,5 % repräsentiert. (Berechnungen wiederum basierend auf Spoerer 2001, 221 f.)

10 Acht Interviews waren Paarinterviews (zum Teil Ehepaare, zum Teil zwei befreundete Personen).

11 Die Audiointerviews dauerten im Durchschnitt 3:30 Std., die Videointerviews 3:15 Std.

2. Richtlinien der Interviewdurchführung

Dass solch ein umfangreicher Bestand in etwas mehr als einem Jahr erhoben werden konnte, ist nicht zuletzt der Tatkraft und dem Engagement der Mitarbeiter bei den insgesamt 32 Kooperationspartnern zu verdanken. Dabei reichte das Spektrum der vertretenen Institutionen von universitären und außeruniversitären Forschungseinrichtungen über Museen und Nichtregierungsorganisationen bis hin zu Produktionsfirmen aus dem Dokumentarfilmbereich. Neben Zeithistorikern waren Soziologen und Psychologen, Journalisten sowie Ausstellungs- und Filmemacher beteiligt, die allesamt Erfahrungen in der Interviewführung mitbrachten, dabei aber, bedingt durch professionelle Ausrichtung, nationale Prägung und individuelle Interessen, sehr unterschiedliche Verfahren praktizierten und favorisierten. Im Interesse eines vergleichbaren und als Einheit erkennbaren Interviewbestandes war deshalb eine intensive Klärung der methodischen Vorgehensweise erforderlich. Gleich zu Beginn der gemeinsamen Projektarbeit wurden zwei mehrtägige Seminare durchgeführt,¹² die wesentlich dazu beitrugen, ein „Gesamtprojektbewusstsein“ zu schaffen, und dass in verschiedenen Ländern Kooperationen zwischen den Projektgruppen entstanden. Neben der Orientierung auf ein gemeinsames Ergebnis hin war die Vermittlung einheitlicher Standards der Interviewdurchführung ein wesentliches Ziel der Seminare – von der Auswahl der Zeitzeugen über die Vorbereitung und den Ablauf des Interviews bis zur Nachbearbeitung des Materials.¹³

Bei der Auswahl der Interviewpartner sollte eine Vielfalt in der Zusammensetzung der jeweiligen Untergruppe angestrebt werden, die sich, so weit dies bei aller Einschränkung überhaupt möglich ist, an der damaligen Zusammensetzung der Zwangs- und Sklavenarbeiterschaft orientieren sollte: nach Geschlecht, nationaler und sozialer Herkunft, religiöser Orientierung, nach Art der Verfolgung, der Weise der Verschleppung, der Arbeit (auf dem Lande, in der Industrie usw.), der Unterbringung, der Befreiung, der Heimkehr und der Nachgeschichte. Gerade weil 60 Jahre nach Kriegsende nur noch die damals Jüngeren interviewt werden konnten, sollten möglichst viele alte Jahrgänge einbezogen werden. Auch wurde deutlich gemacht, dass nicht nur Antragsberechtigte im Sinne der Entschädigung durch die Stiftung „Erinnerung, Verantwortung und Zukunft“ als Zeitzeugen in Betracht kamen, sondern gerade auch Formen von Zwangsarbeit repräsentiert werden sollten, die nicht durch die Entschädigungsrichtlinien erfasst waren.

Das Interviewverfahren, das allen Teilnehmern als Grundlage der Projektarbeit vermittelt wurde, entsprach dem so genannten halboffenen narrativen lebensgeschichtlichen Interview. Demnach wird den Interviewpartnern mit einer möglichst offenen Eingangsfrage nach ihrer Lebensgeschichte zuallererst die Gelegenheit gegeben, ihre Geschichte und Erfahrungen so darzustellen, wie sie es möchten, nach eigenen Relevanzkriterien und in selbst gewählter Ausführlichkeit. Erst im Anschluss an diese Phase stellt der Interviewende Nachfragen anhand einer Frageliste, die allerdings nicht einfach abgefragt, sondern entsprechend der Gesprächssituation eingesetzt

12 Eines unmittelbar mit Projektbeginn, das zweite zur Reflektion erster Erfahrungen mit der Auswahl von Zeitzeugen und der Interviewmethode wenige Wochen später.

13 Grundlage waren die von Alexander von Plato für das Projekt verfassten Interviewrichtlinien, die im Zusammenhang der Projektergebnisse veröffentlicht werden sollen.

wird und den Interviewpartner möglichst zu weiteren Erzählungen – und nicht zu einfachen „Ja-“ oder „Nein-Antworten“ – motivieren soll.

Die lebensgeschichtliche Dimension öffnet das Interview für die gesamte Biographie des Befragten. Gerade weil das Gespräch in der Regel auf die Erfahrung der Zwangsarbeit fokussiert wird, sollten „Vor“- und „Nachgeschichte“ ebenfalls thematisiert und auch nachgefragt werden. Dabei geht es um die familiäre Herkunft und das soziale und politische Umfeld ebenso wie um Bildungs- und Berufsverläufe, um Auswirkungen und Spätfolgen der Zwangsarbeit in gesundheitlicher, beruflicher oder sozialer Hinsicht und um Fragen der Verarbeitung und Entschädigung. Mit diesem Wissen kann die Erfahrung der Zwangsarbeit im Kontext der Lebensgeschichte nachvollzogen und gedeutet werden. Zugleich zeigen die Phasen jenseits der Zwangsarbeit den Zeitzeugen in unterschiedlichen Bezügen und Facetten seiner Person und eben nicht nur in der Opferrolle.

Während viele der Projektteilnehmer zunächst mit Skepsis zur Kenntnis genommen hatten, dass sie drei- bis vierstündige Interviews führen sollten, stellten die meisten fest, dass, wenn man den Zeitzeugen Raum für Erzählungen gibt und ihre gesamte Lebensgeschichte einbezieht, diese Dauer leicht erreicht wird. Wo Interviews dennoch kürzer ausfielen, hing dies in aller Regel mit der schlechten gesundheitlichen Verfassung des Interviewpartners zusammen, der mit einer Verkürzung des Interviews Rechnung getragen werden musste. Die lange Dauer eines Großteils der Zeitzeugeninterviews¹⁴ spricht dafür, dass ganz überwiegend sowohl der narrative Impetus wie die lebensgeschichtliche Dimension realisiert wurden.

Auch in technischer Hinsicht wurden verbindliche Standards vorgegeben. In der Frage analoger oder digitaler Aufzeichnungstechnik wurde sowohl für die Audio- wie für die Videointerviews dem analogen Format der Vorzug gegeben. In einem so breit angelegten internationalen Projekt wäre eine Vielfalt digitaler Formate und Datenträger zu befürchten gewesen, was für die Zusammenführung des Bestandes und die weitere Nutzung kompliziert geworden wäre. Bei den Audiointerviews, die in der Regel vom Interviewer selbst aufgezeichnet wurden, sollte die technische Handhabung möglichst einfach sein, um Aufnahmefehler zu vermeiden, was ebenfalls für die analoge Aufnahmetechnik sprach. Und nicht zuletzt ist bisher auch die Transkription klassischer Tonkassetten komfortabler, weil es entsprechende Wiedergabegeräte gibt. Besonderer Wert wurde dagegen auf ein qualitativ hochwertiges Außenmikrofon und dessen Ausrichtung auf den Interviewpartner gelegt, um eine möglichst gute Tonqualität zu erzielen.

Für die Videoaufnahmen wurden BETA SP-Kameras verwendet,¹⁵ so dass ein hoher Qualitätsstandard erreicht wurde, der die spätere Nutzung für Filme, Fernsehdokumentationen und Ausstellungen ohne Einschränkung ermöglicht. Zugleich garantierte diese Aufnahmetechnik die Ausführung durch ein professionelles Filmteam und somit auch eine gute Ausleuchtung und eine hohe Tonqualität. Der Zeitzeuge sollte vor einem individuellen Hintergrund in seiner Wohnung ins Bild gesetzt werden, so dass nicht nur der Interviewpartner selbst zu sehen ist, sondern auch eine Vorstellung von seinem persönlichen Umfeld vermittelt wird. Während des eigentlichen Interviews sollte die Kamera in mäßig wechselnden Zoombereichen auf den Interviewten

¹⁴ Rund zwei Drittel der Interviews haben eine Dauer von über drei Stunden.

¹⁵ In zwei Projekten wurden digitale BETA SP-Kameras verwendet.

ausgerichtet sein; vorher oder nachher sollte aber auch der Interviewer gezeigt werden und, wenn möglich, der Raum, in dem das Gespräch stattfand. Bei Video- wie auch Audiointerviews wurden im Anschluss an das Interview Fotos von dem Zeitzeugen gemacht. Zusätzlich wurden, sofern vorhanden, auch Familienfotos oder Dokumente vor Ort fotografiert.

3. Dokumentation und Nachbearbeitung der Interviews

Für die Nutzung gerade auch umfangreicher Interviewbestände durch dritte ist die sorgfältige Nachbearbeitung und Dokumentation mindestens ebenso wichtig wie die methodisch und technisch hochwertige Durchführung des Interviews selbst. Das gilt umso mehr für ein Projekt, dessen rund 600 Interviews in 25 verschiedenen Sprachen vorliegen. Gleichzeitig ist die Nachbearbeitung im Sinne von Transkription und Übersetzung der Interviews bis hin zur Verschlagwortung und archivalischen Aufarbeitung besonders zeit- und kostenintensiv. Im Interesse eines effizienten Umgangs mit den vorhandenen Ressourcen wurde deshalb ein Konzept realisiert, bei dem eine sorgfältige Dokumentation und erste Nachbearbeitung durch die Interviewer bereits eine unmittelbare Nutzung ermöglichen, vor allem aber auch eine solide Grundlage für spätere Weiterbearbeitungsschritte bilden, so dass Nutzbarkeit und Erschließung des Bestandes durch den Einsatz weiterer Personal- und Finanzmittel künftig noch verbessert werden können.

Zu den Arbeitsschritten, die in unmittelbarer zeitlicher Nähe zum Interview und durch den Interviewer selbst durchgeführt wurden, gehören die Anfertigung eines Interviewprotokolls und einer Kurzbiographie des Befragten. Das Interviewprotokoll umfasst zwei bis drei Textseiten und beinhaltet folgende Aspekte: die Vorgeschichte des Interviews (also: Wie kam das Gespräch zustande, und welche Kontakte sind dem Interview vorausgegangen?), die anwesenden Personen (wer, außer Interviewer und Interviewpartner, nahm aus welchen Gründen am Interview teil?), die räumlichen Gegebenheiten (Beschreibung der Wohnung und des Wohnumfeldes), die wesentlichen angesprochenen Themen und Besonderheiten im Lebenslauf oder in der Erzählung des Interviewten, die Atmosphäre im Verlauf des Gesprächs, die Beziehungsentwicklung zwischen Interviewer und Interviewtem, die Reflektion der eigenen Befindlichkeit bis hin zu positiven wie negativen Gefühlen dem Interviewpartner gegenüber. Dieses Protokoll ermöglicht nicht nur eine schnelle Information über das Interview, vor allem vermittelt es dem späteren Nutzer über die Ton- oder Videoaufzeichnung hinaus Hinweise auf die Befindlichkeit des Interviewten – aus der interpretierenden Sicht des Interviewers – ebenso wie zur Beziehung zwischen den Gesprächspartnern, beides Faktoren, die Inhalt und Verlauf des Gesprächs mitgeprägt haben dürften und die deshalb für die Interpretation wichtig sind.

Die Kurzbiographie liefert auf etwa einer Textseite einen chronologischen Abriss der wesentlichen Stationen im Leben des Gesprächspartners. Sie umfasst den familiären Hintergrund, Schul- und Berufsausbildung, die Stationen der Verfolgung und Zwangsarbeit sowie die familiäre und berufliche Entwicklung in der Nachkriegszeit bis zum Zeitpunkt des Interviews. Die Kurzbiographie ist damit ein wichtiges Hilfsmittel für einen ersten Zugang zur Lebensgeschichte des Interviewten.

Zusätzlich zu diesen freien Texten wurde ein Datenbogen entwickelt, in dem Daten des Interviews und vor allem die Lebensgeschichte des Interviewten mit Hilfe von

132 Kriterien mit vordefinierten Antworten bzw. festen Antwortformaten erfasst und beschrieben werden. Dabei handelt es sich um Angaben zum Interview (Art, Dauer, Datum, Ort, Personen, Material und Bearbeitungsstand), allgemeine Angaben zur Person des Interviewpartners (Name, Geschlecht, Jahrgang, Nationalität, Verfolgungsgruppe etc.), seine biographischen Daten (wie Familienstand, Herkunft, religiöse und politische Orientierung, Ausbildung und berufliche Entwicklung), Angaben zur Zwangs- bzw. Sklavenarbeit und zum weiteren Verfolgungsschicksal (wie Zeitpunkt der Deportation, Tätigkeitsbereiche, Art der Unterbringung), die Zeit nach der Befreiung (wie Zeitpunkt, Repressionen, gesundheitliche Folgen, Entschädigung) sowie allgemeine biographische Angaben zur Mutter, zum Vater, zum Lebenspartner und zu den Kindern. So schwer es im Einzelfall oft fällt, qualitative Daten auf einen standardisierten Datenbogen zu verkürzen, so sinnvoll ist ein solches Instrument zum einen für Auswahl von Personen oder Gruppen nach bestimmten objektivierbaren Kriterien, zum anderen als Grundlage für quantitative Auswertungsstrategien und Interpretationsansätze. Allerdings ist zu bedenken, dass auch diese vermeintlich objektiven Daten auf subjektiven Einschätzungen, zumal verschiedener Subjekte, beruhen und deshalb mit gebotener Vorsicht zu nutzen sind.¹⁶ Interviewprotokolle, Kurzbiographien und Datenbögen liegen in der Regel auf Deutsch vor, in wenigen Fällen wurden sie auf Englisch abgefasst.

Für jede Form der weiteren Nutzung und Erschließung ist die Transkription der Interviews die wesentliche Voraussetzung. Es ist deshalb ein großer Vorzug, dass bereits alle Interviews transkribiert werden konnten und somit in der Sprache schriftlich vorliegen, in der sie geführt worden sind. Schon jetzt können sie innerhalb der betreffenden Länder bzw. mit entsprechenden Sprachkenntnissen genutzt werden. Die frühe Transkription war auch deshalb sinnvoll, um die Transkripte von dem jeweiligen Interviewer noch einmal überarbeiten zu lassen, wodurch vermutlich eine Vielzahl von Verständnis- und Übertragungsfehlern korrigiert werden konnte. Für eine vergleichende Auswertung und internationale Nutzung ist neben der Transkription vor allem die Übersetzung der Interviews – möglichst auf Deutsch und Englisch – notwendig. Im Rahmen des Dokumentationsprojektes konnte bisher immerhin für 150 Videointerviews die Übersetzung ins Deutsche realisiert werden,¹⁷ so dass für den deutschen Sprachraum schon jetzt der größte Teil derjenigen Interviews übersetzt ist, die für eine Nutzung in Ausstellungen oder Dokumentarfilmen vorrangig von Interesse sind.

Zu jedem der 582 geführten Interviews liegen also folgende Materialien vor: Audiokassetten oder Videobänder mit der Aufzeichnung des Gesprächs; ein Interviewprotokoll und eine Kurzbiographie (bei Paarinterviews selbstverständlich zwei) auf Deutsch, teilweise auf Englisch als Textdateien; rund 4.600 Fotos in digitaler Form,

16 Teils beruhen die Angaben des Datenbogens auf Selbstaussagen der Befragten, bei anderen Aussagen des gleichen Datenbogens handelt es sich um Einschätzungen des Interviewers, wobei die Herkunft im Einzelfall nicht ausgewiesen ist, sondern nur vermutet werden kann.

17 Ursprünglich war geplant, alle Videointerviews übersetzen zu lassen, was einem Anteil von 25 % am Gesamtbestand entsprochen hätte. Tatsächlich wurde mit 150 Interviews etwas mehr als ein Viertel des Bestandes übersetzt. Da mit 192 Videointerviews weit mehr Interviews per Video aufgezeichnet wurden, als zunächst geplant war (wobei die Zusätzlichen häufig mit semiprofessionellen Drei-Chip-Kameras aufgezeichnet wurden), und die Mittel für die Übersetzung nur für rund 150 Interviews kalkuliert waren, konnten nicht alle Videointerviews übersetzt werden.

größtenteils vom Interviewpartner am Tag des Gesprächs, in den meisten Fällen aber auch eine Auswahl abfotografierter Fotos und wichtiger Dokumente aus dem Leben des Interviewpartners, alles erläutert und unterteilt in einer Fotoübersicht; eine Transkription des gesamten Tonprotokolls in der jeweiligen Interviewsprache; zu 150 Videointerviews eine Übersetzung der Transkription ins Deutsche und schließlich eine formale Erklärung in der jeweiligen Interviewsprache, in der der Interviewpartner den beteiligten Institutionen – den Durchführenden vor Ort, der Stiftung „Erinnerung, Verantwortung und Zukunft“ und dem Institut für Geschichte und Biographie – mit seiner Unterschrift die Nutzung seines Interviews für Wissenschaft, Bildung und Ausstellungen gestattet.

4. Quantitative und qualitative Auswertungsmöglichkeiten

Für die Erschließung des Gesamtbestandes steht als wesentliches Findmittel eine Datenbank zur Verfügung, zu der die Datenbögen der einzelnen Interviews zusammengeführt wurden. 590 Datensätze mit je 132 Feldern (die denen des Datenbogens entsprechen) sind in dieser Datenbank enthalten. Die Datenbank ermöglicht das Auffinden von Interviews nach bestimmten Suchkriterien ebenso wie die Beschreibung des Gesamtbestandes nach quantifizierbaren Merkmalen, wobei verschiedene Gruppen vergleichend in Beziehung gesetzt werden können oder auch das Verhältnis des Samples zur damaligen Wirklichkeit bestimmt werden kann.¹⁸ Einige Beispiele sollen diese Möglichkeiten verdeutlichen und damit zugleich das Sample der „Dokumentation der Lebensgeschichten ehemaliger Zwangs- und Sklavenarbeiter“ in einigen wesentlichen Punkten charakterisieren.

Die Gesamtgruppe der Interviewten setzt sich aus 341 Männern und 249 Frauen zusammen. Das entspricht einem Anteil von 57,8% Männern zu 42,2% Frauen. Dieses annähernd ausgeglichene Verhältnis täuscht über die tatsächlichen Unterschiede je nach nationaler Herkunft hinweg, Unterschiede, die sowohl damals bestanden wie auch in unserem Sample auszumachen sind. Im September 1944 lag der Frauenanteil bei den ausländischen Zivilarbeitern, also ohne Kriegsgefangene im Arbeitseinsatz, bei allen Nationen sehr deutlich unter dem der Männer.¹⁹ Lediglich unter den Zwangsarbeitern aus der Sowjetunion und der Slowakei war der Frauenanteil mit 49,3% bzw. 44,5% annähernd gleich groß wie der der Männer. Der mit 36,5% damals drittgrößte Frauenanteil findet sich bei den Zwangsarbeitern aus den baltischen Staaten, gefolgt von den Polinnen mit 34,4%. Bei den Zwangsarbeitern aus den besetzten Ländern Westeuropas war der Frauenanteil noch einmal entschieden geringer: Unter den französischen Zwangsarbeitern gab es gerade einmal 6,6% Frauen, bei den Italienern waren es 7,8% und bei den Niederländern 8,2%.

Schlüsselt man auch unser Sample nach nationaler Zugehörigkeit auf, dann zeigt sich dort ebenfalls eine erheblich Spannweite, deren Staffelung im Groben den oben dargestellten Verhältnissen von 1944 entspricht. Unter den Befragten aus den damaligen Sowjetrepubliken – Russland, Ukraine, Belarus – ist der Frauenanteil mit 67%, 51% und 45% am höchsten; bei den Befragten aus den baltischen Staaten, hier Lett-

¹⁸ Wobei „damalige Wirklichkeit“ das meint, was auf Grund der Quellenlage als solche rekonstruierbar ist.

¹⁹ Vgl. Spoerer 2001, 222, wo sich auch die folgenden Prozentangaben finden, die sich auf den Frauenanteil am 30.9.1944 beziehen.

land und Litauen, liegt der Frauenanteil mit 52% ebenfalls deutlich über dem Durchschnitt (42,5%); ein Frauenanteil von 42% bei den Befragten polnischer Herkunft²⁰ stimmt ebenso wie der ausgesprochen geringe Anteil von Frauen unter den Befragten aus den meisten westeuropäischen Ländern ebenfalls mit den damaligen Verhältnissen überein.²¹

Das Altersspektrum der befragten ehemaligen Zwangs- und Sklavenarbeiter umfasst die Geburtsjahrgänge 1907 bis 1940. Der älteste Interviewpartner war zum Zeitpunkt des Interviews 98 Jahre alt und war 1942 als Jude im damaligen Jugoslawien festgenommen und zur Zwangsarbeit eingesetzt worden. Der jüngste Gesprächspartner war mit 65 Jahren ein in St. Petersburg interviewter Roma. Der Mittelwert der Geburtsjahrgänge aller Befragten liegt bei 1924, wobei die Ränder nur schwach besetzt sind. Fast 90% der Befragten sind zwischen 1918 und 1932 geboren; beinahe jeder zweite (45,7%) zwischen 1923 und 1927.

Geburtsjahrgänge (n=590)

	vor 1908	1908-12	1913-17	1918-22	1923-27	1928-32	1933-37	nach 1937
absolut	1	5	29	152	270	102	27	4
Prozent	0,2%	0,8%	4,9%	25,8%	45,8%	17,3%	4,6 %	0,7%

Mittelwert: 1924

Angesichts dieser Kumulierung auf wenige Jahrgänge sind auch die Abweichungen für verschiedene Untersuchungsgruppen gering. Zwei Jahre älter als der Durchschnitt waren die befragten Franzosen (Durchschnittsjahrgang 1922), zwei Jahre jünger als der Durchschnitt waren die befragten Russen und Weißrussen (Durchschnittsjahrgang 1926).

Trotz aller Bemühungen, ältere Jahrgänge bei der Auswahl besonders zu berücksichtigen, können die Interviewten in ihrer Mehrzahl nur die damals Jüngeren bzw. Jüngsten repräsentieren. Selbst die so genannten Ostarbeiter, die damals zu den jüngeren Gruppen gehörten, waren im Durchschnitt älter als die entsprechenden Befragten in unserem Sample. Männliche Ostarbeiter waren 1944 im Durchschnitt 24 Jahre alt,

²⁰ In der folgenden Übersicht wurden auch diejenigen berücksichtigt, die nach 1945 emigriert sind und in ihren jetzigen Heimatländern, vor allem USA und Israel, aber auch Südafrika, England und Deutschland, interviewt wurden.

	Russland	Ukraine	Belarus	Lettland	Litauen	Polen	gesamt
Männer	23	41	23	3	5	64	341
Frauen	47	43	19	2	7	46	249
gesamt	70	84	42	5	12	110	590

²¹ Zusammensetzung der Interviewsamples nach Geschlecht in westeuropäischen Ländern

	Frankreich	Italien	Norwegen	Spanien	Niederlande
Männer	21	7	8	10	7
Frauen	1	2	3	1	7
gesamt	22	9	11	11	14

Ostarbeiterinnen 21 Jahre;²² in unserem Sample lag das Durchschnittsalter männlicher und weiblicher Ostarbeiter bei 18 Jahren.²³ Ein großer Teil der im Rahmen des Projektes Befragten hat die Zwangs- oder Sklavenarbeit als Kind oder Jugendlicher erlebt und erlitten. 95 der 590 Befragten waren bei Kriegsende 16 Jahre und jünger.

Bei den Wirtschaftsbereichen, in denen die Befragten eingesetzt wurden, dominiert ganz deutlich die Industrie. Fast jeder Zweite (45%) nennt die Industrie zumindest als einen von eventuell mehreren Bereichen.²⁴ Landwirtschaft und Bau folgen gleichauf und werden jeweils von 28% der Befragten genannt. Bezogen auf die für 1944 zur Verfügung stehenden Vergleichszahlen ist der Einsatz im Baubereich innerhalb unseres Samples ungewöhnlich hoch; im Übrigen lagen aber auch bei der damaligen Verteilung ausländischer Zivilarbeiter auf die verschiedenen Wirtschaftsbereiche Industrie an erster und Land- und Forstwirtschaft an zweiter Stelle.²⁵

Die Differenzierung entsprechend der nationalen Herkunft ergibt für unser Sample ebenso wie für die damalige Situation ein höchst unterschiedliches Bild, was hier nur für wenige ausgewählte Gruppen angedeutet werden kann. Während Franzosen und Tschechen zum überwiegenden Teil in der Industrie arbeiten mussten, waren Sowjetbürger nur etwa zur Hälfte in der Industrie eingesetzt. Bei den entsprechenden Gruppen unseres Samples findet sich eine ganz ähnliche Verteilung. Polen waren damals zu mehr als zwei Drittel in der Landwirtschaft beschäftigt und nur etwa jeder Fünfte arbeitete in der Industrie; in unserem Sample kommen bei den polnischen Befragten dagegen beide Bereich annähernd gleich häufig vor.²⁶

Verteilung ausgewählter Gruppen des Samples auf Wirtschaftsbereiche

	Polen n=110	Sowjetbürger ²⁷ n=196	Franzosen n=22	Tschechen n=42	Sample n=590
Land- und Forstwirtschaft	36%	41%	9%	13%	28%
Industrie	42%	49%	86%	64%	45%

22 Das entspricht den Jahrgängen 1920 und 1923. Weitere Jahrgangsmittelwerte für 1944 nach Spoerer (2001, 223) zum Vergleich: männliche italienische Zivilarbeiter Jg. 1908, Italienische Militärinternierte Jg. 1919, männliche französische Zivilarbeiter Jg. 1918, französische Kriegsgefangene Jg. 1910, männliche KZ-Häftlinge Jg. 1918, weibliche KZ-Häftlinge 1920.

23 Jahrgang 1926 waren im Durchschnitt die Befragten aus Russland und Weißrussland, die befragten Ukrainer waren im Schnitt Jahrgang 1925.

24 Auf 590 Befragte kommen 761 Nennungen in der Rubrik „Einsatzbereich“.

25 43% der ausländischen Zivilarbeiter waren in der Industrie beschäftigt, 36% in der Land- und Forstwirtschaft, 12% im Dienstleistungsbereich, 6% im Bau und 3% im Bergbau. Vgl. Spoerer, a.a.O., S. 225.

26 Was wiederum mit der strikteren Umsetzung der Projektvorgaben zusammenhängen dürfte, wonach bei der Zusammensetzung der Befragtengruppe alle Einsatzbereiche berücksichtigt werden sollten.

27 Die ehemaligen Sowjetbürger unseres Samples setzen sich aus 84 Ukrainern, 70 Russen und 42 Weißrussen zusammen.

zum Vergleich: Verteilung der ausländischen Zivilarbeiter auf Wirtschaftsbereiche im August 1944 (Spoerer 2001, 225)

	Polen	Sowjetbürger	Franzosen ²⁸	Tschechen	Ausländer gesamt
Land- und Forstwirtschaft	68%	35%	9%	5%	36%
Industrie	18%	45%	72%	58%	43%

Schon die wenigen Beispiele (zu Geschlecht, Jahrgang und Einsatzbereich) zeigen, dass der Rückbezug auf die damalige Zusammensetzung der Gruppe der Zwangs- und Sklavenarbeiter ein wichtiges Korrektiv bei der Interpretation des Dokumentationsbestandes ist. Bestimmte Besonderheiten oder auch Verzerrungen waren bei einer Befragung sechzig Jahre nach Kriegsende gar nicht zu vermeiden; umso wichtiger ist, diese Abweichungen möglichst präzise zu bestimmen und bei der Interpretation der erhobenen Lebensgeschichten zu berücksichtigen.

Daneben kann die Analyse der biographischen Daten auch zu weiteren Fragestellungen an die Lebensgeschichten führen und zur Bildung heuristischer Gruppen genutzt werden, wenn es etwa darum geht, wie sich nationale Herkunft, Alter und Geschlecht, aber auch Wirtschaftsbereich, Unterbringung u. ä. in der Erfahrung der Zwangsarbeit niedergeschlagen und auf die weitere Lebensgeschichte ausgewirkt haben.

Dass die Auswertung der scheinbar harten biographischen Fakten gleichwohl voller Tücken steckt, wurde oben schon angedeutet. Auch dazu ein Beispiel: Um überprüfen zu können, ob ein Drittel aller Befragten zur Gruppe der so genannten Sklavenarbeiter gehörte, hatten wir in den Datenbogen das Feld „Sklavenarbeiter“ aufgenommen, das mit „ja“ oder „nein“ zu beantworten war. Das erstaunliche Ergebnis: 400 der 590 Befragten waren Sklavenarbeiter, also eher zwei Drittel als ein Drittel. Die Vermutung liegt nahe und wurde uns auf Nachfrage auch bestätigt, dass die Interviewer beim Ausfüllen des Datenbogens mit der Bezeichnung „Sklavenarbeiter“ etwas anderes zum Ausdruck bringen wollten als das von uns Gemeinte, wonach Sklavenarbeiter KZ-Häftlinge waren, die zur Zwangsarbeit eingesetzt wurden. Die Interviewer entschieden sich dagegen für diesen Begriff, weil er für ihr Empfinden das besonders schwere Verfolgungsschicksal der von ihnen Befragten treffend bezeichnete. Für eine solche Umdeutung des Begriffs „Sklavenarbeit“ spricht auch der Vergleich mit anderen Feldern des Datenbogens. So wurden bei der Angabe des Verfolgungsgrundes nur 134 aller Befragten der Gruppe „rassisch Verfolgte/Juden“ zugeordnet, weitere 112 Befragte waren demnach „politisch Verfolgte“, beides Verfolgungstengruppen, die als KZ-Häftlinge nach unseren zugegeben formalen Kriterien zu den so genannten Sklavenarbeitern gehören. Auch die Frage der Unterbringung lässt sich zur Aufklärung in dieser zentralen Frage heranziehen. Demnach waren 195 der Befragten in Konzentrationslagern inhaftiert,²⁹ was exakt einem Drittel aller Befragten entspricht. Vermutlich waren aber auch bei dieser Frage die Grenzen fließend und in

²⁸ Bei den französischen Kriegsgefangenen war es genau umgekehrt: 60% waren in der Land- und Forstwirtschaft, 26% in der Industrie beschäftigt. Vgl. Spoerer 2001, 225.

²⁹ Die Unterbringung „Lager“ wird 356 mal genannt, die Unterbringung „privat“ 133 mal, wobei Mehrfachnennungen möglich waren.

der sicher schwierigen Abgrenzung zwischen „KZ“ und „Lager mit KZ-ähnlichen Bedingungen“ geradezu vorgeben.

Zum Schluss noch zwei Aspekte zu den quantitativ erfassten Nachkriegserfahrungen der ehemaligen Sklaven- und Zwangsarbeiter: Auf die Frage nach Repressionen bei der Rückkehr in die Heimat antworteten 112 Befragten mit „ja“, 343 mit „nein“, die Übrigen machten keine Angaben.³⁰ Allein 35 der „ja“-Antworten entfallen auf Befragte in der Ukraine, weitere 22 auf Befragte in Russland und 23 auf Rückkehrer nach Polen.

Mit 442 Personen hat der weitaus größte Teil der Befragten eine Entschädigung erhalten, 83 sind allerdings ohne Entschädigung geblieben, wobei Sinti und Roma mit 13 Personen die größte Einzelgruppe bilden. 65 machten keine Angabe zur Frage der Entschädigung. Auffällig ist, dass vor allem die in Israel und in den USA Befragten keine Auskunft über etwaige Entschädigungszahlungen gaben, wobei offen bleiben muss, ob diese Frage von den Interviewern überhaupt gestellt wurde.

5. Weitere Erschließung und Zugänglichkeit des Bestandes

Obwohl der Schwerpunkt des Projektes auf der Durchführung von Interviews und deren Dokumentation lag, ist der Bestand schon jetzt in so weit zugänglich, dass konkrete Nutzungsanfragen bearbeitet werden können. Neben der Datenbank ist dabei auch die elektronische Erfassung aller Transkripte, Übersetzungen, Protokolle und Biographien ein nicht zu unterschätzendes Rechercheinstrument. Wie die bisherige Erfahrung zeigt, richten sich Anfragen vor allem auf bestimmte Einsatzorte oder Lager, so dass mit Hilfe der Volltextsuche nach den Namen der gewünschten Orte und Lager gesucht werden kann.

Gleichwohl ist die weitere Verbesserung der Erschließung des Bestandes eine Aufgabe für die nahe Zukunft, die in der Anlage des Projektes von Anfang an mitgedacht war. Dabei kann und soll die bestehende Dokumentation einschließlich der Datenbank genutzt und ausgebaut werden. Eine Hauptaufgabe wird die Aufschlüsselung der Interviews nach Orten und Betrieben, Lagern und KZs sein, die die bisherige Systematik nach Ländern und Interviewpartnern ergänzen wird, so dass die häufigste Form der Nutzungsanfrage optimal beantwortet werden kann. Dafür sind vor allem Schreibweisen zu überprüfen und mit tatsächlichen Orten und Lagern einheitlich abzugleichen.³¹ Darüber hinaus ist die Verschlagwortung der Transkripte und Übersetzungen entsprechend einem zu entwickelnden Thesaurus ein wichtiger Schritt für die inhaltliche Erschließung des Materials.

Um den Bestand insgesamt nutzen und insbesondere auch vergleichende Fragestellungen bearbeiten zu können, ist die Übersetzung aller Videointerviews, in einem zweiten Schritt auch der Audiointerviews einschließlich der Begleitdokumentation (Interviewprotokoll, Kurzbiographie und Fotoübersichten) notwendig, wobei im Ergebnis alles Material sowohl auf Deutsch wie auch auf Englisch vorliegen sollte.

Und schließlich müssen die weitgehend analog aufgezeichneten Audio- und Videointerviews digitalisiert werden. Zum einen erleichtert die digitale Form wesentlich

³⁰ Sofern man davon ausgehen kann, dass die Interviewer sich beim Ausfüllen des Datenbogens auf das bezogen haben, was tatsächlich im Interview erfragt wurde.

³¹ Häufig wurden die deutschen Namen einfach nach Gehör verschriftlicht. Eine weitere Fehlerquelle ist die uneinheitliche Transliteration aus anderen Buchstabensystemen.

die Handhabung, etwa die Weitergabe von Material oder auch die parallele Nutzung der unterschiedlichen Dokumente wie Video- oder Tonaufzeichnung, Transkript und Übersetzung, Fotos etc. Zum anderen ist die Digitalisierung des Bestandes natürlich auch unter dem Gesichtspunkt der Langzeitarchivierung eine dringende Notwendigkeit. Zwar sind auch digitalen Formate häufigem Wechsel unterlegen und erfordern immer wieder entsprechende Konvertierungsmaßnahmen. Gleichwohl sichert das digitale Format die hohe gegenwärtige Qualität.

Im Oktober 2007 hat die Stiftung „Erinnerung, Verantwortung und Zukunft“ das Center für Digitale Systeme der Freien Universität Berlin mit der Entwicklung einer Online Plattform beauftragt, über die zukünftig der Interviewbestand für Wissenschaft und Bildung zugänglich gemacht werden soll.³² Mit der weiteren Bearbeitung des Interviewbestandes werden wesentliche Voraussetzungen dafür geschaffen, dass diese wichtigen Quellen zur Geschichte der Sklaven- und Zwangsarbeit möglichst vielfältig und langfristig genutzt werden können, so dass die wohl einmalige „Dokumentation der Lebensgeschichten ehemaliger Zwangs- und Sklavenarbeiter“ ihrem Anspruch als Denkmal besonderer Art für zukünftige Generationen gerecht werden kann.

LITERATUR

Spoerer, Mark (2001): Zwangsarbeit unter dem Hakenkreuz. Ausländische Zivilarbeiter, Kriegsgefangene und Häftlinge im Deutschen Reich und im besetzten Europa 1939-1945, Stuttgart und München.

ANHANG

1. Die Projektpartner

Institution	Projektleiter	Interviews in
<i>Centre for Gender Studies, International Humanitarian Foundation (Belarus, Minsk)</i>	<i>Elena Gapova</i>	<i>Belarus</i>
RWTH Aachen, Fakultät für Wirtschaftswissenschaften, Lehr- und Forschungsgebiet Wirtschafts- und Sozialgeschichte (Deutschland, Aachen)	Christoph Rass, Alexander Dalhouski	Belarus
<i>Gemeinschaftsunternehmen Internationale Bildungs- und Begegnungsstätte Minsk GmbH (Belarus, Minsk; Deutschland, Dortmund)</i>	<i>Petra Rentrop, Imke Hansen, Kristina Čehovskaja</i>	<i>Belarus</i>
Institut für sozialwissenschaftliche Forschung, Bildung und Beratung (ISFBB) Nürnberg e.V. (Deutschland, Nürnberg)	Birgit Mair	Bosnien

³² Die fachgerechte Archivierung der Audio- und Videobänder übernimmt in dieser Kooperation das Deutsche Historische Museum (vgl. die Presseerklärung der Stiftung „Erinnerung, Verantwortung und Zukunft“ vom 10.10.2007). Daneben wird der Interviewbestand auch weiterhin im Archiv „Deutsches Gedächtnis“ am Institut für Geschichte und Biographie zugänglich sein.

<i>Ethnographisches Institut mit Museum an der Bulgarischen Akademie der Wissenschaften (Bulgarien, Sofia)</i>	Ana Luleva	Bulgarien
Institut für Geschichte und Biographie (Deutschland, Lüdenscheid)	Alexander v. Plato, Christoph Thonfeld	Deutschland England
<i>Association des Amis du musée départemental de la Résistance et de la Déportation de l'Isère (Frankreich, Grenoble)</i>	Anne Marie Granet-Abisset	Frankreich
Hebrew University of Jerusalem, Avraham Harman Institute of Contemporary History (Israel, Jerusalem)	Margalit Bejarano, Amija Boasson	Israel
<i>Instituto Luce (Italien, Rom)</i>	Doris Felsen, Viviana Frenkel	Italien
Culture and more (Deutschland, München)	Christian Schölzel	Kroatien
<i>International Organisation for Migration (IOM) (Republik Moldawien, Chisinau)</i>	Natalia Moisevici	Lettland Mazedonien Moldawien
Lithuanian Names Project (Israel, Jerusalem)	Rose Lerer Cohen	Litauen Südafrika
<i>Universiteit van Amsterdam, Faculteit fer Geesteswetenschappen (Niederlande, Amsterdam)</i>	Selma Leydesdorff, Ellis Jonker	Niederlande
Krigsinvalideforbundet (Norwegen, Oslo)	Bente Jerkö, Olav Hobbesland, Jan Asmund Jakobsen	Norwegen
<i>Fundacja Ośrodku KARTA (Polen, Warschau)</i>	Piotr Filipkowski, Katarzyna Mitzner	Polen
Motór-Film Sp.z o.o. (Polen, Warschau)	Artur Podgorski	Polen
<i>Berliner Geschichtswerkstatt e.V. (Deutschland, Berlin)</i>	Gisela Wenzel, Ewa Czerwiakowski	Polen
Centrul de studii istorice, economice si sociale Ltd. (CSIES) (Rumänien, Bukarest)	Adriana Gheorghe	Rumänien
<i>Regionalbüro Forschungs- und Informationszentrum "Memorial" (Russland, St. Petersburg)</i>	Irina Flige, Ana Reznikova	Russland
Institute of Sociology, Russian Academy of Sciences (Russland, Moskau)	Elena Mescherkina, Victoria Semenova	Russland
<i>MEMORIAL – Internationale Gesellschaft für historische Aufklärung, Menschenrechte und soziale Fürsorge (Russland, Moskau)</i>	Irina Scherbakowa, Alena Koslowa	Russland
Pädagogische Staatsuniversität Woronesch (Russland, Woronesch)	Natalia Timofeewa	Russland
<i>Fachbereich Geschichts- und Politikwissenschaft der Paris-Lodron-Universität Salzburg (Österreich, Salzburg)</i>	Barbara Wiesinger	Serbien

Muzej Novoješe Zgodovine Slovenije (Slowenien, Ljubljana)	Monika Kokalj Kočevar	Slowenien
<i>Asociación Historia y Fuente Oral (Spanien, Barcelona)</i>	<i>Mercedes Vilanova</i>	<i>Spanien</i>
Živá paměť (Tschechische Republik, Prag)	Tomas Jelinek, Šárka Jarská	Tschechien Slowakei
<i>Kovalskich-Ostinstitut für die ukrainische Landeskunde, Lehrstuhl für Ukrainische Landeskunde (Ukraine, Charkow)</i>	<i>Viola Jakschová Gelinada Grinchenko</i>	<i>Ukraine</i>
Educational Initiatives Center (Ukraine, Lviv)	Olena Shynarovska	Ukraine
<i>Teleki Laszló Institut, Zentrum für mitteleuropäische Studien (Ungarn, Budapest)</i>	<i>Éva Kovács</i>	<i>Ungarn Slowakei</i>
Yale Center for International and Area Studies (USA, Connecticut, New Haven)	Dori Laub	USA
<i>The William Breman Jewish Heritage Museum (USA, Atlanta, Georgia)</i>	<i>Jane D. Leavey, Sara Ghitis</i>	<i>USA</i>
Fritz Bauer Institut (Deutschland, Frankfurt a.M.)	Daggi Knellessen	Auschwitzprozess-Zeugen

2. Interviews nach Ländern

Belarus	42	Rumänien	17
Bosnien	8	Russland	70
Bulgarien	9	Serbien	11
Deutschland	8	Slowakei	11
England	6	Slowenien	24
Frankreich	20	Spanien	11
Israel	25	Südafrika	8
Italien	9	Tschechien	40
Kroatien	12	Ukraine	82
Lettland	5	Ungarn	15
Litauen	8	USA	30
Mazedonien	6	Auschwitzprozesszeugen	8
Moldawien	6		
Niederlande	10		
Norwegen	11	gesamt	590
Polen	78		

„Kempowskis Lebensläufe“ und seine Archive

Bericht über eine Ausstellung in der Akademie der Künste Berlin

Gudrun Wedel

Walter Kempowski ist einem breiten Publikum mit seinem autobiographischen Roman „Tadellöser & Wolff“ (1971) bekannt geworden, der 1975 von Eberhard Fechner für das Zweite Deutsche Fernsehen verfilmt wurde. Diese literarische Darstellung seines eigenen Lebens und seiner Familie eröffnete eine Reihe von sechs Romanen und drei Befragungsbänden, die zusammen die „Deutsche Chronik“ bilden. Bereits während der Recherchen zu diesen Romanen faszinierte Kempowski, was ihm Verwandte und Bekannte aus ihrem Leben erzählten, und was er aus Tagebüchern und Briefen erfuhr. Von da an begann er, nach unveröffentlichten Selbstzeugnisse zu suchen. Der Wunsch, für diese Aufzeichnungen ein Archiv einzurichten, entstand 1978 und am 1. Januar 1980 gründete er das „Archiv für unpublizierte Autobiographien“ und das „Fotoarchiv“.

Walter Kempowskis Sammlungen umfassen somit drei große Bereiche:

(1.) Das persönliche Archiv („Grünes Archiv“) enthält die Materialien zu seinem literarischen Werk und seinem Lebensweg. Dazu gehören Manuskripte seiner Bücher und Hörspiele, seiner Aufsätze, Artikel und Vorträge, dann Notizen, Textfassungen, Druckfahnen mit Korrekturen und Reinschriften samt den zugehörigen Vorarbeiten. Umfangreich sind auch die Materialien zu seinem eigenen Lebensweg und der Geschichte seiner Familie wie persönliche und geschäftliche Briefe, Tagebücher, autobiographische Aufzeichnungen, weiterhin Dokumente, Fotos, persönliche Gegenstände, aber auch Materialien aus seiner Tätigkeit als Pädagoge sowie Unterlagen zu den von ihm veranstalteten Literaturseminaren und Schriftstellertreffen und nicht zuletzt Leserbriefe. (Hempel 2006, 10-11)

(2.) Das Biographien-Archiv („Blaues Archiv“) enthält mehr als 8.000 Positionen mit unpublizierten biographischen Materialien vor allem aus dem 19. und 20. Jahrhundert. Sie stammen meistens von Privatpersonen, die damit auf Kempowskis zahlreiche Aufrufe in Zeitungen reagierten und ihm vertrauensvoll persönliche Aufzeichnungen und Dokumente überließen. Seine eigenen Ankäufe ergänzen diese Bestand von Tagebüchern, Briefen und autobiographischen Aufzeichnungen sowie von Materialien, die zu Lebensläufen gehören wie Schulhefte, Poesiealben, Kalender, Zeugnisse, Urkunden und Testamente. Außerdem sind Materialien vorhanden, die über das alltägliche Leben Auskunft geben wie Warenhaus- und Spielzeugkataloge, Speisekarten, Kochbücher, Kalender, Flugblätter oder Schulfibeln. Und es gibt Stadt- und Firmengeschichten sowie Bücher und Zeitschriften mit biographischen und historischen Inhalten. (Hempel 2006, 43-44; Heinritz 1989, 21-29)

(3.) Das Fotoarchiv („Gelbes Archiv“) enthält ca. 1.000 Fotoalben, insgesamt etwa 300.000 Fotos. Auch diese Schenkungen von Privatpersonen ergänzte Kempowski durch eigene Ankäufe. Es dominieren Amateuraufnahmen in schwarz/weiß zu Alltagsthemen aus dem Zeitraum von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart. (Hempel 2006, 61)

Seit 1996 hat die Akademie der Künste Berlin das literarische Archiv von Walter Kempowski als Depositum betreut. Im Jahr 2005 konnte sie von ihm mit Mitteln der Kulturstiftung der Länder, der Hamburger Stiftung zur Förderung von Wissenschaft und Kultur und dem Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien sein gesamtes Archiv auf Dauer erwerben, um es zu sichern, zu erschließen und öffentlich zugänglich zu machen. Als Dank veranstaltete die Akademie der Künste deshalb vom 20. Mai bis zum 15. Juli 2007 die große Ausstellung „Kempowskis Lebensläufe“ in ihren Räumen am Pariser Platz 4, nahe dem Brandenburger Tor. Sie wurde am Voraabend durch den Bundespräsidenten Horst Köhler in einer feierlichen Veranstaltung eröffnet, an der Walter Kempowski aufgrund seiner schweren Krankheit nicht persönlich teilnehmen konnte.

Für diese Ausstellung, die von der Gesellschaft der Freunde der Akademie der Künste e.V. gefördert und vom Zweiten Deutschen Fernsehen unterstützt wurde, hat der Kurator Dirk Hempel gemeinsam mit Christina Möller, Maren Horn und Hans-Joachim Bretschneider vom Archiv der Akademie aus den ca 3,5 Millionen Blatt des Bestandes 1600 Exponate ausgewählt. (Trautwein 2007, 8) Die Projektleitung übernahm die Leiterin des Literaturarchivs Sabine Wolf, und die Gestaltung verantwortete die Ausstellungsarchitektin der Akademie Simone Schmaus.

Ausgangspunkt der Ausstellung waren die Jahre 1948 bis 1956, in denen Kempowski als politischer Gefangener im Zuchthaus Bautzen einsaß und die sein künftiges Leben entscheidend prägten. Auf diese Zeit bezog sich der erste Ausstellungsraum. Drei enge und dunkle Boxen, die Zellen nachahmten, enthielten nur wenige Exponate, wie seine Gefängniskleidung und Essschüssel. Im nächsten Ausstellungsraum ging es um Kempowskis Werdegang als Schriftsteller in den Jahren 1956 bis 1969, also von seiner Ankunft in der Bundesrepublik bis zum Erscheinungsjahr seines Erstlingswerks „Im Block“, in dem er die Zeit in Bautzen literarisch verarbeitete. Der anschließende große Raum hatte Kempowskis gesamtes literarisches und autobiographisches Schaffen und seinen Lebensweg als Pädagoge, Schriftsteller und Archivar zum Thema. Auf ansprechende Weise waren Schriftstücke wie Manuskripte, Briefe, Dokumente und Fotos, kombiniert mit Gegenständen, zum Beispiel einer Zigarrenkiste der Firma „Loeser und Wolff“ oder dem Papiermodell von Rostock, das Kempowski selbst hergestellt hatte, um die Erinnerungen an seine Heimatstadt wachzuhalten.

Der vierte Saal überraschte durch den totalen Wechsel des Mediums: Hier waren keine Texte, Bilder oder Objekte ausgestellt, sondern lediglich große Sitzpolster, die dazu einluden, sich ganz auf eine über Lautsprecher eingespielte Lesung aus dem „Echlot“ zu konzentrieren, die als akustische Endlosschleife lief. Aus diesem zehnbändigen „kollektiven Tagebuch“, in dem Kempowski Zitate aus den Jahren 1941, 1943 und 1945 zusammengestellt hatte, wurden die 96 Texte über den 1. Januar 1943 von 75 Mitgliedern und Mitarbeitern der Akademie vorgelesen. Ob viele Besucher sich jedoch die gesamte Lesung anhörten, ist zu fragen. So anregend ein Medienwechsel gerade in den schriftlastigen Literatúrausstellungen ist, so verstärkte doch die

lineare Wahrnehmung des zu Hörenden einen Überschreibungs- und Verwischungseffekt, dem bei Geschriebenem – und auch bei Abgebildetem – durch wiederholtes Lesen oder Zurückblättern entgegengewirkt werden kann. Der stetige „Tonstrom“ der vorgelesenen Texte vieler Personen brachte deshalb leicht die Erinnerung an deren jeweilige Individualität zum Verschwinden. Im Gedächtnis der Ausstellungsbesucherin entstand somit ein subjektiver Gesamteindruck, in dem aber nur vereinzelte „Stimmen“ haften blieben. Solch ein Gesamteindruck konnte beim Ausstellungspublikum zwar die jeweils vorhandene Vorstellung eines allgemeinen historischen Geschehens beeinflussen, und das auf jeweils individuelle Art und Weise. Aber die so entstandenen immer noch unterschiedlichen Geschichtsvorstellungen entsprechen nicht dem, was in Medienberichten und Reden gern als „die Geschichte“ bezeichnet wird. „Die Geschichte“ oder auch „unsere Geschichte“ ist durch direkte Wahrnehmung von Quellen nicht zugänglich. Welche Herausforderung das Verstehen von „der Geschichte“ darstellt, zeigen die Annäherungsversuche in den historischen Wissenschaften.

Im folgenden und letzten Saal dominierte als Medium das Bild, genauer gesagt ein „Bilderstrom“ von Amateurfotografien. Aus etwa 100.000 Fotos des Bildarchivs wurden 677 Fotos aus den vergangenen hundert Jahren ausgewählt und in mehreren Reihen übereinander und an drei Wänden des Raumes ohne jede Kommentierung aufgestellt. In diesem „Bilderstrom“ wurden die Fotos von Personen, Orten und Gegenständen chronologisch nach Entstehung angeordnet, ob weitere Gliederungsaspekte diese Foto-Collage bestimmten, war nicht zu erkennen. Auch hier blieb die Betrachterin mit ihrer subjektiven Wahrnehmung allein, da es weder historische, bildästhetische noch technische Erläuterungen gab. Doch gerade Fotografien suggerieren eine Authentizität, die angesichts der Komplexität von Entstehungssituation, Herstellungsprozess, Funktion und Gebrauch von Fotografien eine Illusion ist. Die große Menge der abgebildeten Individuen bewirkte zudem, dass die einzelne Person in der Masse verschwand. In der Mitte dieses Raumes befanden sich Vitrinen, in deren Schubfächern die originalen Dokumente präsentiert wurden, die von A bis Z entsprechend der Schlagworte aus Kempowskis eigener Kartei sortiert waren. Im wesentlichen handelte es sich um Selbstzeugnisse der verschiedensten Art aus dem Biographien-Archiv. Hier hatte das Publikum die Gelegenheit, die zuvor am Beispiel von Kempowskis literarischem Werk implizit vermittelte Einsicht auf die Texte einfacher Leute anzuwenden: dass nämlich schriftliche Aufzeichnungen über eigenes Erleben vielerlei inhaltlichen Auswahlprozessen, Konventionen der Gestaltung und Überarbeitungsphasen unterliegen.

Das Begleitprogramm zur Ausstellung war vielseitig: An einigen Wochenenden wurden durch Lesungen aus Kempowskis Werken und durch Filmvorführungen weitere Zugänge zu seinem Lebenswerk eröffnet. Die Akademie zeigte die von Eberhard Fechner für das Zweite Deutsche Fernsehen produzierten Filme „Tadellöser & Wolff“ (1975) und „Ein Kapitel für sich“ (1979) und auch den Dokumentarfilm von Peter Leippe „Stimmen aus dem Dunkel. Walter Kempowskis Echolot“ (2003). Von besonderem Interesse für die Zukunft des Archivs war der von der Akademie angekündigte „Sammeltag“ am 10. Juni 2007, an dem Walter Kempowski in der Ausstellung Tagebücher, Fotos und Briefwechsel selbst entgegen nehmen wollte, wozu er aber aufgrund seiner schweren Krankheit nicht in der Lage war. Angesprochen waren aus-

drücklich Menschen mit Migrationshintergrund, um deren Erfahrungen und Lebensgeschichten dokumentieren zu können.

Anstelle eines Katalogs im üblichen Sinne hat Dirk Hempel einen Begleitband zur Ausstellung, ebenfalls mit dem Titel „Kempowskis Lebensläufe“ (Hempel 2007), verfaßt. Dabei konnte er sich als Kempowskis Biograph und als dessen Mitarbeiter am „Echolot“ auf langjährige Erfahrungen mit Kempowskis Werk stützen. Diese Publikation versteht sich als unabhängig von der Ausstellung lesbare, mit Fotos von Ausstellungsobjekten reich bebilderte Einführung in Kempowskis Lebenswerk, die gleichwohl als Kommentar zur Ausstellung dienen konnte. Der Inhalt des Bandes ist in fünf Kapitel gegliedert, die thematisch der fünfteiligen Raumfolge der Ausstellung – Bautzen – Schriftsteller werden – Autor, Pädagoge, Archivar – Echolot – Kempowskis Archive – entsprechen. Einleitend würdigt Wolfgang Trautwein, der Direktor des Archivs der Akademie der Künste Kempowskis literarisches Lebenswerk. Vielversprechend ist Trautweins Ausblick, in dem er das Publikum zur Nutzung der vielfältigen Archivmaterialien auffordert und dazu einlädt, auch künftig Dokumente aus der eigenen Familiengeschichte an die Akademie zu übergeben. Die Akademie versteht sich somit nicht nur als Aufbewahrungsort für Kempowskis Archive, sondern ist gewillt, den Bestand nicht nur der Allgemeinheit zugänglich zu machen, sondern ihn auch künftig zu erweitern und damit die Nachfolge von Kempowskis Sammeltätigkeit anzutreten und Kontinuität zu sichern (Trautwein 2007, 9; Hempel 2007, 148).

Was bleibt? Die Faszination der großen Zahl subjektiver Äußerungen und die Überzeugung, dass sie bewahrt werden müssen. Zu den vielen unbekanntem Schreibenden wird das Archiv in der Akademie der Künste der einzige Zugang für die interessierte Öffentlichkeit wie für die Wissenschaft bleiben.

Was fehlte? Hinweise auf die vielfältigen Einflüsse und Konventionen, die sowohl auf Schreib- wie auf Abbildungsprozesse einwirken. Das hätte zwar die „gefühlte“ Authentizität der Dokumente relativiert, nicht aber deren Wert als Quellen gemindert, sondern im Gegenteil das Verständnis von deren Entstehungsprozess und ihrer historischen Bedingtheit erweitert.

Was tun? Eine angemessene Darstellung und Würdigung von Kempowskis Verdiensten als Archivar von Selbstzeugnissen steht noch aus.

LITERATUR

- Heinritz, Charlotte (1989): Das Kempowski-Archiv für unpublizierte Biographien. In: Walter Kempowski zum sechzigsten Geburtstag. Mit Beiträgen von Jörg Drews und Charlotte Heinritz sowie einer Bibliographie, zusammengestellt von Richard Hacken und Bernd Hagenau. München, Hamburg, 21-45.
- Hempel, Dirk (2004): Walter Kempowski. Eine bürgerliche Biographie. München.
- Hempel, Dirk (2006): Das persönliche Archiv. Das Archiv der unpublizierten Autobiographien. Das Fotografien-Archiv. In: Kulturstiftung der Länder (Hg.): Akademie der Künste. Walter Kempowskis Archive. Berlin (Patrimonia 269), 10-61.
- Hempel, Dirk (2006): Akademie der Künste. Walter Kempowskis Archive. Hg. von der Kulturstiftung der Länder. Berlin (Patrimonia 269).
- Hempel, Dirk (2007): Kempowskis Lebensläufe. Hg. von der Akademie der Künste. Berlin.
- Trautwein, Wolfgang (2007): Lebensläufe: Kempowskis wiedergefundene Zeit. [Vorwort] In: Dirk Hempel: Kempowskis Lebensläufe. Berlin, 7-9.

Literaturbesprechung

Nicolaas A. Rupke: Alexander von Humboldt. A Metabiography. Peter Lang GmbH. Europäischer Verlag der Wissenschaften, Frankfurt a.M. 2005, 320 Seiten, geb.

Am Ende seiner Studie über die biographiegeschichtliche Rezeption des großen Naturforschers Alexander von Humboldt (1769-1859) kommt Nicolaas A. Rupke, Direktor des Instituts für Wissenschaftsgeschichte Göttingen, zu der Schlussfolgerung, dass es für das biographische, ja für das geschichtswissenschaftliche Schaffen schlechthin wohl keinen „archimedischen Punkt“ der absoluten Wahrheitsfindung geben könne. Und in der Tat eignet sich der Gegenstand des zu besprechenden Buches vortrefflich, kulturelle Voreingenommenheiten und geschichtspolitische Instrumentalisierungen aufzudecken bzw. den Nachweis der „biographischen Illusion“ (Pierre Bourdieu) zu führen. So weist das Sujet „Alexander von Humboldt“ extrem unterschiedliche Deutungsmuster auf: Beriefen sich zunächst die liberalen Aktivisten und Sympathisanten der 1848er Revolution auf den Aufklärer und Humanisten, so avancierte Humboldt, nach vorübergehendem Schattendasein unter Bismarck, zum Gewährsmann wilhelminischer „Weltpolitik“ bzw. in der Zwischenkriegszeit zum Medium der kulturellen Ambitionen des Auswärtigen Amtes insbesondere im Hinblick auf die deutsche Ausstrahlung nach Lateinamerika. Nach 1933 wurde den Brüdern die zweifelhafte Ehre der Aufnahme in die „Ahnentafel berühmter Deutscher“ zuteil, doch taten sich die Biographen ungeachtet des mithin erbrachten „Ariernachweises“ letztlich schwer, die „humanistischen Befangenheiten“ der Humboldts mit den rasse- und geopolitischen Zielen des „Dritten Reichs“ in Einklang zu bringen. Schließlich die deutsche Nachkriegszeit und die jüngste Vergangenheit: Während sich der westdeutsche Humboldt philosemitisch und kosmopolitisch und westgebunden präsenzierte, richtete sich das Interesse der Humboldt-Forschung in der DDR auf die proletarischen Sympathiebekundungen des jungen Alexander (während seiner Tätigkeit an der Freiburger Bergakademie 1792-1797), auf sein Mitgefühl mit den unterdrückten Völkern Lateinamerikas, die Freundschaft mit Simón Bolívar und den Kampf gegen die Sklaverei. Die zu dieser Zeit auch auf institutioneller Ebene angesiedelte Deutungs- und Vereinnahmungskonkurrenz (Alexander-von-Humboldt-Kommission/Alexander-von-Humboldt-Forschungsstelle versus Alexander-von-Humboldt-Stiftung und Humboldt-Gesellschaft) wurde nach dem Ende der DDR rigoros entschieden, indem die Vertreter der unterlegenen Seite entweder gingen oder sich durch Anpassung rehabilitierten. Aktuelle Neuansätze der Humboldt-Forschung verweisen auf ökologische Themen („grüner Humboldt“) und den globalen Wissenstransfer; auch ist Humboldts vermutete Homosexualität auf Interesse gestoßen.

Rupkes Untersuchung liefert eine dichte, pointierte und instruktive Analyse der hier nur in ihren Hauptlinien darzustellenden Humboldt-Biographik, deren Spektrum durch einen über siebzig-seitigen bibliographischen Anhang eindrucksvoll untermauert wird. Die Beweiskette für die Relativität und Subjektivität biographischer Erkenntnisbildung erscheint mithin geschlossen, die Konsequenz der Unauffindbarkeit des echten Humboldt unausweichlich. Dies gilt umso mehr, als Quellenmangel oder fehlende Ressourcen im vorliegenden Fall nicht als Entlastungsmomente angeführt werden können, haben doch Humboldt und seine Zeitgenossen für einen enor-

men Überlieferungsschatz gesorgt und kann die Humboldt-Forschung traditioneller Weise auf öffentliche Förderung und institutionelle Absicherung zurückgreifen. Freilich bot die institutionelle Anbindung kaum einmal wirksamen Schutz vor Instrumentalisierung und Subjektivität – Humboldts Metabiographie verweist vielmehr darauf, dass eher vom Gegenteil ausgegangen werden muss.

Welche allgemeinen Schlussfolgerungen ergeben sich? Erstens: Das Genre der Metabiographie stellt unter dem Gesichtspunkt gesellschaftlicher und wissenschaftlicher Selbstvergewisserung eine notwendige und ertragreiche Forschungskategorie dar. Zweitens ist Rupke zuzustimmen, wenn er in Anbetracht des von ihm nachgewiesenen konstruktivistischen Charakters der biographischen Humboldt-Forschung nicht resigniert, sondern auf die Eigenart der Geschichte als Diskurswissenschaft verweist. Zudem: Auch tendenziöse Unternehmungen können gleichsam als Nebenprodukt wichtige Sachinformationen zu Tage fördern und sich wissenschaftliche Meriten verdienen. Drittens lässt sich Rupkes Befund vermutlich verallgemeinern und auf die Biographik „großer Männer“ schlechthin beziehen, stellen diese doch zu allen Zeiten geschichtspolitische Projektionsflächen par excellence dar. Dabei spielt es offenbar keine Rolle, ob ein Gelehrten- oder ein Politikerleben „beackert“ wird. Viertens die Frage nach den Standards des wissenschaftlichen Diskurses und der Chance auf Wahrheit. Wie schon erwähnt, äußert sich Rupke diesbezüglich skeptisch: Parteilichkeiten, Wertbindungen und Determinismen könnten durch fachliche Restriktionen und Reglements nicht ausgeschaltet werden, nur moralische Grenzen gelte es zu respektieren – das Ziel könne allenfalls darin liegen, eine „Collage“ der unterschiedlichen biographischen Bilder und Interpretationen zusammenzustellen.

Für derart kritische Schlussfolgerungen erscheint die Metabiographie in gewisser Weise prädestiniert, denn es geht ihr vor allem darum, die Funktionalisierbarkeit und Wertbindung von Geschichtswissenschaft aufzuzeigen und damit mit einer gewissen Zwangsläufigkeit der relativistischen und konstruktivistischen Kritik zuzuarbeiten. Dies ist jedoch nur die eine Seite der Medaille. Im Gegenzug könnten den geschichts- und interessenpolitisch bestimmten, nicht selten kurzlebigen und teilweise grotesken Deutungsmustern diejenigen Sichtweisen, Argumente und Inhalte gegenübergestellt werden, die dem argumentativen Schlagabtausch über die Zeiten hinweg standgehalten haben. Auf sie verweist Rupke leider nur am Rande. Gewiss handelt es sich auch hierbei wohl nicht um das Destillat der historischen Wahrheit, jedoch um einen Wissensfundus, dessen Persistenz der Befassung und Würdigung bedarf. Möglicherweise spielen die Qualität der Quellen und ihrer Auswertung, das methodische Rüstzeug des Forschers und sein wissenschaftliches Credo doch eine größere Rolle, als die vorliegende Studie vermuten lässt.

Arthur Schlegelmilch

AUTORINNEN UND AUTOREN DIESES HEFTES

Carsten Heinze, Dr. des., Universität Hamburg, Fakultät Wirtschafts- und Sozialwissenschaften, Department für Wirtschaft und Politik, Von-Melle-Park 9, 20146 Hamburg

Daniel Jütte, GSAS Mail Center, Harvard University, 26 Everett Street, Cambridge, MA 02138, USA

Ulrich Kittstein, PD Dr., Lehrstuhl Neuere Germanistik I, Universität Mannheim, 68131 Mannheim

Almut Leh, Dr., Institut für Geschichte und Biographie der Fernuniversität Hagen, Liebigstr. 11, 58511 Lüdenscheid

Enrico Lippmann, Aston University, Aston Triangle, School of Languages and Social Sciences, Birmingham, B4 7ET, United Kingdom

Alexander von Plato, PD Dr., Thuner Str. 4, 21680 Stade

Margit Reiter, Dr., Institut für Zeitgeschichte, Universität Wien, Spitalgasse 2-4, Campus Altes AKH / Hof 1, A-1090 Wien, Österreich

Martina Schiebel, Dr., Evangelische Fachhochschule Darmstadt (EFH), Zweifalltorweg 12, 64293 Darmstadt

Arthur Schlegelmilch, Prof. Dr., Institut für Geschichte und Biographie der Fernuniversität Hagen, Liebigstr. 11, 58511 Lüdenscheid

Henriette Schlesinger, Augustastr. 1, 58509 Lüdenscheid

Gudrun Wedel, Dr., Knesebeckstr. 91, 10623 Berlin

Felix Wemheuer, Dr., Institut für Ostasienwissenschaften/Sinologie, Universität Wien, Spitalgasse 2 Hof 2, A-1090 Wien, Österreich